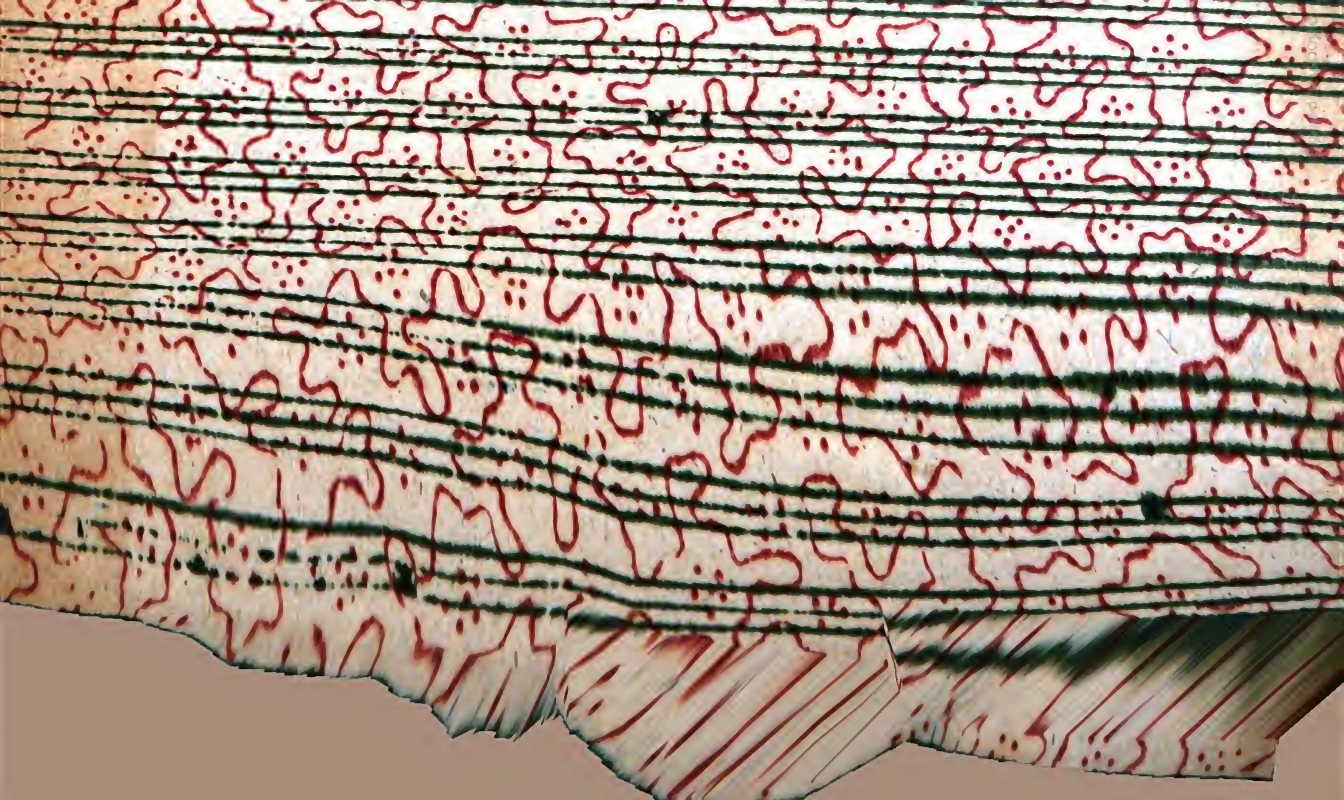
Digitized by Google

AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943



Digitized by Google

Digitized by Google

Ff 2 16m.

Digitized by Google

Digitized by Google

Chys. m. 120. (5.6

Philos. Theol. Nat. Magia. 1190.

R.

Digitized by Google

Das

Grab

des

Aberglaubens

fünfte und sechste Sammlung

von

M. Ernst Urban Keller,
Special-Superintendenten zu Wildbad.

Stutgart
bei Johann Benedict Mezler 1786.

Digitized by Google

Digitized by Google

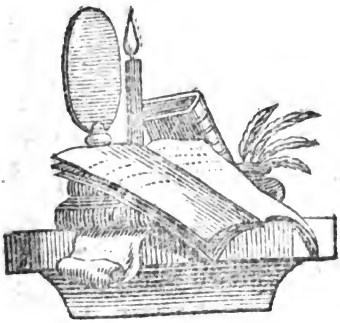
Gegen den

Aberglauben

von

M. Ernſt Urban Keller,

Special-Superintendenten zu Wildbad.



Stutgart

bei Johann Benedict Mezler 1786.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorrede.

Die göttliche Fürsehung hat durch meinen gnädigsten Fürsten mir unvermuthet eine andre Laufbahn vorgezeichnet, und den Endpfahl meines Aufenthalts in Wildbad vorangerückt, so daß ich diesen Sommer zu der hiesigen Superintendenz befördert worden bin, wo ich beym Eintritt mehr zu arbeiten angetroffen habe, als ich vermuthete. Um nun

Digitized by Google

den Druck dieser Schrift an seiner Beendigung nicht zu hindern, muß ich den Fürsaz fahren lassen, nach welchem ich mir fürgenommen habe, in dieser Vorrede die allgemeinen Säze, welche der Aberglaube aufgestellt hat, zu untersuchen und zu exiliren. Z. B. Man müsse viel glauben, wovon man nicht sehe, wie es damit zugehe. In der Natur sey viel verborgen, wavon man die Kräfte nicht kenne. Helfe es nicht: so schade es auch nicht. Wenn es nicht helfe: so mache man es nicht recht. Vielleicht habe man die rechte Zeit, die rechten Umstände nicht beobachtet. Es sey das rechte Zeichen nicht gewesen. Es sey besser, man glaube zu viel als zu wenig. Die Alten seyen auch keine — Narren gewesen u. d. Durch Fortpflanzung solcher Säze sattelt immer der Vater selbst seinem Sohne den Esel, worauf er reutet,

reutet, und damit immer im Irrthum bleibet.

Es hat zwar in den neuern Zeiten die Kenntniß der Natur den Aberglauben in seine lezte Verschanzungen bey manchen getrieben, jedoch aber nicht ganz vertrieben, da er izt nur eine andre Gestalt angenommen hat, womit er seine Kunden an seinem Gängelbande erhält. An neuen Wehr und Waffen fehlt es im Arsenal des Aberglaubens nicht. An statt des plumpen Aberglaubens, der die vergangene Jahrhunderte so sehr entstellt hat, ist nur ein feinerer getretten, der um so gefährlicher ist, weil er von einer sophistischen Vernunft einen Anstrich von Wahrheit bekommen hat. Man schämet sich heut zu tage, aus der Stellung der Gestirne bey der Geburt eines Menschen

seine künftige Schicksale zu bestimmen, und in dem Schweif eines Kometen den nahen Tod eines Monarchen zu lesen; gleichwol hat man nicht auf alle Prophezeyhung Verzicht gethan. Es gibt noch immer Leute, die die Epochen vom Sturz der Reiche, ja elbst vom Ende der Welt berechnen wollen. Die Chiromantie wird den Zigeunern überlassen und verlacht; aber die Physiognomik ist an ihre Stelle getretten; eine Afterwissenschaft, die nur durch langwierige, mannigfaltige und genaue Beobachtungen diesen Namen verlieren, und sich zum Rang einer ächten Wissenschaft erheben kann; die aber in unsern Tagen durch Uebereilung und den beygemischten Sehergeist unzählige Irrthümmer veranlaßt, der Eitelkeit und dem Müssiggange geschmeichelt, und den wahren und nüzlichen Kenntnissen grossen Abbruch gethan

than hat. Man hat die Thorheiten der ſympathetiſchen Kuren eingeſehen, und ſpottet izt über die Wunderkuren, die vor fünfzig Jahren über dem Grabe des Paris geſchehen ſeyn ſollen; allein Gaßner hat mit ſeinem Exorcismus in Teutſchland Beyfall, und in der Schweiz Bewunderung gefunden. Und Mesmer hat in unſern Tagen mit ſeinem thieriſchen Magnetismus, dem er das Anſehen einer vernünftigen Theorie zu geben gewußt, in einer der größten Städte von Europa, die auf ihre Aufklärung ſo ſtolz iſt, eine Menge Köpfe verrückt. Nicht nur der Pöbel in Paris, ſelbſt vornehme Standsperſonen und Gelehrte liefen Schaarenweiſe zu dem magnetiſirenden Arzte. Der franzöſiſche Verſtand hat freylich auch ſeine Auswüchſe. Noch vor wenigen Jahren zitterte ganz Paris über der Gefahr, welche ein

Komet drohen sollte. Im vierzehenten Jahrhundert war, wie Deumenier versichert, die Länge der Schuhe der Maasstab der Rangordnung bey den Franzosen. Die Schuhe eines Prinzen hatten die Länge von zwey und einem halben Fuß. Die eines Barons von zwey Fuß; daher kommt die Redensart: er lebt auf einem grossen Fuß. — —

Diese neue Sammlungen zum Grab des Aberglaubens habe ich noch in Wildbad ausgearbeitet, und liegen schon seit ein paar Jahren zum Druck bereit; welches bey Durchlesung derselben zu wissen nöthig ist.

Ich rücke hier noch das fürtrefliche Gedicht ein, welches der geschickte Würtembergische Prediger zu Langenbrand, Herr M.

Digitized by Google

M. Karl Friedrich Ludwig Kurrer, Ehren-Mitglied der lateiniſchen Geſellſchaft zu Jena, aus Gelegenheit des Grabs des Aberglaubens verfertiget hat. Es verdient bekannt gemacht zu werden. Schriebs Laufen am Neckar, am Tage Jakobi 1786.

Wie

Digitized by Google

* * *

Wie jene ſchröckende Phantome ſchwinden! —
Soll denn die Menſchheit immer hofnungsleer
Sich unter dieſem Joche winden?
Es iſt genug! wie lang? wie ſchwer
Lag ſchauervolle Finſterniß
Auf unſers lieben Gottes Welt?
Die Menge zitterte; nur riß
Sich hie und da hindurch ein Held.

Des Himmels Schmuck, Nordſcheine und Kometen,
Verkündigen bey Nacht des Schöpfers Ruhm.
Doch ſchaft Gunild ſie zu Propheten
Des Unglücks ſtille ſeufzend um.
Ein ohnbedeutend Würmgen nagt,
Die Hunde heulen, Käuzlen ſchrei'n,
Ein Topf zerbricht, ſie ſeufzt und zagt,
Das müſſen Todtesboten ſeyn!

Sie

Sie kann für Angst zu Hause nimmer bleiben,
Geht aus, bekreuzt sich dreymal ohnbeschri'en;
Diskurs, und Schmaus und Früling treiben
Sie auf das Dorf zur Nachbarin.
Schon sinnt sie, was sie reden will,
Und freut sich auf den Abendschmaus,
Ein Haas springt auf, sie stehet still,
Erschrickt, kehrt um, und geht nach Haus.

Die Sonn' entweicht, nur wenig Sterne funkeln,
Sie eilt und rennt — die Nacht ist niemands Freund! —
Im Angstschweis hin, als in dem Dunkeln
Von Ferne ihr ein Licht erscheint,
Vom Gottesacker kommt es her, —
Es mag wol ein Gespenste seyn!
Kommt immer näher, feuriger,
Sie eilt und fällt und bricht ein Bein.

Da liegt sie nun! des Aberglaubens Beute!
Ruft ächzend Hilf' und nahe Thorwach' her.
„Da seht! wenn auf dem Wege heute
„Mir nicht ein Has' begegnet wär,
„Wär mir dies Unglück nicht geschehn.
„Stellt, Wizlinge! das Spotten ein!
„Hier kann mans augenscheinlich seh'n,
„Es muß ein schlimmes Zeichen seyn!

„Lauft,

„Lauft, Mägde! lauft zu jenem weisen Manne,
„Der sympathetisch Wunderkuren thut,
„Daß er den Brand vom Fus verbanne,
„Da! bringt ihm diesen Strumpf mit Blut!
„Noch denk' ich, wie mit weiser Hand,
„Als Klare jüngst den Arm zerbrach,
„Er seines Stules Fus verband,
„Und seinen Seegen drüber sprach.

„Und sollt', ich hoff' es! seine Kur ihm glücken,
„Bey meinem ersten Ausgang will ich dann
„Altar und Kanzel reichlich schmücken.
„Ich habs zwar schon einmal gethan,
„Doch in die Kirchen stift ich gern
„Von meinem ehrlichen Gewinn,
„Und besser ists, ich leih's dem Herrn,
„Als werf es einem Armen hin."

So, Aberglauben! träumen Weiberseelen
Von deinem Zauberdunste eingewiegt!
Doch finstre Männerköpfe quälen
Die Welt noch mehr. In Klöstern liegt
Ein unerschöpfter Seegenkram
Für Menschen gut, und gut für's Vieh,
Wer je von diesen Mitteln nam,
Dem schadte selbst der Teufel nie!

Oel-

Oel — Waſſer — Beiner — Splitter — Amuleten —
Charakter, die kein Menſchenſinn erräth.
Noch mehr! im heil'gen Unſinn tödten
Sie Menſchen tauſendweis. Hie ſteht
Ein Kezerhäufgen. — — Folter her!
Und Scheiterhaufen! Schwerd und Strick!
Stirb! Kezer! ſtirb! zu Gottes Ehr! —
Stirb! oder kehr zu uns zurück!

Bartholomäusnächte — Dragonaden --
Salzburger — Calas — Sirven — fordern Rach!
Ravaillaks und Clemente baden
Im Königsblut die Hand. — Erwach'
Aus deinem Schlummer, Menſch! zerbrich
Die Feſſeln der Tirannin! ſchon
Sind ſie morſch! Erwach und ſprich
Dem Höllenkinde einmal Hohn!

Wie lange willt du Mord und Tollheit ſchnauben?
Des Stupors Tochter und der Schwärmerey!
Herab von deinem Throne, Aberglauben!
Die finſtre Zeiten ſind vorbey,
Der Tag bricht an, die Nebel flieh'n,
Die Sonne der Religion
Stost ſtralend ſie zu Boden hin,
Herab einmal von deinem Thron!

Sieh!

Digitized by Google

Sieh! deines Thrones schwarze Stüzen sinken,
Stolz, Unsinn, Heucheley, Unwissenheit,
Von hohem Alter mürb. Nun winken
Dir Schande und Vergessenheit.
Die Menschheit siegt. Tirannin! flieh
Flieh zu der Muter, Höll', hinab!
Stirb, altes Ungeheuer! hie
Erwartet dich das ofne Grab!

Wie Uhu, Fledermäuse, Käuzlen, Eulen
Bey deinem Grab' harmonisch munter sind!
Nur Mönch und alte Weiber heulen
Sich fast bey deinem Falle blind.
Weint immer, leere Köpfe! weint!
Dann euer Göze ist gefällt,
Dank, Menschheit! Dank dem Menschenfreund,
Der deine Rechte hergestellt.

Thomasius und Becker! welche Namen!
Noch unentschieden ist ihr wahrer Werth:
Sinds — Helden? oder — Kezer? — kamen
Und schlugen drein mit Feur und Schwerdt —
Nun kommt der dritte Menschenfreund
Bewafnet mit Religion
Zu Hilfe dir, und stürzt den Feind
Als Mensch und Christe von dem Thron.

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

I. Nothwendigkeit, dem Aberglauben zu steuren, aus seinen neusten Ausbrüchen.

II. Versuch, wie dem Aberglauben auf die kräftigste Weise zu steuren sey.

III. Anwendung der in dem Versuche gegebenen Regeln.

IV. Fernere Anwendung der in dem Versuche gegebenen Regeln.

V. Fortgesezte Anwendung dieser Regeln.

VI. Nachahmungen der Christen in dem altheidnischen Aberglauben.

)( )(VII.

Digitized by Google

VII. Die bezauberte Raupen.

VIII. Entdeckte Quellen aberglaubiſcher Meinungen.

IX. Die weiſſe Frau.

X. Ueberbleibſeln des altheidniſchen Aberglaubens unter den Chriſten. Fortſezung des ſechsten Stücks.

XI. Von der magiſchen Kraft der Glocken.

XII. Von den Urſachen des Aberglaubens ſamt dem Schaden, den er anrichtet.

Digitized by Google

Erſtes Stück.

Nothwendigkeit, dem Aberglauben zu ſteuren, aus ſeinen neuſten Ausbrüchen.

Quo ſemel eſt imbuta recens ſervabit odorem
Teſta diu.

Horat.

Ohnſtreitig behält der Aberglauben eine gleiche Dauer mit unſerm Planeten, und die Sonne wird noch oft genug ihren Lauf durch den Thierkreis machen müſſen, bis er einen Theil ſeiner Herrſchaft fahren läßt; gleichwol kann es von keinem vernünftigen Menſchen als eine überflüſſige Arbeit angeſehen werden, wenn der Aberglauben

in seiner Blösse hingestellt, und gegen seine Grundveste gegraben wird. Der Schaden ist zu beträchtlich, den er anrichtet, und seine Macht zu ausgebreitet, als daß man gleichgültig auf ihn hinsehen, und ihn ungestört seine finstre Arbeit verrichten lassen könnte.

Ich komme zwar ungerne daran, das Grab des Aberglaubens zu erweitern, und neue Ausfälle auf kanonisirte Thorheiten und verjährte Irrthümmer zu machen; allein ich bin überzeugt, daß dem Pöbel die Schuppen noch nicht von den Augen gefallen sind, und er noch immer eine tiefe Ehrfurcht für den Popanz der Kirche hat; ich weiß auch, daß noch eine Menge Gespenster, Erscheinungen, Hexen, Drachenkinder, wütende Heere, Kielkröpfe, Wechselbälge, Nixen, Allraunen, Wehrwölfe, Inkuben und Wunder, wenigstens unter dem Landvolke, wo sich alle Moden und Meinungen am längsten erhalten, gleich der Pest, im Finstern schleiche, und unser achtzehendes Jahrhundert noch nicht so helle sey, daß nicht die Faustén, die Kornelius Agrippa, die Paracelsus

celsus mit ihren Zauberspiegeln, Amuletten, verschlossenen Billets, Wünschelruthen, Uringläsern, Zeichendeutungen und Wundern ihr Glück darinnen machen sollten. Ich will nun einige von den neusten Ausbrüchen des Aberglaubens anführen, um seine grosse Macht zu erkennen zu geben, und zu zeigen, wie nöthig es sey, ihm zu steuren.

Noch vor kurzem ritten Gaßner und Schröpfer auf Ebentheuer aus, und fanden Beyfall. Ich kenne eine ädle Frau, eine gewis sonst vernünftige Person, und zwey Lehrer der Rechte, welche nicht mit 13. Personen an Einem Tische speisen wollen, aus Furcht, eine unter ihnen möchte in wenigen Monaten eine Beute des Todes werden. Ganze Städte revoltiren, wenn ein Todter, der sich selbst aufgeknüpft hat, auf ihren Kirchhof begraben wird. Es soll ein ehrliches Begräbnis eines solchen Unglücklichen den Fluch über ein Land ziehen, und der Hagel die Erndte verheeren. In Arnheim ist An. 1783. eine Aufruhr

ruhr entstanden, daß der dasige Magistrat sich erklärt hat, einen neuen Kirchhof vor der Stadt anzulegen; Als die erste Leiche dahin gebracht worden war, grub eine Menge Weiber die Leiche wieder aus, trug sie in die Stadt zurück, und beerdigte selbige neuerdings in die Kirche. Das Volk siehet eine jede Veränderung als bedeutend an, und der Aberglaubige hält eine Begräbniß in den Kirchen für einen sichern Vorschritt in den Himmel. Mumlax, ein Mann vom ersten Rang, befielt, seinem in der Ferne verstorbenen Sohne einen grünen Rasen unter das Kinn zu legen, um seinem Haupte alle Wendung zu verwehren, damit er nichts vom Sterbetuch in den Mund bekomme, er sich auch nicht nach andern in der Familie umsehen, und davon nach sich ziehen könne. Dieser Befehl wurde auch pünctlich befolgt. Nach des Hrn. Pastor Götzen in Quedlinburg gemachten Anmerkung ist die Spinne beym schwächern Geschlechte immer noch ein Unglücksprophete. P. Fast und P. Weyder tretten in Teutschlands erster Stadt bey aller Aufklärung derselben auf,

und

und behaupten, (*) das Pötscher Bild habe geweint; durch das Wallfahrten ziehe man sich eher die Gnade Gottes zu, als wenn man zu Hause bleibe; die Andacht zum fleischernen Herzen Jesu sey löblich; Brüder und Schwestern hätten ein ausschliessendes Recht auf die künftige Glorie, die sie sich zum theil durch ihre heilige Brüderschafts-Werke verdienen; der Segen mit einem hölzernen Jesubild sey gut; man empfange wirkliche Gnaden, wenn man bey Bildern silberne oder güldene Opfer aufhänge u. d. g.

Sicher wird es noch mehr als eine Wäsche kosten, bis die Wahrheit aller Orten in einem reinen Gewande herfürtretten kann, da die Flecken grauer Vorurteile so tief sizen, und oft mit Fleiß begünstiget werden. Jeder Vernünftige weiß z. B. daß die Wallfahrten besonders auffer Lands thöricht und schädlich seyen; sie hören deßwegen nicht auf, und wenige Lehrer sind so bidern

(*) S. Epistel an die dem ächten alten Glauben anhangende Herde zu Wien wegen ihres Oberhirten von Christian Ehrlich. Wien 1783.

Herzens, daß, wann sie auch gleich nicht phantastische Andächtler sind, sie dem Volke frey heraus sagten, daß Gott in der Kapelle des Dorfs eben so nahe, eben so willfährig seyn, uns zu erhören, als zu Altötingen, zu Waldthürn, oder selbst in der Sanctpeterskirche zu Rom. Mit gutem Bedacht läßt man dem Volke seine Götzen, welche zu Kolossen erwachsen, und gestattet ihre Afterandachten unter anderm auch darum, daß die hundert kleine Kanäle nicht versiegen gehen, welche der grossen Wassermühle der Klerisey Zufluß verschaffen. Mit redlichen Herzen zieht das gute Volk seinen Beutel, um von der christlichen Gemeine nicht als kontreband angesehen zu werden. Der Bayrische Zuschauer wollte sich nach den Schlözerschen Staats-Anzeigen vom Jahr 1782. zu Beleuchtung gewisser Dinge nahe hinzuwagen; aber man schlug ihm die Laterne aus der Hand. Das Gefühl für Wahrheit und ächte Frömmigkeit ist noch nicht in allen Gemütern angefacht und erhöhet. Würde nur einstweilen Verdacht gegen die Lüge erweckt, bis die Wahrheit dereinst triumphirt!

Ohne

Ohnelängſt mußte ich mit Augen ſehen, wie ein düſtrer Franziskaner, welcher Fremdlingen neben den Chor- und andern Kleidern auch den Kelch in einer Kirche wieß, ſich zurückzog und die Stirne faltete, weil ein ungeweihter Lay nach dem Kelch grif und ihn in der Hand halten wollte. Mauer und Dach, Kanzel und Altar, Taufſtein und Orgel und alles Geräthe des Heiligthums ſind mit nichten das Heiligthum ſelber; bloß der Zweck und die Abſicht, daß gottesdienſtliche Handlungen in dieſem Hauſe und mit dem Geräthe vorgenommen werden, machen beydes ehrwürdig, und durch den Angrif wird ſolches nicht herabgewürdiget.

Der Knabe, der kaum die Flügelkleider abgelegt hat, fragte den Gukguk mit ſtammlender Zunge: Gukguk! ſage mir, wie lang ich leben werde? Zählt an ſeinen Fingerchen nach, wie vielmal er rufe, und hüpft in die Höhe, wenn er ihn recht vielmal rufen hört; denn er hat ſchon von andern Kindern gehört, man könne aus dem Gukguks-Geſang die Zahl der künftigen Lebens-

jahre abnehmen. Die junge Brigitte seufzt; sie läßt es sich nicht nehmen, und behauptet dreiste, es werde nächstens ein Inwohner sterben, weil es in das Abendläuten geschlagen. Sie läuft in ihren Gedanken von Hause zu Hause, ob sie nicht einen Kranken irgendwo wisse, und diesem muß es gelten. Ein Knabe sagt es dem andern, daß eine sieben Jahre lang in ein Schächtelchen eingesiegelte Spinne einen ädlen Stein oder ein Stück fein Gold zurücklasse; und unbarmherzig schließt er gleich die nächste grosse Spinne in ihr ewiges Gefängniß ein. So löblich die öffentlichen Schulanstalten sind, und die Nachahmung ein Wezstein des Verstandes wird: so streuet doch oft, aller Aufmerksamkeit ohngeachtet, der Strassenjunge schädlichen Samen aus, und gleicht nicht selten einem Reisenden, der aus der Levante die Pest mit sich und seinen Waaren nach Europa bringt. Er steckt andre horchende Schüler mit seinen selzamen Meinungen an, da der Geist des Menschen von Jugend auf zu allem, was selzam, ebentheurlich und wunderbar ist, nur gar zu geneigt

neigt zu seyn scheinet. Der Fürwiz und die Neugierde, die der Schöpfer zu einem bessern Zweck in unsre Seele gepflanzt hat, leiten uns in Zeiten von der Natur und Vernunft auf ausserordentliche Vorstellungen.

Herr Albert, mißtrauisch auf die Einsichten seines Arztes, wenn er auch ein vernünftiger Mann ist und sich nie berauscht, läßt den Urin zu irgend einem Quacksalber, Scharfrichter oder einer sonst grundgelahrten Frau Baase tragen. Das Orakel redet von Verstopfung der Lunge, die Leber koche schlechtes Geblüt u. d. g. Der dankbare Klient, zufrieden über die prophetische Erklärung des Urins, legt einige Dreybäzner auf den Dreyfuß dieses Urinpropheten, und erhält zum Trost des durch die Doktoren mishandelten Kranken ein ehlenlanges Rezept, welches für Hauen und Stechen untrüglich ist. Das Wundermittel wird heimlich gebraucht, die Krankheit verschlimmert sich, der Patient stirbt, und der Hausarzt wird zur Beerdigung gebeten, ohne zu wissen, daß das Mordmesser eines tölpelhaften Quack-

salbers, oder die grausame Scheere einer heillosen Parze den Lebensfaden vollends abgeschnitten hat.

In England ward Robert Andrews, Professor der Astrologie in Grantham, zu Anfang des Maymonats 1782. ins Zuchthaus zu Nottingham gebracht, weil er die Leichtglaubigkeit des Volks, das haufenweise zu ihm lief, mißbraucht, und es durch Weissagen und Nativitätstellen ums Geld gebracht hatte. (*) In London wundert man sich, wie dergleichen Thorheiten zu unsern Zeiten noch Beyfall finden können; wird man sich aber anderwärts nicht wundern, daß man in England noch einen Professor der Astrologie besoldet, und ihn straft, wenn er seinem Amte Genüge thut?

Valet in M. schleicht sich im November 1779. um Mitternacht auf den Kirchhof, fragt sein neubegrabenes Wiegenkind um Rath, was für Zahlen er sich wählen soll, um in der Lotterie glücklich zu seyn? Aber vergebens wartet er auf eine Antwort, auch der nächste Traum geht hülflos

(*) Stuttgart. privil. Zeitung 1783. 73. St.

hülflos vorbey. Er wird zwar gestraft, aber die Strafen bessern den Menschen nicht von Grund aus. Das Tadelhafte und Strafbare des Aberglaubens besteht darin, daß die Menschen nüzliche und schädliche Wirkungen von verborgnen Kräften erwarten, ohne in dem Worte Gottes, oder in der vernünftigen Erkenntniß der Natur eine Anweisung dazu zu haben; und in dieser Absicht ists einerley, ob abergläubische Handlungen die gesuchte Wirkung hervorbringen oder nicht.

(*) Zu Seville in Spanien hatte ohnelängst ein französischer Mechanikus beynahe das Unglück, als Zauberer in die Hände der Inquisition zu fallen. Er verfertigte eine redende Puppe; er mußte die Inquisition von ihrem Mechanismus augenscheinlich überführen, worauf man ihn frey ließ, und ihm ein eigenes Certificat ertheilte, worin bekräftiget wurde, sein unbegreifliches Kunststück gehe wirklich ohne Zauberey zu.

Nun,

(*) Stuttgart. privil. Zeitung 1783. 150. St.

Digitized by Google

Nun, Leser! ein Hexen-Prozeß! (*) eine Geschichte nicht aus dem vorigen Jahrhundert, sondern die sich vor wenigen Jahren zugetragen hat, freilich in einem Lande, wo es mehr Rinder als Papageyen gibt. Ein demüthigender Beweiß, wie weit der Verstand und das Gefühl der Menschen unter dem Joch des Aberglaubens und tief eingewurzelter Vorurteile sinken kann! In Pomerellen ligt unter der Jurisdiction des Landvogteygerichts zu Koniz oder Choiniz das Dorf Orsowo, dessen Einwohner ausser einigen Bauren Aedelleute sind, die sich vom Ackerbau nähren. Einer von diesen, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer, Matthias Rapka, ein Gärtnerhauß vermiethet, wodurch die Familien von beyden in einen nähern Umgang gekommen waren. Unter Leuten von so eingeschränkten Begriffen, bey denen folglich auch jede Begierde äusserst heftig ist, kann es nicht leicht an Gelegenheit zu Zänkereyen fehlen,

(*) Lesebuch für alle Stände zur Beförderung edler Grundsäze, ächten Geschmacks und nüzlicher Kenntnisse. von Joh. Friedr Zöllner, Prediger in Berlin. Berlin. 1781. Th. III.

fehlen, welche oft unerheblich genug sind; allein eben deßwegen mit vieler Bitterkeit von beyden Seiten geführt werden. Auch hier war dieß der Fall. Die Frau des Aedelmanns merkte an, daß sich allerley kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft zutrugen, seit die Kapka in ihrem Hause wohnte; und manche derselben mochten sich gerade nach einem vorgefallenen Zwiste unter ihnen beyden ereignet haben. Dadurch gerieth sie auf den Argwohn, daß jene eine Hexe sey, und sich durch Zaubereyen zu rächen wisse. Folgender Zufall bestärkte sie in dieser Meinung, und wurde die Veranlassung zu einer höchsttragischen Geschichte.

Agnes, die Tochter des von Zabinsky, wurde unter vielen Schmerzen an dem rechten Knie und Schenkel lahm. Der Arzt versicherte zwar, daß dieß blos eine Folge von einer gichtischen Materie sey, die sich an diesen Theilen abgesezt habe; allein die Mutter war davon nicht zu überzeugen; sie behauptete, es sey eine unnatürliche Krankheit, die keinen andern Grund als die

Zau-

Zauberey der Kapka haben könnte, zumal da kurz vorher zwischen ihr und dem Fräulein Agnes ein Streit vorgefallen seyn sollte. Was bedurfte es mehrerer Beweise für ihren Argwohn? Sie nahm daher auch weiter keinen Anstand, die Bauerfrau im ganzen Dorfe für eine offenbare Hexe zu erklären. Bey dieser Rache ließ sie es indessen nicht bewenden, sondern zeigte den ganzen Vorfall, samt allen ihren Vermuthungen und Schlüssen, dem Dorfschulzen Albrecht von Rowalewsky an, und verlangte von ihm, daß er das ganze Dorf zusammen berufen, und in Gegenwart desselben an der Kapka die Wasserprobe sollte machen lassen. Der Schulze weigerte sich anfänglich, ihrem Gesuche Genüge zu thun, und damit er sie los würde, wandte er ein, daß man dazu wärmere Witterung abwarten müßte. Als aber endlich am 13. März 1779. ein gelinder Tag einfiel: wiederholte sie ihre Vorstellung so dringend, daß der Schulze seine Einwilligung gab.

Sogleich veranstaltete die von Zabinsky, daß die sogenannte Schulzenkeule, als das Zeichen einer

einer angesezten Dorfversammlung, im Orte umhergeschickt wurde; und gegen Mittag waren bereits die meisten Einwohner bey dem Schulzen versammlet. Nach einer kurzen Erzehlung des Falls und einer noch kürzern Uberlegung, was zu thun sey, wurde Andreas von Zabinsky nebst seinem Sohn Franz und etlichen Bauern nach dem Hause, worin die Kapka wohnte, förmlich abgeschickt, um sie vor die Versammlung zu stellen, und durch die Wasserprobe auszumitteln, ob sie wirklich eine Hexe sey oder nicht. Die erschrockne Frau wurde fortgeschleppt, und nach einem Dümpel (Teiche) geführt, welcher ohngefehr tausend Schritte vom Dorfe ligt, etwa 200. Schritte im Umkreise, und 20. Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer schon über Mannes Länge tief ist.

Hier zog sich die Unglückliche auf Verlangen der beyden Zabinsky bis aufs Hemde gutwillig aus; jedoch legte sie das sogenannte Skapulier nicht ab, welches ihr aber ihre Anklägerin abriß, indem sie sagte: Du Hexe! bist nicht mehr wehrt, das Bildniß der Mutter Gottes zu tragen! Eben

diese

diese besprengte darauf den Dümpel mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füsse kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf ein 3. Ellen langes und 1. Elle breites Brett sezen; an dies Brett befestigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn seinem am entgegengesezten Ufer stehenden Vater zu, und dieser zog sodann das Brett mit der Kapka ins Wasser. Sie fiel gleich am Ufer vom Brette ins Wasser, die Strohstricke lösten, da sie naß wurden, sich auf, und so kam sie, frey von ihren Banden, wieder glücklich ans Land. Nachdem dieser schlecht abgelaufene Versuch die Aedelleute nicht zufrieden stellte: so wiederholten sie denselben, der sich wieder damit endigte, daß die Frau, wie das erstemal, ans Land schwamm. Die meisten Anwesenden machten sich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn, daß sie nicht untersank, dünkte ihnen ein hinlänglicher Beweiß, daß die im Wasser geprüfte eine wirkliche Hexe sey.

Ihr

Ihr Mann, der mit ihr 21. Jahre in einer zufriednen Ehe lebte, war bis izt ein müssiger Zuschauer des ganzen Auftritts gewesen, weil er sich der Gewalt nicht widersezen konnte, auch im Dorfe keinen Freund fand, der ihm beygestanden hätte. Da er aber nun sah, daß man seine Frau für schuldig erklärte, so gieng ihm das sehr nahe, und er kannte kein anders Mittel, ihre Unschuld, von der er sich selbst zur Genüge überzeugt hielt, zu beweisen, als die Wiederholung der Probe, an deren Zuverlässigkeit er im mindesten nicht zweifelte. In dieser Meinung lief er dem zurückgegangenen Haufen nach, und forderte sie sämtlich, besonders die Zabinskysche Familie, auf, die angefangene Prüfung seiner Frau völlig zu Ende zu bringen, sie besser zu binden, sie mitten auf den Dümpel zu ziehen, und sie sodenn ins Wasser zu werfen. Jene kehrten wieder um, und banden die arme Frau mit hänfnen Stricken kreuzweis zusammen, die beyden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Dümpel, und stiessen sie so weit vom Ufer, als sie

konnten. Die nun zum drittenmale der Probe unterworfene bejammernswürdige Frau schwamm eine geraume Zeit auf dem Bauche im Wasser umher, bis sie endlich vermittelst eines an ihr befestigten Stricks wieder heraus gezogen und losgebunden wurde. Ihre Kräfte waren erschöpft; alleine das grausame Verfahren ihrer Feinde hatte sie in eine Art von Wuth gesezt, so daß sie nach einer kurzen Ruhe freywillig ins Wasser sprang, und erst, nachdem sie wol eine Viertelstunde umhergeschwommen war, wieder ans Ufer kam.

Hiedurch hielten sich nun die anwesenden Adelleute völlig überzeugt, daß sie eine Hexe sey, und glaubten sich deßwegen zu einer jeden Grausamkeit gegen sie berechtiget. Fast alle, fürnemlich die Zabinskysche Familie, schlugen sie mit grossen Stricken und Ruthen, ohne Vorsicht, wohin sie trafen, und verlangten, daß sie die Agnes entzaubern sollte. Nachdem sie sie, ihrer Meinung nach, genug gemartert hatten, vereinigten sie sich sämtlich dahin, daß solche Hexe nicht wieder ins Dorf zurückkommen dörfte.

Die

Die gemishandelte Frau hörte nicht auf, ihre Unschuld zu betheuren, und um Erbarmen zu flehen. Sie bat nur, man möchte sie aufrichten und auf die Füsse bringen; auch das wurde ihr versagt. Einer von den Aedelleuten nahm durch ihr Bitten so gar Gelegenheit, sie noch einmal mit einem Stocke, so lange bis er sprang, zu schlagen, und sie dann mit dem in der Hand behaltenen Stücke ins Gesicht zu stossen, wobey er ihr sagte: steh auf, Bestie! und ziehe dich an! — Möchte doch die Vorsehung auch unter den Polacken einen Reuchlin und Thomasius erwecken, die als polnische Colombe ihren Landsleuten den Weg zeigten, den sie gehen müßten, wenn sie sich mit den Schäzen der wahren Gelehrsamkeit bereichern, und durch Irrthümer und Vorurteile durcharbeiten wollten!

Müde, einem Schauspiele zuzusehen, welches ihnen wahrscheinlich nicht mehr Abwechslung genug hatte, giengen die Versammelten nun in das Dorf zurück, und liessen die mit Blut bedeckte, dem Tode nahe gebrachte Frau ohne alle

Hülfe unter freyem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchtern, die eine von 14. die andere von 11. Jahren, welche sich so lange vor der Menge gefürchtet hatten, durch den Jammer ihrer Mutter gerührt, griffen ihr unter die Arme, und führten sie bis an die äusserſten Zäune des Dorfs, wo sie vor zu grosser Schwachheit liegen blieb, ohne daß sich weiter jemand um sie bekümmert hätte.

Gegen Abend wurde von sämtlichen Aedelleuten des Dorfs beschlossen, sie über die Grenzen zu bringen. Franz von Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die von allen verlassene Frau darauf, und fuhr in einer zahlreichen Begleitung mit ihr hinweg. Unterwegs gab er ihr immer noch die empfindlichste Peitschenhiebe, und seine Mutter schrie ununterbrochen, sie sollte die Agnes entzaubern. Sie waren bereits zimlich weit mit ihr gefahren, als das Brett des Wagens, worauf sie lag, brach, und mit demselben sie selbst auf die Erde fiel. Sie weinte heftig und bat aufs flehentlichste, sie

nicht

nicht so hülflos, ohne Kleider, vor Kälte erstarrt, mit Wunden und Striemen bedeckt, auf freyem Felde liegen zu lassen; allein alle Anwesende blieben fühlloß, und giengen nach dem Dorfe zurück.

Während dieser Zeit hatte ihr Mann, der sie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlassen, zu Hause allerley Ueberlegungen gepflogen. Die angestellte Wasserprobe hatte ihn in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend gemacht; vornehmlich trug dazu viel das übereinstimmende Urteil der Aedelleute und des Schulzen bey, denen er doch zutraute, daß sie die Sache verstehen müßten. Er fieng an, sich vor ihr als einer Hexe zu fürchten, und getraute sich wenigstens nicht, ihr zu Hülfe zu kommen, da er sah, wie allgemein der Haß und die Wuth gegen sie war. Als er sich aber dagegen vorstellte, daß die treue Genossin seines Hauses, mit deren er eine lange Reihe von Jahren hindurch so zufriden gelebt hatte, in einem so äusserst elenden Zustande, vielleicht noch immerfort den Mishand-

lungen ihrer Peiniger ausgeſezt wäre: ſo überwand Mitleid, Erbarmen und Zuneigung jede andre Regung ſeines Gefühls. Er nahm ſo viele Kleider, als er für nöthig hielt, mit ſich und gieng dem übrigen Haufen nach. Dieſen fand er ſchon auf dem Ruckwege; er vermied es, von ihnen bemerkt zu werden, und fand bald darauf ſeine Frau auf dem Wege, auſſer Stande zu ſprechen. Sie röchelte blos noch, und aus der Naſe und dem Munde flos häufiges Blut. Alle Mühe, die er ſich gab, ſie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens; ſie rang bereits mit dem Tode. In einer Art von Verzweiflung gieng er nach Hauſe, nachdem er ſie mit Kleidern bedeckt hatte, und nach anderthalb Stunden kam er wieder und fand ſie todt. Auf dieſe ſo traurige, als grauſame Art muste die bedaurenswürdige Frau, die nach der Ausſage aller abgehörten Zeugen jederzeit ein ſtilles und ehrbares Leben geführt hatte, und die blos durch Zufälle, und durch die tumme Bosheit der Zabinskyſchen Familie in den Verdacht der Zauberey gekommen war, ihr Leben beſchlieſſen,

nach-

nachdem sie unmenschliche Martern erdultet hatte. Ihr hinterlassener Mann war vor Schmerz ganz ausser sich. Er lief zum Pfarrer zu Wiehle, um ihm den Vorfall anzuzeigen, und sich Beruhigung und Trost zu suchen. Dieser gab dem Landvogteygerichte zu Koniz davon Nachricht, das sogleich die Verbrecher der Untersuchung unterwarf.

Die von Zabinsky hatte Gelegenheit gefunden zu entkommen, und damit der Strafe, die ihrer Bosheit gebührte, zu entgehen. Es sind indessen die nöthigen Masregeln genommen worden, ihrer wiederum habhaft zu werden. Das hiesige Cammergericht verurteilte die Mitschuldigen des Mords auf 4. 3. und 2. Jahre. Der hohe Grad von Einfalt, der Aberglaube, die Rauhigkeit der Sitten und tief eingewurzelte Vorurteile, samt dem Mangel der Ueberlegung, welche allenthalben in der ganzen Geschichte herfürleuchten, bewogen billig die Richter zu einer solchen Milderung der Strafe.

Was würde Rousseau, der seine durch die Wissenschaften erlangte Aufklärung anwendete,

Digitized by Google

um gegen die Wissenschaften den Verdacht zu erregen, daß sie über die Länder, die sie in ihren Schoos aufnehmen, Unglück und Elend verbreiten, — was würde er antworten, wenn man ihm in Begebenheiten, wie diese, es anschaulich machte, welch schröckliche Auftritte der menschlichen Gesellschaft drohen, wenn der Geist der Nation nicht mit gesunden Begriffen genährt, und ihr Character nicht durch ädle Grundsäze gebildet worden ist? In einem Lande, wo auf die Ausbildung und Verschönerung des Geistes die wenigste Sorge gewendet wird, kann es an dergleichen Auftritten nicht fehlen. Aber auch noch auf andern Ländern ligt dickes Gewölke.

Im Glarner Lande glaubt man auch noch Hexen, und richtet sie hin. (*) Anna Gölti, welche von einem 9 jährigen Kinde beleidiget worden ist, soll demselben verschiedne Stecknadeln von man-

(*) S. freundschaftliche und vertrauliche Briefe, den sogenannten sehr berüchtigten Hexenhandel zu Glarus betreffend, von Heinrich Ludwig Lehmann. Zürich. 1783. 8.

mancherley Gröſſe und Krümmung, ein paar eiſerne Nägel, zwey meſſinge Häftlen, und ein paar krummgebogene Eiſendrät in einem Läckerlein aus Rache beygebracht, und endlich daſſelbe, nachdem es jene Stücke zu verſchiedenen malen von ſich gebrochen hat, und darüber contrakt worden iſt, nach einer 16. wöchigen höchſtgefährlichen Krankheit entzaubert, und auf eine ſo wunderbare als ſelzame Weiſe geheilet haben. Ein Teufelsbanner, der zu Hülfe gerufen worden, behauptete, daß, wenn er nicht helfen könne, niemand als die Hexe ſelbſt es zu thun im Stande ſey. Man bat die Anna, und verſicherte ſie, daß, wenn ſie helfen würde, ihre Strafe dadurch erleichtert werde. Anna nimmt auf vieles Bitten und Drohen den Antrag an; ſie ſtrich und drehete den kontrakten Fuß, ſie weinte und beklagte ihr unglückliches Schickſal und betete eifrig während der Berührung des Kindes, ohne daß man nach zwey Stunden eine Beſſerung an dem Fuſſe bemerkt hätte. Diß geſchah den 11. März 1782. Nach mehrfältigen Berührungen und Drücken des Fuſſes wurde zum

Erſtaunen der Geſellſchaft das Kind wieder ſo hergeſtellt, daß es an der Hand eines Führers gehen konnte. Dieſe poſirliche, aber ſehr natürlich ſcheinende Cur, wenn man das ſo oft wiederholte ſtreichen, drehen, drücken, ſtrecken des Fuſſes u. d. betrachtet, machte ein ungemeines Aufſehen, und ließ nun niemand mehr zweifeln, daß Anna eine Hexe wäre. Sie ſelbſt ſagte, nachdem man ihr das Todesurteil angekündigt hatte: ich weiß nicht, durch weſſen Kraft das Kind geheilet worden; ich glaube durch mein heiſſes Flehen zu Gott. Mit dem Teufel habe ich nichts zu ſchaffen gehabt, nur mein Herze war böſe —. Dies iſt die neuſte mir bekannte Hexengeſchichte; denn ſie trug ſich Anno 1782. zu. Wäre ſie doch die lezte! Glückſelige Zeiten, in welchen Aberglaube und Dummheit das menſchliche Geſchlecht nicht mehr feſſelt!

Gaßners Geiſt ſpuckt noch hie und da in denen Zellen, ſchaft darinnen Teufeleyen, und benedicirt ſie ſofort aus den verherten Körpern weg. Ein paar Beyſpiele ſind redende Beweiſe: Neu-

lich,

lich-, schreibt Hr. Prof. Schlözer (*), machten die Mönche in Laybach einem armen Bauermädel, welches aus Eifersucht wansinnig worden war, weis, sie sey vom Teufel besessen. Die Sache kam vor die dasige Landeshauptmannschaft; einigen alten Räthen gieng es, wie dem Richter zu Linz; man machte einen ordentlichen Prozeß daraus, und hörte die Mönche ab, die sie oft exorcisirt hatten. Ein Arzt, den man mit dazu genommen, wollte auch nicht ganz in Abrede seyn, daß nicht der Leidige die Freischen bey der Wansinnigen verursacht hätte. Ein andrer Arzt hingegen erbot sich, die Besessene, die nicht übel aussah, zu heurathen, falls man ihr 50,000. fl. Brautschaz gäbe. — Kaum aber hatte der Bischoff den Handel erfahren: schlug er mit seinem Stab drein, sezte den Pfarrer des Dorfs samt seinem Kaplan ab, lies die vier Franziskaner, die die Teufelsbanner waren, aus dem Kloster, verbot, keinen Mönch mehr zu der Person zu lassen, sons

(*) S. desselben Stats-Anzeigen. Göttingen 1782. 8. S. 359.

sondern dafür einen geschenden Weltpriester. Zulezt kam auch der berümte Hr. D. Hacquet dazu. Die Stelle und das Volk ärgerten sich über den Bischoff, daß er keine Teufel mehr statuiren wollte, und man sandte den ganzen Prozeß nach Wien. Den 7. März 1781. kam solcher uneröfnet zurück, mit der Verordnung: Nachdem Ihro Majestät mit grosser Unzufriedenheit aus dem Beygelegten des Prozesses ersehen, daß die dortige Stelle, anstatt sie dem gemeinen Manne die schändlichen Vorurteile zu benehmen suchen sollte, solche ehender darinn bestärken wolle: so gienge das Begehren dahin, niemals mehr mit dergleichen zum Vorschein zu kommen, die Wanwizigen zu heilen, wenn Krankheit die Ursache ist; wo aber Bosheit, sie mit Zuchthaus und strenger Diät zu behandeln. Vor allem soll, bey dermaligem Falle, kein Mönch zu der Person gelassen werden; und wenn sie in die Noth verfiele, das Abendmal zu empfangen: soll es durch einen Weltgeistlichen geschehen.

Das

Das andre Beyspiel führet der biedere Herr Ackermann (*) an, und sagt: „Ein junger Mensch von 16. Jahren wurde von den heftigsten Zuckungen überfallen. Er verdrehte Gesicht und Glieder, knirschte mit den Zähnen; Sein Blick drohte allen Umstehenden die äusserste Wuth, im Bette wandte er sich, wie eine Schlange, bald darauf lag er ganz starr ausgestreckt. Jeder, der ihn sah, zuckte die Achsel, und eilte mit einem viel bedeutenden Stillschweigen davon; entfiel einem oder dem andern ein Wort: so sagte man sich ganz leise ins Ohr: dies Unglück kommt von bösen Menschen, vielleicht gar vom leidigen Teufel. Die bedrängte Mutter des armen Jungen befolgte jeden Rath, den man ihr gab. Endlich haben die allgemeinen Stimmen entschieden: man müsse dem Kranken einen Pater aus dem nächsten Mönchskloster berufen, damit er durch Segen und Ge-

(*) Medicinisches Glaubens-Bekenntniß eines schwäbischen Harnpropheten von Michael Ackermann, Wundarzt zu Eutingen in der Kaiserl. Königl. Grafschaft Niederhohenberg. Tübingen. 1783. S. 80.

Gebete das Böse entferne. Der liebe Pater that alles, was seine Kunst vermochte, aber vergebens. Endlich nach acht Tagen lang fruchtlosen Versuchen, kam die Mutter mit dem Auftrag von dem Mönchen zu mir: ich solle für ihren Sohn ein recht starkes Laxier verfertigen, er wolle selbiges benedizieren, und dem Kranken eingeben.

Die Mutter erzählte mir das Unglück ihres Sohnes nach der Länge und Breite. Freilich, liebe Frau! ist euer Sohn besessen, antwortete ich ihr, und zwar mehr, als nur mit einem Teufel, und was dabey noch das schlimmste ist, weichen solche Teufel keiner Segensprecherey eines Mönchen; Es sind Würmer, welche ein einziges Laxier nicht abtreiben wird. Sagt euren Pater, daß ich über meine Arzneyen keinen Segen sprechen lasse; denn ich verstehe die Zauberkunst nicht, und daß ich eurem Sohne für keinen Heller Arzneyen gebe, bis der Pater das Krankenbett verläßt. Die Mutter befolgte nach langem Zaudern meinen Rath; versüßtes Queckſilber, Baldrianwurzel u. s. w. befreyte den armen Kranken von

einer

einer Menge Teufel, über welche alle Segen und Benediktionen keine Gewalt hatten.“ Die Zahl vernünftiger Mönche wächst täglich, die gewiß kein Wohlgefallen daran haben, wenn viele ihrer Brüder die Verbreitung der gesunden Vernunft und den Fortgang der wahren Heilkunst verdunkeln, und wenn sie unter der Larve des Christenthums ihren Eigennuz verbergen. Inzwischen zerstreuet der Glanz der Wahrheit das düstre Gewölke, und sie, die liebenswürdigste Wahrheit, wandert gleich dem Regenten des Tages, der Sonne, auf ihrer blauen Strasse lächlend fort. — Gemach! eine Wolke von Süd-Ost, welche sich dem Lichte der Wahrheit frech entgegen stellt! Vorlängst laß ich die Anzeige folgender Schrift: ein neues Mirakel die Augenverwendung eines Marienbildes bey St. Peter in München im April 1783. nebst vernünftigen Gedanken darüber. 8. Weiß nicht, was an dem Ding ist, und mag auch die Geschichte selbst nicht lesen. Vermuthlich wollten die Obern in München diesem Marienbilde einen andern Stand anweisen, der ihm nicht gefiel,

gefiel, und es von den Augen des Pöbels entfernte, worüber das Bild sich zornig anstellen und die Augen verdrehen mußte. Mich wundert, daß nicht noch mehrere wunderthätige Bilder vor Angst schwizen und Blut weinen, weil ihnen vermuthlich ein Unglück bevorsteht, und ihr Ende sich nähert.

Die Magie hat in den neusten Zeiten noch ihre Verehrer. Selbst der verewigte Herr von Haen hat in seiner Schrift: de Magia, die in Leipzig 1775. in gros 8. gedruckt worden, der Zauberey das Wort geredt. Ich komme beynahe in Versuchung, bey dieser Gelegenheit meinen kleinen Satyr loszubinden, wenn mich nicht desselben übrige Verdienste zu einem gelindern Ton stimmten. Die Philosophie kam bey dem Herrn von Haen nur zur Dämmerung, und warf matte Stralen über ihn hin; In der Arzneykunde aber zeigte er sich in seiner rechten Grösse. Er umkraiset alle mögliche Betrüger, und führet sie als wirkliche Zauberer an. Die Egyptischen Zauberer, die Hexe zu Endor, jene Magd, die einen Wahrsagergeist hatte, Simon Magus u. a. stunden

seiner

seiner Meinung nach in dem engsten Bande mit dem Teufel, und thaten durch ihn Wunder und Zeichen, da doch Schwärmen, Lügen und Betrügen dieser Leute Handwerk war. Seiner Meinung nach würde jenes Mädgen zu Glarus behext gewesen seyn, welches Nägel und Haarnadeln auswarf; denn er gab als ein untrügliches Zeichen magischer Krankheiten an, wenn Steine, Eisen, Messing, Haar u. d. aus dem menschlichen Körper ausgeworfen werden.

Minder bedeutend ist die Schrift, die Herr D. Rübel (*) ausgehen ließ. Ich kenne diesen Mann, und bin mehrmalen mit ihm in Gesellschaften gewesen. Er ist ein munteres Geschöpfe, spricht viel, und seine Aussprüche erhebt er gerne zu Orakeln. Er beweißt, daß der Teufel keine Wun-

(*) Systematische Abhandlung von den fast allgemein eingerissenen Irrthümern, betreffend die Besizung der Menschen vom Teufel, die Hexerey und die Gespenster, die Erscheinungen u. s. w. nach Physikalischen Lehrsäzen ausgeführt. 1758.

Wunderwerke thue; die meisten sogenannten Teufels-Besizungen seyen Betrügereyen; gleichwol behauptet er: Gott könne gar wol den Teufel solche Dinge verrichten lassen, die alle Kunst und Natur übersteigen.

Unter die neuere Vertheidiger der Magie sezt Herr D. Eberhardt in seiner Abhandlung vom physikalischen Aberglauben auch einen verdienstvollen Mann, den Herrn Prof. Schröder in Marburg, und beruft sich auf dessen ersten Band seiner Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie. Marpurg 1775. Er gebe die Schröpferische und Swedeborgsche Träumereyen als wahre Zeugnisse eines Umgangs mit den Geistern und höheren Wesen an. Nach dessen Meinung solle es noch wirkliche Hexen geben, die durch Hülfe der bösen Geister sich verwandeln, die Leute beheren, Hagel und Gewitter erregen können —!

Ich erschrecke, daß wir noch nicht weiter vor dem sechszehenden Jahrhundert hinweggerückt seyn sol-

sollen! Jezt erst fängt man in einigen sich aufheiternden Gegenden der päbstlichen Kirche zu zweifeln an, ob die Hexen-Processe vernünftig und christlich seyen? Man fängt an, zu fragen, ob nicht die Würzburgische Subpriorin, Renata Sengerin, 1749. auf die ungerechteste Art in den Flammen ein Opfer des Aberglaubens habe werden müssen (*)? Aber in Bayern hat nicht die Schule, nein, das Gesezgebende Ansehen des Kurfürsten alle diese Katheder-fragen schon längst auf einmal entschieden. Ein eignes, und besonders abgedrucktes Gesez des neuen Kodex hat alle solche Tragödien der von Pfaffen und Mönchen beherrschten Richter verbannt. Ein Bayrischer gelehrter Geistlicher hat dieses vortrefliche Gesez 1767. mit den stärksten Gründen angepriesen, und den Herrn Pater März gründlich widerlegt. Dieser hat also die Ehre, der neuste Vertheidiger der Hexenmährchen in Teutschland zu seyn.

Leser! aus dieser kurzen Abhandlung erhellet, wie finster es noch izt hie und da auf Got-

(*) S. Acta hist. eccl. Th. XIII. S. 363 - 389.

tes Erdboden aussehe. Heil also denen Wohlthätern des Menschengeschlechts, die, mit der Fackel einer gesunden Philosophie in der Hand, den Nationen auf dem Pfade der Wissenschaften vorangehen, und die auch für die geringere Glieder des Staats Sorge tragen. Ihre Fußtritte bezeichnet Segen und ihr Andenken bleibt der Nachwelt heilig!

Zweytes Stück.

Versuch, wie dem Aberglauben auf die kräftigste Weise zu begegnen sey.

Nemo adeo ferus est, qui non mitescere possit,
Si modo culturæ patientem præbeat aurem.

Horatius.

Jedermann schreyet wider die Macht des Aberglaubens, und will ihn, des grossen Schadens halber, den er allenthalben anrichtet, von Gottes Erdboden verbannet sehen. Man sagt immer, daß Prediger dabey das Beste thun, und in den Kinderlehren und bey dem Umgang mit den Leuten aus ihrer Gemeine jede Gelegenheit ergreiffen müssen, um den Ungrund der althergebrachten

Meinungen zu zeigen. Ich bin auch ganz nicht in Abrede, daß Prediger solches thun, und, nach dem Ausdruck des Persius, die alten Gros-Mütter aus den Herzen herausreissen sollen, da es ja ihres Amtes ist, der Macht der Finsterniß Einhalt zu thun, und überall ein helles Licht anzustecken, wo es finster ist; denn durch ihre Hände laufen die Menschen von Jugend auf, und sie verlassen sie nicht eher, als bis sie vom Schauplaz der Welt abtreten; allein es wissen die wenigsten Prediger die abergläubische Meinungen, die unter dem Volke herrschen, und wie sollen sie solche erfahren, da auch der Bauer die Triebfedern seiner zweydeutigen Handlungen verbirgt, und nur die gute Seite davon blicken läßt? Ich war selbst lange die Düpe des Volks und ließ mich bereden. Ein verlobtes Paar bat mich einst, es in der Stille zu trauen, wenn niemand in der Kirche zugegen wäre, damit sie diese heilige Handlung mit mehr Andacht verrichten, und allen Aufwand, den eine solenne Hochzeit erfordere, vermeiden möchten; ich wußte aber nicht, daß sie

das

das Nestelknüpfen und Zuschliessen des Schlosses damit verhüten wollten. Ein anderes Paar verschob seine Trauung von einer Woche zur andern, bis der Vollmond einbrach; und ich wußte nicht, daß diese öde, dürre Seelen den Gedanken hegten, daß, je nachdem ein Paar entweder zur Zeit des Vollmonds, oder des Neumonds sich trauen liesse, seine Haushaltung alsdenn voll Segen seyn, oder bey allem Fleiß und Arbeit leer bleiben würde. Herr Robert, der längst eine leere Hirnschale zeigte, verlangte von mir, seinen Sohn zwar bey öffentlicher Versammlung mit seiner Braut, aber allein und nicht mehrere Paare zugleich zu trauen. Sein Angesicht umwölkte sich schon, als ich nur Miene machte, mich ihm entgegen zu sezen; nach langer Zeit erfuhr ich erst, daß er glaube, Eines von den Verehlichten müsse bald sterben, wenn mehrere Paare zugleich getrauet würden, da doch solches in grossen Städten oft genug zu geschehen pflegt. Ich wußte nicht, warum man plözlich einen obern Fensterflügel aufriß, als Valentin in meiner Gegenwart verschied? Es gefiel mir

wol, und ich dachte, man wolle dadurch die dumpfe, giftige Luft auslassen, und einer reinern den Eintritt verschaffen — Nein, das war nicht die Ursache; man öfnete darum das Fenster bey seinem Erblassen, damit der erledigte Geist einen freyen Paß hätte, desto eher entweichen, und in der frischen Luft sich in die Höhe schwingen zu können. Einen alten Knasterbart sah ich, mit einem kurzstielichten Herbstpfeifchen im Munde, ganz traurig. Guter Alter, warum so traurig? fragte ich ihn; erst aber nach mehrfältigen Fragen erforschte ich die Ursache der Traurigkeit, daß die Todtenuhr in seinem Hause sich hören lasse. Diese und andre aberglaubische Meinungen waren mir ganz unbekannt; gleichwol will ich damit nicht behaupten, daß ich von Jugend auf von allen Säzen der Rockenphilosophie unangesteckt geblieben sey. Ohnfehlbar habe ich auch in meiner Jugend dem Guckguck gerufen, und war froh, wenn seine Antwort meinen Wünschen entsprach. In jener Gährung des jugendlichen Alters, wo die Knospen der Seele jedem Hauche sich öfnen,

sog

sog ich auch meinen Theil ein. Bey der Erzehlung einer drollichten Gespenster-Geschichte rückte ich auch meinen Kameraden näher, und blieb nicht an der Thüre sizen. Damals war kein Weisse, kein Campe, welche als Kinderfreunde, die eckelhaften Ragouts der Ammengeschichten verdrungen, und nüzliche Wahrheiten in markichten Sosen aufgetischt hätten, die nun die Kinder mit geizigen Zügen einschlürfen. In dem Fortgang meiner Jahre aber achtete ich wenig auf das Gewerbe des Aberglaubens und war nicht eher begierig, in seine Mysterien einzudringen, bis in meiner nahen Nachbarschaft die traurigste Scene in B. sich öfnete, da die Bürger zu ihrem grossen Schaden sich der Beerdigung eines Mitbürgers, der sich selbst in der Melancholie erhenkt hatte, auf ihrem Kirchhofe äusserst entgegen sezten, aus Furcht, der Hagel möchte ihre Erndte zu Grunde richten, davon ich oben, gleich bey dem Anfang dieser Schrift, Nachricht gab. Bey dieser Ereigniß giengen mir erst die Augen auf; ich fieng an, auf den schädlichen Gang des Aberglaubens zu merken, und

mich demſelben in den Weg zu ſtellen. Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich, wie ausgebreitet ſeine Säze, und wie mächtig ſeine Herrſchaft ſey; und nachdem die Vorſehung mir am Fuſſe des Schwarzwaldes einen andern Wohnplaz, in einer Entfernung von fünfzehen Stunden von dem vorigen, angewieſen, und mich in eine waldichte Gegend verſezt hat, wo ein berühmtes Baad iſt: ſo äuſſern ſich da neue Auftritte des Aberglaubens, z. B. wer im Märzen drey Freytage nacheinander, und beſonders am Charfreytage, bade, der habe nicht nöthig, eine ganze Cur von vier und zwanzig Bädern zu thun. Wer den 91. Pſalm bete, der werde von dem Förſter nicht bemerkt, und könne ohngeahndet im Walde Holz ſammlen. Man müſſe den Todten im Grab ſo legen, daß ſein Angeſicht gegen Morgen gerichtet ſey. Man müſſe in die Milch, die man andern abgebe, etwas Salz werfen, damit durch Zauberey ihrem Milchwerk kein Schaden zugefügt werden könne. Der Todte könne im Grab nicht ruhen, woferne dem Leichenredner die Gebühr nicht gleichbalden eingehändiget werde.

Nun

Nun das leztere ist immer noch leidentlicher, als wenn die Kämpfer bey der Asche des Verbrannten sich bis auf den Tod raufen, und damit ein versöhnendes Opfer von Menschenblut bringen mußten, weil sonst, nach der Heiden Meinung, die Seelen der Verstorbenen eher nicht ruhen könnten, und überall herum irren müßten.

Aus diesem allen erhellet, wie nöthig es einem Lehrer sey, sich mit dem Aberglauben näher bekannt zu machen, um ihn mit guten Erfolg angreifen zu können. Es geht langsam zu, ihn erst in dem Umgang mit andern zu erfahren. Ich weiß, was ich dabey ausgestanden, als ich die alten Mütterchen belauschen, und sie über alt hergebrachte Meinungen urteilen hören mußte. Die gestriegelte Rocken-Philosophie und der höllische Proteus enthalten schmackloses Zeug; vielleicht hat der Leser weniger Anfälle zu gähnen, wenn Er das Grab des Aberglaubens liest ——.

Es

Es hat der Herr Superintendent Künneth zu Bayreut die wichtige Frage gemacht;

> Wie ist dem = besonders auf dem Lande herrschenden Aberglauben aufs kräftigste zu begegnen? (*)

Ich weiß nicht, wie Er selbst diese Frage beantwortet, oder wie sie von andern, an die Er sich zuerst mit dieser Frage gewendet hat, beantwortet worden ist. Ich wünschte es aber zu wissen; entweder würde mein Versuch als überflüssig wegfallen, oder er durch Einwebung der Künnethischen Säze in denselben einen entscheidendern Werth erhalten. Mir ist niemand bewußt, der eine Abhandlung über jene Frage im Druck geliefert hätte, und ich wundre mich, daß nicht schon hieraus eine Preisfrage gemacht worden ist. Bey Erörterung dieser Frage ist hauptsächlich auf solche Vorschläge zu sehen, welche sich schicklich ausführen lassen, wenn es nicht gehen soll, wie es schon mit manchem Plan zur Bildung der Jugend gegangen

(*) in desselben Zeit = und Hand = Büchlein für Freunde der Theologischen Lecture im Jahr 1779.

gen ist. Sie sind vielfältig von der Art, daß, wenn man sie ausführen, und die Jugend darnach bilden wollte, man allenthalben anstößt; und sie daher kein bessers Schicksal haben, als die Projecte des Raphael in der Utopie des Sir Thomas Morus. — Gewis ist, daß je mehr die Menschen zur Religions- und Naturkenntniß kommen, desto mehr die abgeschmackte Meinungen verschwinden, welche unter dem Volke, und selbst noch bey denenjenigen statt finden, deren Stand und Lebensart sie zwar von den Vorurteilen der Altmüttern befreyen könnte, wenn sie nicht von den Ketten derselben zu sehr gefesselt wären. Je heller die Fackel ist, desto mehr weicht Nebel und Finsterniß. Die Verbesserung der Kirchen und Schulen ist eine wichtige Angelegenheit des Staats worden, und diese reifen schon wirklich an vielen Orten zum männlichen Alter. Die unschuldigen Volks-Seelen, die man mit Bedacht brach liegen ließ, werden durch eine getreue Wartung urbar gemacht, und aus der Unwissenheit herausgehoben. Schnell wird in allen Ländern, von dem zahmen

Chri-

Christen an, der sich willig unter das Joch der Inquisition bog, bis zu dem wilden Zobeljäger, aus dem Schooße der Nachtdämmerung — Morgenröthe — und selbst die Sonne in vollem Glanze herauffsteigen!

Aber nun zum Vorschlag! ich denke, man begegne dem Aberglauben aufs kräftigste alsdenn, wenn man solche Säze aufstellt, durch deren Anwendung derselbe seine ganze Abfertigung bekommt. Es werden Säze erfordert, die mit der gesunden Vernunft an allen Orten verbunden sind. Je weniger Säze hiezu nöthig sind: desto besser ist es, und je mehr abergläubische Meinungen in wenigern Gegensäzen ihre Abfertigung finden: desto besser ist es auch. Nun kommt es darauf an, welches solche feste Grundsäze seyen, wodurch, wo nicht alle, doch die meisten althergebrachten Meinungen als thöricht und verwerflich erkannt, und sofort ausgeschäzt werden müssen. Ich wage es, folgende Säze oder Regeln anzugeben:

I, Wenn ein Faktum seine unläugbare Richtigkeit hat: so hat man Ursache, es zu glau-

glauben, ob man auch gleich die Möglichkeit davon nicht einsieht. Der Abergläubige behilft sich mit der Ausflucht, man müsse vieles glauben, wovon man nicht einsehe, wie es damit zugehe. Es sey vieles in der Natur verborgen, das man nicht begreiffen könne, wie es möglich sey; genug die Ur-Eltern haben es schon gesagt, andre Leute glauben es auch; ja er geht so weit, und hält dafür, es sey besser, man glaube zu viel, als zu wenig.

Das ist ein Abgrund, in welchen der Aberglauben allen seinen Quark ausschüttet, den seine Knechte begierig aufklauben, und sich und andere damit beschmuzen. Ich gebe gerne zu, daß in der Natur vieles, recht vieles verborgen sey, wovon wir die Möglichkeit nicht einsehen; das läugne ich nicht. Davon fragt es sich vielmehr: ob das vorgegebene Faktum auf unumstößlich richtigen Gründen beruhe, und es daher der Vernünftige als wahr annehmen und glauben könne. Ist es z. E. wahr, daß die Flinte nicht zerspringt, die Ladung mag so groß seyn, als sie will, wenn drey

drey Brosamen in das Rohr gethan, und die drey höchsten Namen dabey ausgesprochen werden? Wenn das wahr ist: so glaube ich es willig, ob ich gleich die Möglichkeit nicht einsehen kann, wie drey Brodbrosamen unter Nennung der drey höchsten Namen solche unerhörte Wirkung herfürbringen können. Hat das Eisenkraut wirklich die Kraft, daß man damit wolverschloßne Thüren öfnen kann? Ist das Faktum richtig, daß die Braut leichter gebiert, wenn sie vor der Trauung die Bänder an ihren Schuhen auflößt? und ist auch das richtig, daß die Braut das Regiment über den Mann bekommt, wenn sie ihren Fuß während der Trauung vorwärts sezt; oder, wenn es ihr gelingt, indem sie sich die Hände geben, die Hand des Mannes umzuwenden, daß sie gegen der Erde gerichtet ist; die Hand der Braut aber oben an stehet? Hat das Schloßschliessen, Nestelknüpfen u. d. die sonderbare Eigenschaft, daß dadurch dem Manne das Vermögen entzogen wird, ehelich beyzuwohnen? u. s. w. Hat es mit diesem allen seine unläugbare Richtigkeit: so würde es Unsinn

seyn,

seyn, die angeführten Kräfte ferner zu bezweifeln. Das Wesen der Vernunft bestehet nicht in der Fähigkeit, eine Sache vollkommen zu begreifen, sondern vielmehr in dem Vermögen, sie um richtiger und unumstößlicher Gründe und Ursache willen für wahr zu halten. Ich weiß z. B. nicht, wie die Sonne leuchte und wärme; aber das weiß ich doch gewis, daß sie leuchtet und wärmt. Ich weiß nicht, wie der Magnet, wie die Electricität die bekannte Erscheinungen herfürbringen können. Aber mit diesen Erscheinungen ist es doch kein Blendwerk. Wenn das Daseyn der wahren Magie, die durch Hülfe der Geister bewürkt werden soll, durch unläugbare Fakta erwiesen werden könnte: so würde die blosse Unwahrscheinlichkeit nichts helfen. Ein einzig Beyspiel, wo es gewis ist, daß Geister wirklich im Spiel gewesen, daß Todte wirklich durch Hülfe der Magie aus dem Grabe gerufen worden und erschienen sind, würde alle Theorie über den Haufen werfen; allein daran fehlt es den Vertheidigern der Magie gänzlich, und ich fordere einen jeden Zauberpatron auf, mir nur

ein Beyspiel von der Art anzuführen. Wenn man alle Zaubergeschichte unpartheyisch untersucht, wird man durchgängig finden, daß es entweder eine natürliche Magie, oder ein Betrug gewesen, oder die ganze Sache wol gar erdichtet sey.

Bekanntlich kann man auf eine dreyfache Weise zu der Glaubwürdigkeit einer Sache gelangen: Erstlich, durch Hülfe der Sinne, mit welchen man, wenn sie nicht beschädiget sind, die Dinge und ihre Beschaffenheiten wahrnimmt. Wir hören z. B. den Wind blasen und erfahren seine grosse und mannigfaltige Wirkungen; ob wir gleich eigentlich nicht wissen, wie er entsteht, wodurch er verstärkt, und wo er sich endigen wird. Aus einem kleinen Samen sehen wir Gras, Halm und Aehren entstehen; allein wir begreifen nicht, wie es zugeht. Wir sehen die Wirkungen des Magnets, wir glauben, daß eine gewisse Materie da seyn müsse, welche diese Wirkungen herfürbringt; allein ob diese durch eine wirbelnde Umdrehung oder durch eine eigenthümliche anziehende Kraft wirke, das wissen wir nicht. Wir empfinden

pfinden die Kälte; allein woher sie eigentlich entstehe, hat noch kein Naturforscher bestimmen können. Aber in meinem Leben haben weder ich noch andre das Mutisheer in der Luft summen gehört, noch die Hexen auf Böcken und Gabeln über die hiesige Gebürge weg gegen dem Heuberg reuten gesehen. Fürtreflich ist es, wenn man den Irrenden durch den Augenschein überzeugt, welches bey der Naturgeschichte meistens thunlich ist. So machte es Nollet bey einem Gärtner, der ein Insectennest für einen Hexenknoten hielt. Dergleichen Wahrheiten heißt man augenscheinliche oder in die Sinne fallende Wahrheiten. Zweytens gründet sich auch die Glaubwürdigkeit auf Vernunftschlüsse. Ich halte das, was mir als wahr angegeben wird, gegen andre Wahrheiten, die ich schon weiß, und gegen die vorigen Erfahrungen von solchen Dingen, deren Umstände, Ursachen und Wirkungen ich izt untersuchen will. Wenn das, was ich beweisen will, wirklich dadurch bewiesen, und deutlicher wird, dann ist es ein richtiger Schluß; wenn aber das, was ich

beweisen will, gar nicht daraus folget, ist es ein unrichtiger Schluß. Z. B. weil auf heute Regen im Calender versprochen wird: darum muß es heute regnen. Weil Christus mit zwölf Personen an Einem Tische gewesen, und einer davon bald gestorben ist: also muß auch, wenn an jeder andern Tafel 13. Personen speisen, eine davon dasselbe Jahr sterben. Weil der Frosch im Frühling quacket; darum blühen die Bäume. Weil der Sohn in diesem Monat geboren ist; darum wird er glücklich u. s. w. Drittens ist etwas glaubwürdig um des Zeugnisses willen desjenigen, der da spricht und schreibt. Ein Zeugniß ist, was jemand von sich selbst, oder von andern Dingen als Wahrheit versichert. Nur alsdenn hat man das Zeugniß nöthig, wenn wir, weder durch unsre Sinnen, noch durch eignes Nachdenken, die für uns wichtige Wahrheit entdecken konnten. Auf die Beschaffenheit des Zeugen kommt es lediglich an, ob wir ihm glauben sollen oder nicht. Er muß die Wahrheit sagen können, d. i. er muß sie wissen; und er muß sie auch sagen wollen,

d. i.

d. i. er muß als eine redliche Person bekannt seyn. Wer kann dem Fabelhanß Goldschmid glauben, der in seinem höllischen Proteus eine Menge tummer Schnacken fürträgt, und bald einen Bedienten in einen Wolf, bald ein altes Weib in eine Kaze verwandeln läßt? Ob ich wol nicht in Stuttgart war, noch mit Augen sehen konnte, wie Herr Hofrath Kempeln daselbst seinen Schachspieler aufführte: so glaube ich doch die Nachrichten davon um der vielen glaubwürdigen Zeugnisse willen, und bewundere diese Erfindung als eine der gröſten und merkwürdigſten dieſes Jahrhunderts in der Meßkunst. Der Vernünftige glaubet, was glaubwürdig ist, und bemühet sich, die Wahrheit zu erforschen. Wer von den Kräften des Satans und seiner Diener, und der menschlichen Worte und Künste zuviel glaubet, der glaubet gewiß von Gott, von der höchsten Weisheit, Allmacht und Gütigkeit seiner Regierung zu wenig. —

II. Wenn uns, besonders aus der Geisterwelt, Wunderdinge erzehlt werden, wo man gar keine Möglichkeit sieht, daß dieſe

Wirkung von dieser Ursache herkommen könne: so wollen wir hundertmal langsamer seyn zu glauben, als wenn man uns etwas natürlich begreifliches versichert. Wenn der Aberglaubige erzehlt, daß ein Mensch durch Hülfe der Hexensalbe sich in einen Wolf, Kaze u. d. verwandeln, und als Wolf Menschen und Thiere anfallen und zerreissen könne; oder daß die geschmierte Gabel mit einer alten Ritterin durch den engen Paß des Kamins in die weite Luft hinauszustürmen, und sie frisch und heiter auf den bestimmten Lärmplaz zu liefern vermöge: so beben wir zurück, weil wir die Möglichkeit ganz nicht einsehen, wie diese unerhörte Verwandlung und feurige Luftreise von einer blossen Salbe bewirkt werden könne; wenn wir aber hören, es gebe eine Salbe, die, wenn sie an das Haupt des Menschen geschmiert werde, denselben betäube, und in tiefen Schlaf verseze; und daß der Mensch, dem man zuvor mit lauter Hexenmärchen und Gabelreutereyen unterhalten, sich bey seinem Erwachen beredet, er sey bey einem Hexenritt zugegen gewe-

gewesen: so ist uns dieses etwas natürlich begreifliches, um so mehr als uns die Macht der Einbildung auch bekannt ist. Malebranche (*) erklärt sich hierüber so: „Ein Schäfer erzehlt nach dem Abendessen seiner Frau und Kinder im Stalle die Geschichte der Hexenzusammenkunft. Da seine Einbildungskraft durch den Wein zimmlich erhizt ist: so glaubt er derselben bereits oft beygewohnt zu haben, und redet von ihr sehr lebhaft und nachdrücklich. Seine natürliche Gabe zu plaudern, erhöhet durch die Aufmerksamkeit seiner ganzen Familie auf einen unerhört fürchterlichen Gegenstand, muß in ihrer kranken Einbildungskraft ungewönliche Züge erwecken, und es ist natürlich, daß seine Frau und Kinder über das, was sie hören, in Erstaunen gesezt, demselben nachdenken und es glauben. Ihr Mann, ihr Vater erzehlt etwas, was er selbst gesehen, selbst gethan hat; sie lieben und schäzen ihn, warum sollten sie ihm nicht glauben? der Hirte wiederholt es öfters.

(*) Von der Wahrheit B. 1. S. 364. nach der Uebers. Halle 1776.

Die Imagination der Mutter und der Kinder erhalten davon tiefere Züge, sie gewöhnen sich daran, das Fürchterliche verliert sich, die Ueberzeugung bleibt — aus Neugier wollen sie auch dieser Ceremonie anwohnen. Sie salben sich, legen sich ins Bette, diese Vorbereitungen erhizen sie noch mehr; die durch die Erzehlung des Schäfers bereits gemachten Eindrücke im Gehirn öfnen sich dergestalt, daß sie die ganze Feyerlichkeit im Schlafe so zu sehen glauben, wie er es ihnen erzehlt hatte. Sie stehen des Morgens auf, fragen und sagen einander, was sie gesehen. So bestärkt einer den andern, und wer die stärkste Einbildungskraft hat, ermangelt nicht, in wenig Nächten das ganze Bild der Hexenzusammenkunft zu entwerfen. Nun sind die Hexen da, die der Hirte entstehen ließ, und werden sich gewis vermehren, wenn die Furcht dergleichen Erzehlungen nicht unterdrückt. Ja es hat Zauberer gegeben, welche heiliglich versicherten, daß sie zur Hexenversammlung gehen würden, die so überzeugt davon sind, als wenn sie schon ein paar Ritt mitgemacht

gemacht hätten, daß, wenn man sie aus dem Schlafe erweckte, und sie überzeugte, daß sie nicht aus dem Bette gekommen wären, sie es schlechterdings nicht glauben wollten."

Nicht selten geben auch Viehärzte, Marktschreyer und Henkersknechte Wunderdinge von sich aus, und erwerben sich durch ihre vorgegebene Kunststücke ein übermäßiges Zutrauen bey den armen Landleuten, denen sie Stundenlang von heimlichen Anzeigen, Heilmitteln, Abtreibungen, Besprechen, Räuchern u. d. fürplaudern. Sie mahlen Trottenfüsse und andre Figuren an, gauckeln Creuzstreiche, machen allerley Wendungen mit dem Haupte, bald verstummen, bald murmeln sie; und wenn sie nicht ganz Erzbetrüger sind: brauchen sie natürliche Mittel, um Menschen und Vieh zu helfen, welches sie aber mit Fleiß verbergen, um ihrer Kunst den Anstrich eines wunderthätigen Hilfmittels zu geben, und das unwissende Volk auf ihre Seite zu bringen, worinn sie um so glücklicher sind, als das Volk nur gar zu geneigt ist, allem beyzustimmen, was seltsam,

ebentheurlich und wunderbar ist. Je weniger oft ein Besucher des kranken Viehes versteht, desto mehr prahlt er mit geheimen Sachen. Er verachtet alles, was vernünftige Bücher darüber lehren, und hält sich an ein Duzend Recepte und Pflaster, die er auch den Menschen ohne Unterscheid anräth. Aber wie selten, wie kostbar wird von ihnen Hülfe geschaft? wie kann man ihrer so schwer wieder los werden? dann sie wissen allemal noch etwas zu probiren. ——

III. Wenn etwas aus den Kräften der Körper erklärt werden muß: so schreibe man es nicht ohne Noth Geistern und übernatürlichen Ursachen zu. Ich habe einen Freund an den Ungarischen Gränzen, der als Forstmeister angestellt ist, und in einem gräflichen Schloß wohnet, das zusamt einem beträchtlichen Stücke Waldung mit einem Pallisaden-Zaun umgeben ist. Da wäre er nun ganz gut; allein das dasige Volk, das eine feine Witterung und scharfes Gesicht hat, merkt gleich, wenn etwas um den Weg

ist,

ist, das ihm wolgefällt, und seinen Bedürfnissen abhelfliche Maas gibt. Da es in Ungarn bey der Nacht auch des Sommers sehr kalt ist: so blieb einsmal desselben Sohn irgendwo auf einem noch warmen Herd übernacht und schlief, mit der rechten Hand hielt er einen wachsamen Hund an dem Laitseil, mit dem linken Arm umschlos er eine Flinte, und auf dem Ranzen legte er das Haupt auf. Nichts destoweniger fand er beym Erwachen den Ranzen durchlöchert und ausgeleert, und sein Feurgewöhr war verschwunden. Nun sann mein Freund auf Mittel, diesen verwünschten Diebsgriffen auf eine bequeme Weise abzuhelfen. Er lies sich für einen Zauberer ausschreyen, der die Diebe bannen und hinstellen könne. Um sich in der Stärke eines bejahrten Zauberers sehen zu lassen, und desto furchtbarer zu machen, gewöhnte er Hirsche und wilde Schweine, die innerhalb des Forstzauns waren, daß sie auf den ersten Ruf, den er that, vor ihm erschienen, ja so gar unerschrocken stehen blieben, ob er auch gleich ein Pistol losschoß. Nicht so bald sahen dieses seine wil-

wilden Nachbarn, als sie ihn in der ganzen Qualität eines Zauberers sämmtlich anerkannten, der mit den bösen Geistern in Verbindung stünde, und durch Hülfe derselben nicht nur die wildesten Thiere zu citiren, sondern auch wider seinen Willen nicht vom Plaze zu weichen zwingen könnte. Von Stunde an war sein Hausgeräthe gesichert; denn sie mußten also schliessen: Kann er reissende Thiere bannen: so kann er noch viel eher seine Macht an schwachen Menschen zeigen.

Nun wenn die Sclavonier und Raizen noch krankes Gehirn in ihren Köpfen haben, und die Bezähmung der wilden Thiere verborgnen Kräften zuschreiben: ist es eben kein Wunder, indem bisher bey ihnen weder Philanthropine noch Kontreband gewesen sind. Wenn aber der Teutsche, auf dessen Boden die Naturlehre so mächtig, so frisch aufschießt, und worauf die Wahrheiten der Religion, zumal wo sie auf evangelische Grundsäze gepfropft ist, herrliche Früchte treiben, noch dafür hält, daß seine Kuh verhext sey, weil er nicht gleich die Ursache ihres Kopfhängens einsieht, die doch

oft

oft in der schlechten Fütterung zu suchen ist: ist es unverzeihlich. Martin hält noch die Irrwische für Seelen der Verstorbenen; das nächtliche Gepolter der Kazen für ein Spiel des Teufels; die Folgen eines auf der Brust angehäuften, dicken Bluts für den Druck der Alpen; die convulsivische Anfälle seines Kindes, desselben Verdrehungen der Augen, das Knirschen mit den Zähnen, sein aufgeblasen Angesicht, den dicken Kopf, seine ungewöhnliche Stärke und todtblasse Farbe für eben so viele richtige Beweise, daß der Böse es besessen habe, da doch alles dieses traurige Folgen der englischen Krankheit oder der Anfälle der Würmer sind. Der blinde Martin ist nicht zufrieden, diese Erscheinungen bösen Geistern zugeschrieben zu haben, sondern er nimmt auch zu aberglaubischen Mitteln seine Zuflucht. Er schreibt im Stall drey Kreuze an, räuchert darinn mit sieben Kräutern, welche eine besondre Wirkung haben sollen; bedient sich bey seinem todtkranken Kinde angepriesener Amulete, Agnusdei, Skapuliere, Ignatiusbleche, u. d. und versäumt damit die beste Zeit,

ihm

ihm durch natürliche Mittel und Arzneyen helfen zu lassen. Man kann daher dem gemeinen Volk diese Regel nie genug einschärfen, die Ursache einer Wirkung nicht ohne Noth in verborgnen Kräften zu suchen, wenn man sie in natürlichen Kräften finden kann und muß.

IV. Körpern, Wörtern, Figuren, Zeichen, Zeiten, Zahlen u. d. schreibe man weder nüzliche noch schädliche Wirkungen zu, ohne in dem göttlichen Worte oder in der vernünftigen Erkenntniß der Natur eine Anweisung zu haben. Die Franzosen geben vor, (*) der König von Schweden, Gustav Adolph, habe einen Degen gehabt, darinn gewisse Talismännische Figuren (**) gegraben gewesen seyen.

Mit

(*) Triga Diss. de *gladio magico Gustavi Adolphi*, Suecorum Regis, præs. D. *Wallino*. Upsal. 1728. Lipsi. 1746.

(**) Sind Bilderchen, Zeichen, Characters, die unter gewissen Constellationen und Stande der Planeten in ein gewisses Metall, Blech, Schaupfenning oder auch Edelgesteine mit gewissen Ceremonien gegraben worden.

Digitized by Google

Mit demselben habe er in dem 30.jährigen Krieg grosse Heldenthaten gethan, und so viele Schlachten gewonnen. Warum hat aber Joh. Baptista Morinus, der Franzos, der ihn bekommen, nicht auch solche Heldenthaten gethan? Scanderbeg, der Epirote, hatte so eine männliche Stärke, daß er mit einem Säbelhieb dem gröſten Ochsen das Haupt abschlagen konnte. Amurad glaubte, in Scanderbegs Säbel stecke diese ausserordentliche Kraft, und bekam Lust, einen gleichen Hieb damit zu thun; aber die gehofte Wirkung fehlte. Nun schickt er den Säbel an Scanderbeg zurück, und bestraft ihn der Lügen; allein dieser läßt ihm sagen, er habe ihm nur den Säbel, nicht aber seine Faust geschickt. Materialisten werfen etwas von Goldschaum in Temperier-Pulver und andre Arzneyen, um ihre Kunden zu bereden, als ob dadurch dem Pulver mehr Kraft mitgetheilt werde. Amulete sind noch immer im Flor. Pantoffeln, kreuzweise unter die Bettstätte gestellt, verhindern den Druck des Alps. Der Banner stellt den Dieb mit gewissen Worten hin, daß er kei-

nen

nen Schritt thun kan; auſſer der Bannende habe das Schnupftuch um ſein Haupt geſchwungen, und gewiſſe Worte gemurmelt. Der ſterbende, rachgierige Menſch fordert den, der ihn beleidiget, wörtlich für das jüngſte Gericht, und derſelbe muß erſcheinen. Durch angeſchriebene Wörter und gewiſſe Zeichen an das brennende Haus wird die Flamme des Feuers gehemmt: ſo ſpricht der Aberglaubige. Wenn es am Urbanstag regnet, mißräth der Wein. In der Andreas-Nacht ſezt die mannſüchtige Dirne Salzhäufchen, und gießt Bley. Die Witterung in jenen zwölf Tagen deutet die Witterung der zwölf Monate an. Alles muß in ſeinem beſtimmten Zeichen gethan werden; ſonſt fehlen jene Blumen, jene Arten des Getraides, jene Arzneyen. In gewiſſen Zeichen iſt es nicht gut aderlaſſen, nicht gut mediciniren, nicht einmal gut Gras abmähen, das Futter werde bitter; nicht gut, einem weinenden Kinde nach der Bettglocke eine Milch über die Gaſſe zu holen; an gewiſſen Tage der Woche nicht ſo gut, wie an andern, bey der Obrigkeit zu klagen, zum Pfarrer

zu gehen, Hochzeit zu halten. Der Charfreytag, so ungleich er fällt, wird bey Erdgewächsen, ja gar bey Eyern in Obacht genommen. Die Mitternachtstunde soll gefährlicher seyn, mehr in der Macht des bösen Geistes stehen, als die übrigen —. In der ungeraden Zahl 3. 7. 13. steckt eine eigene Kraft. In den drey höchsten Namen ist in jedem Fall eine durchdringende Kraft; die Zahl 7. ist längst in gutem — die Zahl 13. aber in schlimmen Ruf. ——

Man muß sich wundern, wie vernünftige Menschen eine Ursache in den Eigenschaften oder Stellung eines Körpers — zu gewissen Wirkungen finden können; aber der Abergläubige behilft sich damit, daß er glaubt, die Körper, Wörter, Zeichen und Zeiten hätten zwar nicht allemal selbst diejenigen Eigenschaften, die ihnen beygelegt würden; allein die Welt sey mit Geistern angefüllt, die sich hiebey geschäftig erzeigten, und die verlangte oder erwartete Wirkungen zu stande brächten, um die Leute zu hintergehen. Ich berufe mich aber hiebey auf das, was ich schon bey der

ersten Regel angeführt habe: Man habe nämlich nicht nöthig einzusehen, wie ein Faktum möglich sey, wenn nur das Faktum gewis ist. Ist es wahr, daß, wenn gewisse Wörter an ein Haus angeschrieben werden, und derjenige, der das Feuer besprechen will, dreymal um dasselbe Haus herumgeht, das Feuer nicht weiter um sich greifen könne? Es muß nur damals keiner zugegen gewesen seyn, der die Kunst verstanden oder der gewollt hätte, der Gewalt des Feuers Einhalt zu thun, als Göppingen und Neuenbürg ein trauriger Raub der Flammen worden ist.

Ich gebe gerne zu, daß Körper manchmalen unglaubliche Wirkungen herfürbringen können, und man daher im Urteilen und Widersprechen sehr behutsam seyn müsse, damit man nicht zulezt mit Beschämung zu sagen genöthiget sey: das hätte ich nicht geglaubt! Alle Wissenschaften bieten uns Beyspiele dieser Art an. Ohne Zuthun irgend einer brennenden Materie, blos mit dem Finger, Weingeist in Flamme sezen zu können, ist dem wunderbar, dem die Kraft electrischer Versuche unbe-

unbekannt ist. Dem Feuer des Himmels durch Hülfe der Wetterleiter eine unschädliche Richtung und sichern Gang zu geben, war ehedem unglaublich, und noch bey manchen so gar sündlich. So sind noch wunderbare Kräfte in der Natur verborgen, die sich mit der Zeit entwickeln. Vielleicht werden die Menschen noch in Stand gesezt, die Gewittermaterie zu sammlen, und so zu koncentriren, daß sie dieselbe auf göttliche Zulassung zu mehrerem Behuf im menschlichen Leben anwenden, und plözlich damit z. B. Metalle schmelzen, Felsen sprengen, und das dickste Holz u. d. zertheilen können, wie es der Strahl und das Pulver thut. Bey dem allen hüte man sich, wunderbare Kräfte einem Körper — beyzumessen, wenn sie andern Kräften der Natur widersprechen; wenn sie überdiß mit der vorgeblichen Wirkung in keiner Verbindung stehen, noch stehen können; und wenn man keine sichere Data hat, die angebliche Kräfte zu glauben, davon ich weiter reden werde.

Digitized by Google

V. Auch darf man dem Worte Gottes, Gottesdienstlichen Uebungen, und andern beym Gottesdienste gebräuchlichen Stücken keine andre Kraft zuschreiben, als ihnen in Gottes Wort selbst gegeben wird. Der Abergläubige hält dafür, daß, wenn er die Worte aus 1. Buch Mos. III. 15. ich will Feindschaft setzen u. s. w. an seine Kammerthüre anschreibe, die Hexen und Gespenster dadurch abgehalten würden, in die Kammer zu kommen. Die Worte: Da schrye das Volk zu Mose, und Moses bat den HErrn, da verschwand das Feuer. 4 B. Mos. XI. 2. seyen dienlich das Feuer zu löschen. Wer den 109. Psalm rücklings spreche, könne seinen Feind todt beten. Die Anfangsworte des Evang. Johannis geschrieben oder gedruckt am Halse getragen, bewahre vor dem Fieber. Die Juden tragen auch einige Sprüche an sich, und berufen sich auf die Worte Salomons: Hänge sie an deinen Hals. Spr. Sal. VI. 21. Denen es die Christen hierin nachmachen. Wenn der König Ludwig XI. in Frankreich eine böse That

vor-

vorzunehmen willens war: bat er Gott auf den Knien um Beyſtand; und wenn er jemand ſeines Eigenthums berauben wollte: verſprach er der Jungfrau Maria einen Theil davon (*). Kriſpin ſtielt das Leder, und verſchenkt die Schuhe an Arme. Es gibt noch immer Leute, die das ſogenannte Chriſtophels-Gebet ſprechen, und ſich dadurch einer ſchnellen Hülfe zum gröſten Reichthum getröſten. Die heilige Hoſtie trägt man für ein Verwahrungsmittel gegen Gefahren und Krankheiten bey ſich herum. Wenn man einem kranken Kinde etwas aus einem geweihten Kelch eingibt: bricht ſich die Krankheit. Taufwaſſer iſt gut für Zahnweh. Ein Kind, dem nach der Geburt ein Blatt aus der Bibel auf die Bruſt gebunden wird, wird fromm und gelehrt. Wachslichter, die auf dem Altar geſtanden und angezündet werden, vertreiben die Hexen und Geſpenſter; das Zeichen des Creuzes — die böſen Geiſter. Pantoffel, unter der Bettſtätte kreuzweiſe

(*) Hollbergs vermiſchte Briefe. Th. II. S. 253.

geſtellt, halten den Alp zurück. Getaufte Glocken vertreiben die Gewitter.

Wenn man meint, eine gewiſſe Uebung in gottesdienſtlichen Sachen ſey uns zum ewigen Heil dienlich, dieſe Uebung möge dann beſchaffen ſeyn, wie ſie wolle: ſo erwartet man zwar mit beſtem Grund alles Gute von einem ſteten Fleiß in andächtigem, vernunft- und bibelmäſigen Gebet; aber wenn man nur die Viertelſtunden, die Worte, die Seiten im Betbuche gleichſam Gott vorzählt: ſo hat man ſeinen Lohn dahin. Die Taufe und Nachtmal ſind erwecklich und nüzlich; aber wenn man glaubt, das heil. Nachtmal tilge die Sünden, und die heil. Taufe gebe den Kindern eine neue Seele; oder das Eilen zur Taufe ſey viel wichtiger, als hernach das Eilen mit vernünftigem Unterricht und Zucht: ſo iſts Aberglaube. Man treibt, daß das Kind bald möglichſt zur Taufe komme; nun das iſt gewiſſer Maaſen gut; aber wenn eben dieſe Aeltern ihr Gott aufgeopfertes Kind lang genug ohne gute Anweiſung und Zucht laſſen, und für ihr Vieh und Haushaltung

mehr

mehr, als für ihre Kinder sorgen: so ists nicht recht. Dort rühmt sich eine Mutter vor den Leuten, ihr kleines Kind von drey, vier, fünf Jahren könne schon beten; aber sie ist unbekümmert, wenn das Kind daneben Lügen lernt, und Schimpfreden ausstößt. Es gibt Leute, die sich ein Gewissen machen, ihr Gebet einmal abzukürzen, oder im Nothfall gänzlich aufzuschieben; die sich aber in ihrem Gewissen nichts daraus machen, gerade in dem halben Tage, in dem sie so ordentlich ihr sogenanntes Gebet verrichtet haben, den Nächsten zu vervortheilen, zu verleumden. — Mancher beschenkt die Waisenkinder, und sezt sein ganzes Vertrauen in ihr Gebet. In Croatien glaubt man, für die geheimen Verbrechen einen mehr als hinlänglichen Ersaz durch die Fasten zu thun. In dem Fasten besteht ihr Gottesdienst. Die Fasten sind ihre gröste Tugend; so wie dieselben zu brechen, in ihren Augen das abscheulichste von allen Lastern ist. Man hat kürzlich ein Beyspiel gesehen, daß der Anführer einer Räuberbande, von den Seinigen selbst, welche sich aus Mord

und Straſſenraub nichts machten, getödtet worden, weil er an einem Faſttage, bey Ermanglung des Waſſers, ſeinen Durſt mit Milch gelöſcht hatte. (*) Weg mit allem abergläubiſchen Gottesdienſte und Gebräuchen!

VI. Gewiſſe natürliche Erſcheinungen ſehe man nicht als Zeichen künftiger und moraliſcher Begebenheiten an, mit welchen ſie in keiner Verbindung ſtehen. Es ſoll beſſer ſeyn, am Morgen zuerſt einer Manns- als Weibsperſon zu begegnen. Das Uhrſchlagen im Geläute, das Fallen des Geſchirrs in der Küche, oder wenn eine Kindstaufe zu einer Leiche einfällt, oder wenn die Eule ſchreyt, ſoll, ich weis nicht, was für Unglück, Todesfälle und dergleichen andeuten. Es trift dies nur zuweilen ein, ſo wol, wie die Bauerregeln im Kalender. Wird eines Menſchen Leben daran hangen, ob der Mösner ein wenig früher oder ſpäter läute? Hat uns Gott von unſrer Sterb-

(*) Schlözers Stats-Anzeigen. Göttingen 1783. S. 367.

Sterblichkeit nicht sonst genug Erinnerungen gegeben?

Noch ist der unsinnige Schluß nicht aus allen Kalendern ausgestrichen, daß es heißt: Ein Sohn in diesem Monat geboren, wird glücklich — eben als ob das Gestirn solche Einflüsse auf die Seele des Menschen hätte, daß ihm gewisse gute oder böse Eigenschaften mitgetheilt würden. Wenn einige Tage ein starker Wind wehet: macht der Abergläubige den Schluß, es habe sich irgendwo einer aufgehangen, der Teufel gebe sein Frolocken hierüber durch einen heftigen Wind zu erkennen. Von dem Steigen und Fallen des neuen Weins, und von dem Zu- oder Abnehmen des Maases im Korn in der Christnacht schließt man auf die Güte und Menge des Weins im folgenden Herbst, und auf den Preiß der Früchten in jeglichem Monate des folgenden Jahres. Die Koffeeguckerin sieht in die fernste Zeiten. Das Bleygiessen in der Andreasnacht entdeckt der fürwizigen Dirne das Gewerbe ihres künftigen Bräutigams. —

Es gibt auch wirklich in der Natur solche Erscheinungen, die Zeichen bevorstehender Begebenheiten sind, die aber in einer oft unmerklichen Verbindung stehen; Wenn die Baurenregel versichert, daß, woferne die Johannisbeere und der Holder gut abblühen, der Herbst wol gerathen werde: so ist die Hofnung nicht ganz ungegründet; ja die Weingärtner holen noch weiter aus, und behaupten, daß, wenn das Epheu in Weihnachten schön stehe: gerathe der Wein folgenden Jahres. Wenn das Epheu um jene Zeit schön steht: ist es ein Zeichen, daß es einen guten Nachsommer gegeben, und das Holz des Weinstockes habe zeitigen können, mithin ein guter Herbst auf das folgende Jahr zu hoffen sey. Nur der Thor siehet den guten Stand des Epheues als die Ursache eines folgenden guten Herbstes an. Ist jenes, daß Holder und Johannesbeere gut verblühen, und nach der Blüte nicht abfallen: so hat auch der Weinstock, der mit jenen Gewächsen zugleich blühet, gute Zeit zu blühen gehabt. Das Meiste aber bey dem Weinstock

kommt

kommt auf ein gutes Blühen an. Thöricht hingegen ist die Baurenregel, daß, wenn es am Urbanstag regne, der Herbst mißrathe; denn der Regen an diesem Tage hat keine Einwirkung auf die Trauben; es wäre denn, daß in einer Gegend die Trauben schon um den Urbanstag blühten, wo durch anhaltenden kalten Regen der Rebstock Schaden leiden würde. In einer sichtbaren Verbindung stehet die Morgenröthe mit einer nahe bevorstehenden nassen, und die Abendröthe mit einer schönen Witterung. So auch das Steigen und Fallen des Wetterglases. —

Durch anhaltenden und schicklichen Gebrauch und Anwendung der angeführten sechs Regeln hoffe ich, dem fürchterlichen Kolosse des Aberglaubens nach und nach die Beine zu brechen. Wenn an Kindern und Erwachsenen gegen den Aberglauben auf diese Art gearbeitet, und damit immer ein vernünftiger Religionsunterricht verbunden würde: so wäre zu hoffen, daß eine Gemeine von diesem Feinde der menschlichen Ruhe und Glückseligkeit zimmlich befreyet werden könnte.

Drittes Stück.

Anwendung der in dem Verſuch gegebenen Regeln.

Tanta eſt corruptela malæ conſuetudinis, ut ab ea tanquam igniculi extinguantur à natura dati, exorianturque & confirmentur vitia contraria.

Cicero.

Abend-Geſpräche eines Vaters mit ſeinen Kindern über verſchiedne Gegenſtände.

Obgleich die hieſige Gegend für viele Menſchen wenig Reiz hat: ſo verſchließt ſie doch ein Kleinod, welches ſonſt in ganz Europa nirgend angetroffen wird. Es quillet bekanntlich hier in Wildbad ein Waſſer, welchem eben derſelbe Grad von Wär-

Wärme zukommt, den das Blut eines gesunden Menschen hat, welches also für den menschlichen Leib weder zu warm noch zu kalt, sondern eben recht ist, und ganz unerwartete Kuren thut; daher auch hier in den Sommermonaten eine beständige Ebbe und Flut von Badgästen ist. Einige kommen mit Krücken an, um ihre halbgelähmte Glieder wieder in Gang zu bringen, und viele werden froh, daß sie ihre Krücken bald wegwerfen, und mit festen Kudcheln ihren Ruckweg antretten dörfen. Andere wollen hier die Maschine ihres Leibes für gefürchteten Stillstande sichern, und ihr stockendes Gliederwerk durch einen pünktlichen Gebrauch des Baades zu einem neuen ungehemmten Gang auf ein Jahr lang gleichsam einschmieren. Einige trinken in ungezählten Zügen von diesem heilsamen Wasser, um ihre drohende Brust zu einer jugendlichen Stärke zu härten, oder eine neue Schnellkraft ihrem schlaffen Eingeweide mitzutheilen, und damit den Maßstab ihrer Lebensjahre möglichst zu verlängern. Andere wollen sich nur auf einige Wochen von dem Gürtel

ihres

ihres Amtes losschnallen, um zu desto munterer Amtsführung neue Kräfte zu sammlen. Ich wundre mich nicht, wenn der Städter seine dumpfe Stadtluft eine Zeitlang verläßt, und die hiesige sehr gesunde Luft seiner Brust gönnet; wenn er nach abgeworfenen Zwang das Landleben kopirt, und seinen Marmorsaal oder schwiele Amtsstube mit weichen Rasen und heiteren Spaziergängen vertauscht. Hier wallen die Fremdlinge in brüderlicher Harmonie untereinander. Man siehet edle und nichtedle, gelehrte und nichtgelehrte Menschen von allerley Zuschnitt, Original-Menschen, denen die Flamme der Gottheit aus dem Auge bricht, und Alltagköpfe, wahre Freunde der Religion und Amphibien, welche mit und ohne Religion leben können, nicht selten politische Kannengiesser, selbst armenische Prinzen, die sich von einem Orte zum andern kutschen lassen.

Man kann freylich die hiesige Gegend in widrigem Lichte aufstellen. Wer gewohnt ist, eine freye Aussicht auf wallende Fruchtfelder zu geniessen, und an Hügeln schlanke Reben sucht; wer

nur

nur erſt in ſchwindelnder Ferne Berge zu entdecken hoft, die das begierige Auge begrenzen, der kommt hier nicht zurecht. Wenn ich den ſchmalen Horizont betrachte: denke ich an die Wette Virgils, die er mit Damöten anſtellte, da er von ihm zu wiſſen verlangte, welches der Ort in der Welt wäre, wo der Himmel nur drey Ellen breit ſey?

Dic, quibus in terris, & eris mihi magnus Apollo,
Tres pateat cœli ſpatium non amplius ulnas?

Eclog. III. ad fin.

Wenn ich zu nächtlichen Zeiten das prächtige Geſtirn des groſſen Bären entdecke, ſobald ſich derſelbe nach ſeinem Aufgang in die Breite gelegt hat: ſo befaßt er nach meinem Augenmaß bey nahem den dritten Theil des ganzen Horizonts von einem Berge zum andern. So ſchmal iſt hier die Decke des Himmels. Winters wirft die liebliche Sonne ihre Stralen erſt gegen zehn Uhr in die Tiefe des Thals, und verabſchiedet ſich wieder vor drey Uhr Nachmittags, und läßt nur wenige Minute ihren Abendſchmuck ſehen. Doch herrſchen

auch

Digitized by Google

auch Vorurteile gegen diese Gegend. Man hält sie für kälter und unfruchtbarer, als sie ist; Selbst das Brennen der Felder stellt man auf schiefer Seite vor. Ich weiß nicht, aus welcher trüben Naturlehre der Herr von G. die Meinung geschöpft hat, wenn er in der Beschreibung seiner Reise durch den kleinen Theil des Schwarzwaldes (Frankfurt. 1781. S. 61.) sagt: „Wie kalt der Boden im Schwarzwalde zu aller Kultur ist, sieht man daraus, daß der Boden durch die Kunst erwärmt werden muß, wenn man auch in dessen fruchtbarsten Gegenden Kraut u. d. ziehen will. Es werden nämlich Reiser auf solche Aecker getragen, und diese mit ausgestochenen Bodenstücken überdeckt, worunter diese Reiser, wenn man sie ansteckt, viele Tage brennen, bis alles zu Asche verzehrt ist, wodurch der Boden die nöthige Wärme und Fruchtbarkeit erhält." Virgil gibt (Georg. L. I. v. 83. sqq.) andre Ursachen des Brennens der Aecker an:

Sæpe etiam steriles incendere profuit agros,
Atque levem stipulam crepitantibus urere flammis:

Sive

Sive inde occultas vires & pabula terræ
Pinguia concipiunt: sive illis omne per ignem
Excoquitur vitium, atque exsudat inutilis humor:
Seu plures calor ille vias & cœca relaxat
Spiramenta, novas veniat qua succus in herbas; &c.

Hätte man allenthalben so viel Abholz, wie hier: so würde ich rathen, daß man auch selbst in den wärmsten Landstrichen die Felder brenne, und sie damit zur Fruchtbarkeit tauglicher mache. Die Wärme, die dadurch dem Boden mitgetheilt wird, kommt hiebey gar nicht in Anschlag; vielmehr ist es nöthig, den Samen so lange, als die Wärme im Boden ist, nicht auszustreuen, damit der Same nicht Schaden leide; sondern die Asche führt ein düngendes Salz mit sich, welches den Pflanzen einen besondern Trieb gibt. Laugt man doch bekanntlich aus der Holzasche die scharfe Pottasche aus.

Hier genießt man drey Stücke unentgeldlich, die Holland bey allem seinem Reichthum entbehren muß: gesunde Luft, reines Wasser und Holz genug in der Nähe. Ist die Scene des Sommers

zu Ende: so ist jedoch nicht alle Anmut dahin. Gott hat mir das Gefühl des innigsten Wohlgefallens an seinen Werken eingepflanzt. Ein jeder herabstürzender Bach heftet meine Blicke auf sich. Das Amphitheater der Berge hat in jedem seiner Stufengänge neue Reize. Die Thannen thürmen sich gleich den Cedern Libanons übereinander hin bis in die Wolken. Die nahe an meiner Wohnung vorbeyströmende Enz trägt Scheiterholz und schwere Balken auf ihrem Rücken auch ins ferne Ausland. Wenn des Winters die Nordwinde rasen, und Millionen Schneeflocken in wirbelnden Kreisen in dem unermeßlichen Luftraum herumtreiben: so läßt sich an der Enz die gurgelnde Wasseramsel und der zwizernde Zaunschlupfer bey Holzhäufen lieblich hören. Einige Steine haben ganze Blätter von angeschossenem Crystall auf sich, aus andern glänzet Silber. Nicht so bald bricht der Frühling an, als die Menge der Pfriemengewächse die schönste Blüte an den Bergen hin aufweißt, deren Maler seinen Pinsel in die Farbe der Morgenröthe einzutauchen scheint. Die auflösende Ar-

nica

nica sprosset hier unerkannt herfür; selbst ein Moos, welches dem Isländischen Moos vollkommen gleich ist, wächst in der Nähe im Ueberfluß. —

Hier wohne ich seit Jahren. Willig folgte ich hieher dem Ruf, so ungewöhnlich er mir Anfangs schien, indem ich mir nie beygehen ließ zu glauben, daß die Fürsehung mit den menschlichen Schicksalen spiele, wie Kinder mit Federbällen. Wol mir, wenn ich nur ihrem Plan gemäß arbeite, ich sey, wo ich wolle! — Niemalen habe ich Ursache, über Langeweile zu klagen; nur wollten wir die Winterabende, oder die Zeit, die man sonst entre chien & loup zu nennen pflegt, etwas unschmackhaft und zu leer seyn, bis mir der Gedanke kam, mich in den engen Zirkel meiner Kinder zu sezen, und ihnen nüzlich zu werden. Mit Herzenslust laß ich vorlängst, wie verschiedene angesehene Leute die Freude ihrer Kinder zu der ihrigen gemacht, und eine besondere Wollust darinnen gefunden haben, sich ihnen gleich zu stellen und bis zu ihren Spielen herabzulassen.

Der grosse König Agesilaus in Lacedämon ritt mit seinen Kindern auf dem Stecken, und wurde, da sein Steckenpferd eben die possierlichste Seitensprünge machte, von jemand überrascht, dem er aber kurz sagte: „Redet nicht eher davon, bis ihr Vater worden seyd" (*). Der weise Sokrates hatte auch ein Rohr zwischen den Beinen, und ritt in der Reihe der kleinsten Knaben, als er von Alcibiades erblickt und verhöhnt wurde (**). Racine formirte mit seinen Kindern eine kirchliche Procession, und wollte lieber mit ihnen einen Karpfen verzehren, als dem Gastgebot eines grossen Ministers anwohnen. Melanchthon ward oft angetroffen, daß er in der einen Hand ein Buch hielt, und mit der andern seine Tochter wiegte. Hausen eilte einmal aus dem Collegium, um sein weinendes Kind zufriden zu stellen (***) —. Nun über dem Ideal eines Vaters

(*) *Plut.* in Agesil. p. 610. (**) *Valer. Maximus* Libr. VIII. Cap. 8. sub fin.

(***) Gellerts moralische Vorlesungen. Carlsruh 1774. S. 577.

Digitized by Google

Vaters von dieſer Art fühlte ich mich verlegen, wenn auch meine Kinder noch nicht über die Steckenpferdte weg wären; wenigſtens würde man hier nicht die Verſe des Horaz aus dem zweyten Buch Sat. 3. v. 247. anführen dörfen:

Ædificare caſas, ploſtello adjungere mures,
Ludere par impar, equitare in arundine longa,
Si quem delectet barbatum, amentia verſet.

Man erzehlt von dem groſſen Guſtav Adolph, daß er mit ſeinen Generals bisweilen eine bekannte Luſt unſerer Kinder geſpielt habe (*). So wechſeln die ſchwereren Geſchäfte mit leichtern, und die verdrüsliche und ermüdende mit angenehmern ab, und die zu ſtraff geſpannten Saiten unſrer Kräfte werden etwas heruntergeſtimmt. — Mir genüget, meinen Kindern Abends etwas nüzliches und angenehmes zu erzehlen, was mir etwa den Tag über fürgekommen iſt; unter andern ſuche ich ſie gegen abergläubiſche Meinungen zu wafnen, welche ihnen auf die eine oder die andre Weiſe

(*) Mosheim Sittenlehre. Th. VI. S. 305.

Digitized by Google

schädlich werden könnten. Ich will doch einige abgekürzte Abendgespräche hier mittheilen.

Erster Abend.

Karl. Erzehlen Sie uns wieder etwas, Vater, ehe das Licht kommt, wir bitten Sie!

Vater. Ich will es thun, und euch heute und an andern Abenden etwas vom Aberglauben sagen; nur müsset ihr erst richtige Begriffe von einigen Wörtern bekommen, sonst könnet ihr mich nicht verstehen. Ich will euch sagen, was glauben, was zweifeln, aberglaubig seyn, leichtglaubig seyn u. d. heisse.

Karl. Wir wollen aufmerksam seyn. Was heißt denn glauben?

Liß. Ich weiß es schon; eine Sache für wahr halten um ihrer guten Gründe willen.

Vater. Könnet ihr mir Beyspiele hievon geben?

Karl. Es fällt mir gleich eins ein: da liegt ein Feuerstein, ich glaube, daß er Feuer gibt.

Vater.

Vater. Was haſt du für einen Grund, daß du es glaubſt, und für wahr hältſt?

Karl. Sehen Sie, er gibt ja Feuer.

Vater. Alſo durch Hülfe der Sinne wirſt du gewahr, daß eine Sache wirklich das iſt, was ſie iſt. Wiſſet ihr mir nicht auch ein Beyſpiel zu ſagen, wie man durch Nachdenken hinter die Wahrheit einer Sache kommt? Wenn jemand zu euch ſagte: heute wird es nicht Nacht werden, was wolltet ihr ſagen?

Liß. Wir würden ihm ſagen: ſo oft die Sonne untergegangen iſt, iſt es bald darauf Nacht worden; alſo wird es auch heute Nacht werden.

Vater. Wir müſſen aber zuweilen etwas für wahr halten, das wir weder durch unſre Sinne erfahren noch durch unſer Nachdenken erforſchen können, wenn es uns nur glaubwürdige Zeugen verſichern. Glaubet ihr, daß es im Unterland wirklich ſo viel Schnee habe, als hier?

Guſtel. Nein, der Bott, der dieſer Tagen von dar hieher kam, ſagte, daß es daſelbſt nicht ſo viel Schnee habe.

Vater. Es kommt darauf an, ob ein Zeuge glaubwürdig ist; ob er nämlich die Wahrheit sagen kann, und sie daher genau weiß; und sie auch sagen will, und eine redliche Person ist.

Liß. Halten Sie denn, Vater, diese Geschichte für wahr, welche Sie uns ohnlängst vorgelesen haben?

Vater. Welche?

Liß. Jene von dem Papagey. Es aß ein Papagey von einem Kälberbraten. Die Köchin, sobald sie solches wahrnahm, schlug ihn mit dem Rührlöffel auf den Kopf, daß ihm die Federn ausfielen, und der Kopf ganz kahl ward. Nach einiger Zeit trat ein Mann in das Zimmer ein, der Alters halber einen kahlen Kopf hatte, den fragte der Papagey: hast du auch von dem Kälberbraten gegessen?

Karl. Hui, hui.

Vater. Nein, ich zweifle daran. Man zweifelt alsdenn, wenn man von der Wahrheit einer Sache noch so wenig, als von ihrer Unwahrheit genug überzeugt ist, um sich entschliessen zu können.

Karl.

Karl. Sagen Sie uns doch auch, worinn die Leichtglaubigkeit besteht?

Vater. Gar gerne. Leichtglaubig ist derjenige, der etwas ohne hinlängliche Gründe aufs erste Wort dieser oder jener Menschen, denen die Eigenschaften glaubwürdiger Zeugen fehlen können, ohne Nachdenken und Untersuchung für wahr hält.

Gustel. Nun muß ich den Karl verrathen. Er hat eine Spinne in ein Glaß gesperrt, dasselbe pitschirt, und glaubt, er werde statt ihr einen Edelstein oder Gold nach einiger Zeit darinn finden. ——

Vater. Was denkst du, Karl, glaubst du etwas ohne hinlänglichen Grund, ohne Nachdenken und Prüfung, nur weil es deine Kameraden sagen? bist du so leichtglaubig?

Karl. O nein! verzeihen Sie, Vater, es ist wahr, ich habe eine Spinne zwar in ein Glaß verschlossen; ich wollte aber nur sehen, wie lange sie ohne Nahrung leben könne. Ich habe schon oft gesehen, daß eine Spinne lange Zeit an dem Ende ihres Gewebs ruhig sizen, und auf eine

Mücke lauren kann, ohne einen Raub zu machen.

Vater. Willst du das wissen; so hast du nicht nöthig, das Thier durch Hunger zu plagen. Ich erinnere mich (in den Actis Scholasticis Band IV. S. 219.) gelesen zu haben, daß an einer Spinne in den zwey ersten Monaten, seit sie eingeschlossen war, keine sehr merkliche Veränderung zu sehen gewesen. In den folgenden Monaten zeigten sich auf dem Boden viele Excremente, und es gieng noch eine geraume Zeit vorbey, ehe sie starb. Schwalben bleiben den ganzen Winter ohne ihre natürliche Nahrung bey Leben.

Liß. Leichtgläubig seyn und abergläubig seyn wird wol nicht einerley bedeuten?

Vater. Sie grenzen nahe aneinander. Abergläubig ist derjenige, der einer Person oder Sache eine Kraft zuschreibt, deren sie doch ohnfähig ist. Denket nach, ob ihr mir kein Exempel sagen könnet?

Liß. Das ist ja Aberglaube, wenn die Leute sagen: es sterbe jemand, wenn es ins Läuten schlage.

Gustel.

Gustel. So meinen auch die Mägde: Man müsse am Dienstag und nicht am Mittwoch in Dienst tretten, wenn man glücklich seyn wolle.

Karl. Ich will auch ein Exempel sagen: die Weingärtner glauben: wenn es am Urbanstag regne, mißrathe der Wein selbiges Jahr.

Vater. Gut! da legt das blinde Volk dem Glockenschlag, dem Mittwoch, und dem Regen am Urbanstage eine Kraft bey, deren sie ohnfähig sind. Ich will eine Geschichte anführen, wo die gelehrtesten Leute eine verwünschte Thätigkeit blicken lassen. — Es ist jene von dem schlesischen Kinde mit dem goldenen Zahne.

Karl. Wie? ein Kind hat einen goldenen Zahn gehabt?

Vater. Nicht doch! Betrug war es, gleichwol sind ganze Bücher davon geschrieben, gelehrt widerlegt, und noch schöner vertheidiget worden. Man propbezeihte daraus Krieg und theure Zeit. Endlich ward ein Goldschmid so naseweise, daß er diesen Zahn etwas genauer untersuchte, da

sichs

sichs dann befand, daß er nur durch Betrug mit einem Goldblättchen bedeckt war.

Liß. Ey, das war doch Boßheit!

Vater. Dennoch prophezeite der Abergläubige Haufen Krieg und theure Zeiten, hätte er doch lieber goldene Zeiten angedittet: so hätten die Wahrsager das noch dabey gewonnen, daß andern die Brust dadurch leicht gemacht worden wäre.

Karl. Man bringt schon das Licht. Erzehlen Sie uns noch etwas zu guter Leze.

Vater. Meinetwegen; um euch etwas von Irrthum zu sagen, fällt mir eine Geschichte aus Campens Entdeckung von Amerika ein, welches Buch euch schon bekannt ist: Die Truppen des Narvaez sahen durch die dicke Finsterniß der Nacht eine unzählbare Menge kleiner Lichter brennen, welche einer angesteckten Lunte ähnlich schienen. Sie glaubten daher, daß Cortez, der spanische General, von einem grossen Corps von Büchsenschüzen unterstüzt werde, weil man dazumal die Schießgewehre nicht, wie izt, durch Hülfe

eines

eines Feursteins, sondern durch brennende Lunten abzuschiessen pflegte. Es waren Johanniswürmer, die aber in Amerika weit grösser, als bey uns sind. Worinn irreten also die Amerikaner? wer sagts mir?

Liß. Darinn, daß sie Johanniswürmer für brennende Lunten ansahen, und daraus schlossen, daß Hülfsvölker für die Spanier angekommen seyen.

Vater. Wenn man also einen falschen Saz zum Grunde legt: kann man doch durch die richtigste Schlüsse in Irrthum gerathen. Wäre übrigens dieser Vorfall Christen, und nicht Heiden begegnet: so wären sie nicht beym Natürlichen geblieben, sondern hätten, aus Hang zum Aberglauben, aus dem, was sie so in der Ferne leuchten gesehen haben, Gespenster, Lichter über vergrabenen Schäzen und weiß nicht, was für teufelische Erscheinungen und Blendwerke gemacht. Lernet hiebey, daß man bey einer Sache, die zum erstenmal vorkommt, oder die wir noch nicht recht kennen, sie sey auch noch so geringe, nicht gedanken-

los und unachtsam vorübergehen, sondern vielmehr, wenn Zeit und Gelegenheit es erlauben, dabey stille stehen, sie genau beobachten, darüber nachdenken, oder verständige Leute darum befragen müssen. Das ist ein sicheres Mittel, an Verstand und nützlichen Kenntnissen täglich zuzunehmen, und die Vernachlässigung desselben war hier die vorzügliche Ursache, daß ein starkes wohlbewafnetes Corps sich von einer Handvoll kühner Wagehälse gefangen nehmen ließ. ——

Zweiter Abend.

Vater. Ich habe gehört, daß ihr heute Milch gestossen und Butter gemacht habt; ich will euch mit einem gewissen Aberglauben bekannt machen, habt ihr auch schon etwas von der blauen Milch gehört?

Gustel. O ja! es behaupten viele, daß die Milch durch Zauberey blau werde, oder daß man auch verhindern könne, Butter zu machen. Ich bitte Sie, Vater, sagen Sie uns, was daran ist.

Vater.

Vater. Wisset ihr, was Zauberey ist?

Liß. Wenn man durch Hülfe mächtiger Geister andern Schaden zufügt, oder auch Nuzen schaft.

Vater. Gut! ich wiederhole die euch ehedem gegebene Regel; **Man müsse nicht Geistern und ausserntürlichen Ursachen zuschreiben, was aus natürlichen erklärt werden könne.** (Reg. III.)

Gustel. Ich denke, man könne eine blaue Milch nicht aus natürlichen Ursachen herleiten.

Vater. In den finstern Zeiten, wenn eine Hausfrau ihre Nachbarin der blauen Milch halber verklagte: wurde das unschuldige Weib eingesperrt und gequält; wer aber heut zu Tage jemanden wegen angeherter blauen Milch verklagen wollte, den würde man verlachen, und ihm die Weisung geben, sich den Staar stechen zu lassen.

Mutter. Altmilchichte Kühe sind zur blauen Milch geneigt; auch kann der Grund in dem trockenen und mit bittern und sauren Kräutern vermischten

mischten Heu und Stroh oder in der Unreinlichkeit der Milchgefässe liegen, u. d.

Gustel. Die gemeinen Leute sagen: man solle die blaue Milch sieden und mit Dornstecken drein schlagen: so

Mutter. — Ist man kopfkrank. Wozu die Kocherey? Ein gewisses Ehepaar gab sich vor einiger Zeit auch damit ab. Es kochte eine ganze Stunde, und die Hexe erschien nicht. Die Frau wollte doch von der Angst Zeuge seyn, die sie dadurch der vermeintlichen Hexe machte; sie stellt also den Mann bey die kochende blaue Milch, mit dem Verlaß, das Feuer unter dem Kessel wol zu unterhalten. Sie kommt zu der Hexe ins Haus, und findet sie mit ihres Sohnes Kinde auf dem Arme vergnügt spielen. Diese, denkt sie, muß also deine Milch nicht blau gehext haben; ganz gewis ist es die da; sie geht zu ihr, und findet sie mit verbundenem Kopfe im Bette liegen. Nun jauchzt sie schon in ihrem Herzen, daß ihr Kochen dieser angeblichen Hexe Schmerzen, und sie ins Bette gebracht habe; erfährt aber zu ihrem

Mis-

Misvergnügen, daß sie an einem reissenden Fluß im Rücken schon einige Tage bettlägerig sey. Aus dem allen ist ja offenbar, daß solche Milchkocher nicht die Hexe entdecken, sondern sich selbst Verachtung und den Spott vernünftiger Leute zuziehen.

Gustel. Die Leute sagen, man könne die Milch nicht eher zu Butter stossen, als bis man ein Kreuz darüber gemacht habe?

Vater. Denket doch hiebey an die obige Regel, und sehet zu, ob nicht eine natürliche Ursache ausfindig zu machen ist.

Mutter. Warum nicht? Freylich muß es natürlich zugehen; denn man bringet ja im Sommer die Milch in Keller, und im Winter in die warme Stube, damit man desto eher Butter machen könne.

Vater. Ist die Milch zu heiß: so sind die Fetttheile der Milch sehr dünne und aufgelößt, sondern sich daher von ihren käsichten wäßrigen Theilen nicht gut ab, werden nicht leicht zähe, wie sie werden müssen, wenn Butter werden soll.

Ist die Milch zu kalt: so hängen die Fetttheile mit den käsichten wäßrigen Theilen sehr zusammen, und auch dadurch wird die Absonderung erschwert.

Gustel. Sollte denn auch das unnöthig seyn, daß man in die Milch, die weggegeben wird, etwas Salz wirft?

Vater. Ich habe schon gehört, daß diese Mode hier gemein ist, um ihr Milchwerk nicht beheren zu können. Der Aberglaube hat in und ausser der Kirche das geweihete Salz als ein sicheres Mittel gegen die Hexerey erklärt; aus Mangel desselben muß auch das ungeweihete Salz gleiche Dienste thun.

Karl. Sagen Sie uns, Vater, von etwas anders, als von verhexter Milch und Butter. Die Gustel ist im Durchschnitt ein — aberglaubiges Ding.

Vater. Und du bist im Durchschnitt ein Loser — von was soll ich euch denn sagen?

Karl. Von was Ihnen beliebt.

Vater.

Vater. Etwas, woraus ihr abnehmen könnet, wie weit der Mensch verfalle, wenn sich der Wurm unter der Hirnschale regt. Eine vornehme Gräfin sagt in allem Ernst, sie wäre von einem gewissen gottlosen Weibe behext worden. Ein gelehrter Arzt sah, daß es, ihrer Einbildung ohngeachtet, nichts anders als eine hypochondrische Melancholie sey, und verordnete tüchtige Arzneyen, diese böse Feuchtigkeiten auszuführen; befahl auch ihrem Kammermädchen, daß sie Nägeln, Federn und Nadeln in den Nachtstuhl werfen sollte. Dieß geschah, das Mädchen zeigte es mit Lachen ihrer Frauen, welche auch gleich ausrief: sie habe doch nicht geirrt, da sie die Ursache ihrer Krankheit der Hexerey zugeschrieben! darauf sie sich auch wieder von Tag zu Tag erholt. (Websters Untersuchung der vermeinten Hexerey Cap. II. §. 35. S. 60.)

Dritter Abend.

Vater. Kannst du mir sagen, was Meteorologie ist? Karl!

Karl. Dieß Wort lautet abscheulich. Ich weiß seine Bedeutung nicht.

Vater. Es ist die Lehre von den Erscheinungen in der Luft, z. B. von Thau, Regen, Bliz, Schnee, Schlossen, Wind, Sternputzen u. d. Es gibt gewisse Anzeigen in der Natur, woraus man die Beschaffenheit der künftigen Witterung zimmlich richtig abnehmen kann. Wisset ihr mir nicht einige zu sagen, besonders aus der heil. Schrift?

Liß. O ja! Christus sagt: des Abends sprechet ihr: es werde ein schöner Tag werden; denn der Himmel ist roth. Und des Morgens sprechet ihr: es wird heute Ungewitter seyn; denn der Himmel ist roth und trübe. Von einer Morgen- und Abendröthe schließt man auf die Witterung.

Vater. Und zwar mit gutem Grund, und ist der Erfahrung gemäß. Wer sagt mir aber die Ursache, warum schön Wetter zu hoffen ist, wenn es ein Abendroth hat?

Karl. Sie haben mir es lezthin auf einem Spaziergang gesagt: alsdenn kommen durch den Wind die Wolken von Morgen her, die auf schö-

nes

nes Wetter deuten; Färbt aber die aufgehende Sonne die ihr entgegenkommende Wolken: so steigen sie von der nassen Abendgegend auf, und bringen Regen.

Vater. Es ist noch nicht gründlich genug geantwortet; doch — sehet ihr hieraus schon eine Verbindung der gegenwärtigen mit der zukünftigen Witterung.

Karl. Es zeigen auch die Barometer die Veränderung der Witterung an. ——

Vater. Laß es seyn; ich will euch izt einen Fall sagen, wo von weitem keine Verbindung statt findet: Als ich 1783. im Herbst ins Unterland reiste, und unterwegs in einem Wirthshause einkehrte: äusserte ich mein Vergnügen über der anhaltend schönen Witterung gegen den Wirth, der sonst ein vernünftiger Mann, und das Orakel seines Dorfes ist. Er versicherte mich, daß ich die ganze Reise über schön Wetter haben würde, wenn sie auch etliche Wochen währen sollte. Nun forderte ich ihn auf, mir den Grund seiner Meinung, die meiner Reise so günstig wäre, zu sagen. Der

Wirth erwiederte: Er beobachte seit vielen Jahren die Witterung in der Christnacht und denen darauf folgenden zwölf Tagen und Nächten, aus welcher er von der Witterung des ganzen Jahres urtheile; nach dieser Beobachtung müsse es noch lange schön Wetter bleiben.

Liß. Wie haben Sie ihn des Gegentheils überzeugt? ich möchte es wol wissen, da ich weiß, daß mehrere Personen in gleichem Wahn stehen.

Vater. Ueberzeugen wollte ich ihn nicht, da ich sah, daß er sehr für diese Meinung eingenommen war, sondern ihn nur darinn zweifeln machen. Ich sagte: diese Meinung sey mir wol bekannt, und hätte ich darüber schon mit mehrern geredt; ich hätte aber gefunden, daß sie nicht einerley Grundsäze hätten; denn der Eine behaupte: der Jänner sey der Monat, von welchem man die Witterung des Christtags zu rechnen anfangen müsse; andere aber der Monat März; und wahrscheinlich, sezte ich hinzu, sey es dieser Monat, da er eigentlich der erste Monat ist, von dem das

Jahr

Jahr ehedem angefangen worden; indem erst die beyden Monate Jänner und Februar in den folgenden Zeiten (von Numa Pompilius) hinzugekommen sind; daher auch der Februar die wenigsten Tage habe. Was meinet ihr? ist es wol diesen zwölf Tagen natürlich, daß sie die verhofte Witterung in den folgenden Monaten auswirken müssen?

Liß. Wir wissen nicht, was Sie natürlich nennen.

Vater. Ich will es euch sagen: Unter Natur versteht man die sämmtlichen Geschöpfe samt den Kräften, die sie einmal von ihrem Schöpfer empfangen haben; alles, was aus der Wirkung dieser Kräfte geschehen kann, heißt natürlich. Z. E. Natürlich ist, daß das Feur wärmt; denn der Schöpfer hat gleich Anfangs diese Kraft dem Feuer mitgetheilt.

Liß. Wenn das natürlich heißt: so hat die Witterung in den zwölf Tagen die vermeinten Kräfte unmöglich von dem Schöpfer erhalten; denn sonst müßte z. B. ein Schnee im ersten

Jänner Regen im Julius — oder eine kalte helle Witterung eine warme helle Witterung wirken. Das kann ja nicht seyn.

Mutter. Nein, nein, das meinen die Leute auch nicht, sondern die Witterung in jenen Tagen soll nur die Witterung in den Monaten vorbedeuten und bezeichnen.

Vater. Ihr werdet nicht wissen, was ein Zeichen ist?

Karl. Auch das haben Sie uns noch nie gesagt.

Vater. Ein Zeichen ist, wenn man aus dem einen Dinge auf das andre einen Schluß machen kann. Z. B. Aus der Abendröthe kann man den Schluß auf das schöne Wetter des folgenden Tages machen. Die Abendröthe ist das Zeichen, das schöne Wetter das Bezeichnete.

Karl. So schließt man ja auch aus dem Hof, den manchesmal der Mond hat, auf Regen. Den Hof verursachet die um den Mond befindliche feuchte Luft. Hier ist also der Hof das Zeichen, und der Regen das Bezeichnete.

Vater.

Vater. Ganz recht. So gibt es mancherley Zeichen der bevorstehenden Witterung, welche die Vernunft und Erfahrung allerdings zum Grunde haben; Hingegen widerspricht das zuvor angegebene Zeichen von der Witterung in den zwölf Tagen, beyden so wol der Vernunft als der Erfahrung. Es mag wol hie und da zuweilen eingetroffen haben; aber ich bin Bürge, daß es gegen einmal wol zwanzigmal wieder nicht zugetroffen hat.

Mutter. Es ist ohnfehlbar eben so ein unrichtiges Witterungs-Zeichen, als diejenigen; welche in dem hundertjährigen und in andern Kalendern angeschrieben sind, gleichwol glauben die Bauern daran, als wären sie Evangelium.

Karl. Sollten denn auch die Laubfrösche die Veränderung der Witterung durch ihr Quacken, oder durch ihr Steigen in die Höhe oder in die Tiefe nicht andeuten?

Vater. Das ist der Vernunft und Erfahrung gemäs. Der äussere Zustand und Veränderung der Luft verursacht ein ausserordentliches Ge-

fühl in den Thieren, wodurch sie zu dergleichen Verrichtungen bestimmt werden; denn die Luft hat einen grossen Einfluß in das Leben und die Bewegung der Thiere. Behaltet daher die Regel: **Wo ihr bemerket, daß eine natürliche Erscheinung in einer Verbindung mit einer künftiger Ereigniß steht: so nimmt es alsdenn erst als ein Zeichen derselben an.** Sezet Vernunft und Erfahrung nie beyseite. ——

Karl. Zum Beschluß erzehlen Sie uns, Vater, wieder ein Histörchen! und wenn es nur so lange ist, als mein kleiner Finger.

Vater. Gut! ich habe euch gesagt, daß die Thiere manchmal sichere Wetterpropheten seyen. König Ludwig XI. in Frankreich fragte seinen Sterndeuter, den er mit grossen Kosten an seinem Hofe hielt: Sage an, wird das Wetter heute schön bleiben, ich bin willens zu jagen! Nach einer kurzen Pause antwortet derselbe: Sire! das Wetter wird schön, recht schön seyn. Kaum hört der König das Kraftwort aus dem Munde seines Sterndeuters, als er sich aufs Pferdt schwung

ſchwung und dem Walde zuritt. In der Nähe des Waldes begegnet ihm ein Kohlenbrenner, der den König nicht kannte, ihm aber zurief: Herr! kehret um, in wenig Stunden fällt ein entſezlicher Plazregen! der König, der für die Jagd ganz Gefühl war, ließ einen Schwall von Sarkasmen über den armen Kohlmann herſtürzen, und ritt ſeiner Wege. In wenig Stunden umwölkte ſich der Himmel, die Blize flatterten um ſie her, die Donner verdoppelten ihr entſezliches Getöſe an den Bergen, und es fiel ein ſolcher Regen, daß jeder Geſellſchafter nur an ſeine Rettung dachte, und den König ſeinem Schickſal überließ, der jedoch durch die Güte ſeines Pferdtes dem Unglück entgieng. Den folgenden Tag erſcheint der Kohlmann auf Befehl des Königes vor ihm, der von ihm wiſſen will: wo er die Sterndeuterkunſt ſo gut erlernt hätte, daß er das Wetter ſo richtig vorherſagen könnte! Sire, antwortet der Kohlmann, ich bin niemals in die Schule gegangen, ich kann in der That weder leſen noch ſchreiben; ich halte aber einen guten Sterndeuter zu Hauſe,

der

der mich nie betrügt. Wie? nie betrügt? und wer ist der? fragte der König ganz heftig und wißlustig. Der arme Mann sehr betretten hielt eine Weile inne — endlich: Sire, es ist der Esel, den mich Euer Majestät mit Kohlen beladen gestern haben treiben sehen; So bald, als ein Wetter aufzieht: hängt er seine Ohren vorwärts, geht viel langsamer als gewönlich, und reibt sich an den Mauern. Durch diese Zeichen sehe ich den gewissen Regen voraus, und eben dieselben sind Ursache gewesen, da ich gestern sagte, sie sollten umkehren. Nicht so bald hört dieß der König, als er seinen Sterndeuter vom Hofe jagte, und dem neuen Meteorologen ein jährliches Krippengeld reichen ließ.

Vierter Abend.

Liß. Als ich heute zu der Jungfer Christel gekommen bin, traf ich sie über dem Kalender an, worinnen die Gemütsbeschaffenheit und die Schicksale eines Menschen bemerkt sind, je nachdem derselbe

selbe in einem Monate geboren ist. Sie glaubt alles als lauter Wahrheiten.

Vater. Hast du sie nicht gefragt: in welchem Monate sie geboren und wie sie geschildert sey?

Liß. Sie sagte mir: es stehe bey ihr gutes und böses. Sie glaube eben das beste von sich.

Vater. Ist dir bekannt, Karl, wie viel es himmlische Zeichen gibt?

Karl. Sie sind mir wol bekannt, es sind ihrer zwölf, und sie stehen in dem bekannten Vers: Sunt aries, taurus &c.

Vater. Diese Zeichen werden bey der Geburt aufs unverständigste gedeutet.

Mutter. Ich weiß Leute, die in ihrer Hausbibel die Namen ihrer Kinder, wenn und in welchem Zeichen sie geboren sind, sorgfältig anschreiben, z. E. ob das Kind im Krebs, Wassermann u. d. geboren sey, und schliessen davon auf die Gemütsbeschaffenheit und das Glück ihrer Kinder.

Liß. Und wie das?

Mutter.

Mutter. Wenn das Kind im Zeichen des Krebses geboren ist, mit dem gehe es in seinem Leben rückwärts, er bringe nie etwas für sich; wer im Zeichen der Waage geboren werde, der bleibe seinen Vermögensumständen nach Zeitlebens auf einem Flecke, gehe zwar nicht rückwarts, aber auch nicht vorwärts; im Löwen geboren zu werden, bedeute einen starken und muthigen Menschen, im Wassermann einen Trinker u. s. w. Es ist aber diß ganz wider die Erfahrung; hat es auch je eingetroffen: so macht eine Schwalbe keinen Sommer.

Vater. Die Eigenschaften solcher Dinge, von welchen jene Zeichen ihre Namen bekommen haben, auf die in denselben geborne Menschen übertragen, ist nur ein Zeichen der gröbsten Unwissenheit. Ein Krebs geht rückwarts; also gehts mit allen Menschen, die in diesem Zeichen geboren werden, rückwarts? welch ein Schluß? So thöricht, als wenn man schliessen wollte: wer des Nachts geboren wird, der wird ein finsterer Dummkopf

kopf werden; wer aber bey Tage geboren wird, der wird ein heller Kopf seyn.

Karl. Ich möchte wol wissen, wie diese Zeichen entstanden, und warum man sie so an den Hmmel hingedichtet hat?

Vater. Die alten Chaldäer haben die Sternkunde erfunden, und das Gestirn, in welches die Sonne, wenn sie im Junius am höchsten steht, darum den Krebs genennt, weil die Tage von dieser Zeit an wieder zurückgehen und abnehmen. Das Gestirn, die Wage, nannten sie darum also, weil da Tag und Nacht gleich ist; das Gestirn zu Ausgang des Julius den Löwen, weil eine starke Hize einfällt; zu Ausgang des Jänners den Wassermann, weil es um die Zeit in dortigen Gegenden stark zu regnen pflegte.

Mutter. Also bekamen ja jene Gestirne am Himmel ihren Namen von der Erde hinauf von gewissen Vorfällen, welche sich in der Zeit auf der Erde ereigneten. Wie können sie nun einen Einfluß auf die Neigungen und das Glück der Menschen auf Erden haben?

Gustel.

Gustel. Der alte Luz muß also wol im Wassermann geboren seyn, weil er so gerne trinkt.

Vater. Ihr sehet, daß der Schluß, den man von den Zeichen des Himmels auf die Neigungen und das Glück der Menschen macht, ganz nicht mit der Vernunft und der Erfahrung übereinkommt, was machet ihr also euch dißfalls für eine Regel?

Liß. Vermuthlich eben diejenige, die sie uns schon einmal gesagt haben, daß man Zeichen und Figuren weder eine nüzliche noch schädliche Wirkung zuschreiben soll, wenn man in dem göttlichen Worte oder in der vernünftigen Erkenntniß der Dinge keine Anweisung dazu hat.

Gustel. Noch etwas zum Beschluß!

Karl. O ja, ich bitte auch!

Vater. So seye es! ich will euch von einem Betrüger sagen, der aus der thörichten Meinung, welche die Leute von den himmlischen Zeichen hatten, seinen Nuzen zog. Ein Müssiggänger in

Flo-

Florenz — — (zeige mir, Karl, wo Florenz auf der Karte liegt, wenn das Licht kommt) der ohne Mühe reich werden wollte, gerieth auf den Einfall, Pillen auszugeben, von welchen er fürgab, daß sie in dem vortheilhaften himmlischen Zeichen des Widders, womit alle Krankheiten weggestossen würden, verfertiget werden. Er gab sie ohne Unterscheid allen Kranken, die sich bey ihm meldeten, und da sie zuweilen von ohngefähr halfen: kamen sie bald in Ruf. Ein Bauer, der seinen Esel verloren hatte, wurde dadurch veranlaßt, zu diesem neuen Arzte zu gehen, und ihn zu fragen: ob er ihm nichts geben könnte, seinen Esel wieder zu finden? O ja, antwortete dieser, ihr dörft nur sechs von meinen Pillen nehmen. Der Bauer thats. Auf dem Wege nöthigten ihn die Pillen, sich in ein zur Seite liegendes Gebüsche zu begeben, und bey dieser Gelegenheit ward er seinen Esel gewahr, welcher daselbst weidete. Nun waren die Pillen im besten Ruf.

Fünfter Abend.

Vater. Heute habe ich wieder einen Beweiß von der ausgebreiteten Macht des Aberglaubens wahrgenommen.

Karl. Hier haben Sie was bemerkt?

Vater. Ja hier! ich habe, wie ihr wisset, heute der Leichbegängniß des Herrn N. N. angewohnt. Der Zug gieng in der gewönlichen Ordnung. Bey der Pforte des Kirchhofes wandten wir uns um, giengen durch die Halle der Kirche, und kamen zu dem geöfneten Grabe. Die Träger stellten den Sarg nieder recht nach der Lage des Orts, wie ihn jeder Vernünftiger stellen würde; als der Sarg versenkt werden sollte, wurde er plözlich umgewandt, also daß das Haupt des Verstorbenen gegen die Tiefe des Erdreichs, und die Füsse bergan gerichtet waren.

Mutter. Ist es denn nicht gleich viel, wie der Todte gelegt wird, wenn er nur in die Erde kommt und zur Erde wird?

Liß. Alle Leichname werden in den hiesigen Gegenden also gelegt. Die Ursache aber soll diese seyn, daß der Todte nicht spucken müsse; denn wenn er mit dem Gesichte nicht nach Morgen sieht: hat er keine Ruhe im Grabe, sondern spuckt so lange, bis diesem Fehler abgeholfen wird.

Vater. Es ist schon ein uralter Aberglaube, daß man den Todten so legen müsse, daß sein Gesicht gen Morgen gerichtet sey. Warum man vor Alters diese Lage eines Verstorbenen nothwendig machte, ist dieß die Ursache, weil man ehedem glaubte: Christus habe seinen Siz im Himmel gegen Morgen genommen, und er werde auch von Morgen her zum Gerichte kommen. Damit nun die Todten in keiner ohnehrerbietigen Stellung erschienen, wenn sie auferstehen, und dem Richter nicht den Rücken zuwenden: so legte man sie so, daß alle Angesichter der Verstorbenen gen Morgen gerichtet seyen. Doch hievon ein andermal.

Gustel. Bleiben dann die Körper so lange unverrückt unter der Erde liegen, bis Christus

zum Gerichte kommt: so würden sie ja gar nicht zur Erde werden, und verwesen.

Vater. Du hast recht, Gustel; innerhalb 20. Jahren ist ein Leichnam verwesen. Was hältst du denn von Gespenstern und ihren Spuckereyen? weil die Todten spucken sollen, die die rechte Lage nicht haben.

Gustel. Ach, wenn es Nacht ist, rede ich nicht gerne von Gespenstern. Jedoch, Vater, da Sie uns schon öfters etwas erzehlt haben: so erlauben Sie, daß ich Ihnen auch etwas erzählen darf, das ich ohnelängst auswendig gelernt habe: es gefällt mir sehr wohl.

Lottchen blieb zum erstenmale
Bey der Tante übernacht;
Und ihr Bett ward in dem Saale
Sanft und zierlich aufgemacht.
Doch allein zu schlafen — dieß
Schreckte Lottchen ganz gewiß.

Furchtsam, wie ein junger Haase,
Schlupft sie in ihr Bett hinein!

„Ach

„Ach geliebteste Frau Baase,
Es wird hier doch sicher seyn!"
Denk nicht, daß Gespenster sind —
Gute Nacht! schlaf wol, mein Kind!

Nun lag Lottchen, aber immer
Gieng ihr der Gedanke bey,
Daß sie in dem fremden Zimmer
Ohne Schlafgefehrten sey.
Endlich schloß die Abendruh
Ihre müde Augen zu.

Doch die schwermutvollste Scene
Machte bald das Mädchen wach.
Bange fürchterliche Töne
Schwirrten durch ihr Schlafgemach,
Daß ihr Herz und Muth entfiel; —
O dieß war kein Kinderspiel.

Bald hielt sies für ein Geheule,
Bald kams ihr wie Seufzer vor,
Bald tönts in dem fernsten Theile,
Bald ganz nahe um ihr Ohr.

Plözlich hörte sie nichts mehr,
Plözlich tönt es schrecklicher.

Oft erzitterten die Fenster
Unter einem harten Stos.
Oft gieng eines der Gespenster
Schwirrend auf den Vorhang los,
Daß das Kind erbärmlich schrie:
Dieß versteht sich ohne Müh.

Aengstlich sprang die gute Tante
Lottchen mit dem Lichte bey,
Die sie tief im Bette fande,
Bloß vor Furcht und Klaggeschrey,
Zitternd sagt das Kind zu ihr:
Ach wie schrecklich spuckt es hier!

Sie erzehlt ihr die Geschichte,
Seufzet laut in jedes Wort.
Und noch wüten, troz dem Lichte,
Die Gespenster heulend fort.
Doch die Tante kennt den Ton —
Bald erhascht sie zwey davon.

Und

Und mit spöttischen Gesichte
Zeigt die Tante sie dem Kind,
Und es sieht beym hellen Lichte,
Daß es Maienkäfer sind. — —
Nun man stelle sich allhier
Lottchens Scham und Freude für.

Wer sich noch wie Lottchen scheut,
Mag nun auch mit ihr sich schämen.
Es ist Niederträchtigkeit,
Sich ob Ammen-Mährgen grämen.
Träumen eitler Phantasie
Glaubt und traut ein Weiser nie.

Digitized by Google

Viertes Stück.

Fernere Anwendung der in dem Verſuch gegebenen Regeln.

Somnia, terrores magicos, miracula, ſagas,
Nocturnos lemures, portentaque theſſala rides?

Horatius.

Unterredungen von Geſpenſtern und andern Erſcheinungen.

Panſoph, ein Magiſter.

Sophie, 18. Jahre alt, die eine gute Erziehung gehabt.

Agnes, auch achtzehnjährig, die in dem Dunſte der Geſinde-Stube aufgewachſen iſt, nebſt ihren Geſpielinnen:

Urſula,

Digitized by Google

Urſula, Barbara, Albertine, Hedwig, Waldpurgis u. a.

Erſte Unterredung.

Magiſter. Sie iſt noch immer eben ſo unwiſſend und kindiſch, als vor einem Jahre. Sie iſt, wie ein Sieb, durch welches die Jahre, wie Waſſer, durchlaufen; es läßt nichts zurück, auſſer daß der Schlamm ſizen bleibt, und daß das Sieb nach und nach mürbe wird und vermodert.

Sophie. Hum! hum! Herr Magiſter! auf wen ſind ſie ſo böſe? wenn ich fragen darf.

Mag. Wundern ſie ſich nicht; die Agnes iſt auch ſo eigenſinnig, und will keinen beſſern Unterricht annehmen.

Agnes. Ich, eigenſinnig? weil ich Ihnen nicht beyfalle. Wer weiß, ob Sie oder ich recht haben? Glauben ſie immer, es gebe keine Geſpenſter, ich bin von dem Gegentheil überzeugt.

Ursula. Sie glauben keine Gespenster! da doch unsre Eltern und Voreltern sie geglaubt haben, die auch vernünftige Leute waren.

Mag. Je nun! haben sie selbst Gespenster gesehen, oder haben sie es von glaubwürdigen Leuten gehört, daß es solche gebe?

Agnes. Läugnen sie meinetwegen alle Gespenster, wie sie wollen; mir ist es gleich viel; gleichwol wenn sie in jenem Walde, wo der wilde Jäger läuft, übernachten müßten: würden sicher ihre Knie gegeneinander schlagen, wenn nur ein Laub rauschte.

Hedwig. Das heißt herausgefordert!

Mag. Ich! mich fürchten! wollen sie es mit mir aufnehmen, und Gespenster gegen mich vertheidigen: so wollen wir sehen, wer gewinnt.

Agnes. Ja, das will ich! und Barbara, Ursula, Albertine, Hedwig, Waldpurgis, Maxel und Lotte sind alle auf meiner Seite, und glauben auch Gespenster.

Mag. Und wenn sie auch noch so viele Frau Baasen auf ihrer Seite haben: gibt das der Wahrheit

heit kein Gewicht. Fangen sie nur an zu beweisen, daß es Gespenster gebe; ich werde ihnen keine Antwort schuldig bleiben, und die Gespenster aus den alten Fraubaasenwinkeln verjagen, wie die Morgenröthe die schwärmende Speckmäuse verjagt.

Sophie. Gut! gut!

Agnes. Steht es doch in der heil. Schrift selbst, daß es Gespenster gebe.

Sophie. Nein, beste Freundin! das steht nirgend in der heil. Schrift; wol aber, daß die Jünger Christi geglaubt haben, es gebe Gespenster. Da Christus den Jüngern auf dem Meer und nach seiner Auferstehung erschienen war, und sie ihn gesehen hatten: erschracken sie, schrien vor Furcht, und sprachen: es ist ein Gespenst; und ein andermal; Es ist ein Geist. Das sind Worte der heil. Schrift.

Agnes. Und Christus läßt sie bey dieser Meinung?

Sophie. Auch dies nicht: sondern Er redet gleichbalden mit ihnen, und sagt: „Seyd getrost,

troſt, ich bins; fürchtet euch nicht." Es iſt kein Geſpenſt, das ihnen erſchienen war. Chriſto iſt es genug geweſen, daß Er ſich ihnen zu erkennen gab. Wären die Jünger damals im Stande geweſen, über Geſpenſterbegebenheiten nachzudenken: ſo hätten ſie nothwendig auf die Gedanken kommen müſſen: Wir glaubten hier ein Geſpenſte zu ſehen, und es war unſer Meiſter, alſo betrogen wir uns. Hätte er nicht mit uns geredt, oder hätten wir entfliehen können: ſo wären wir bey unſerm Irrthum geblieben, und hätten darauf geſchworen, daß uns ein Geſpenſt erſchienen wäre.

Agnes. Wäre es ein Irrthum, wenn man Geſpenſter glaubt: Chriſtus würde gewis ſeine Jünger wiſſentlich in keinem Irrthum gelaſſen, und eben damit denſelben gebilliget haben.

Mag. Es iſt wahr, Chriſtus widerlegt ihre Gedanken nicht gerade zu. Er hat es aber auch in andern Fällen nicht gethan. Ich muß zuvor etwas fragen: wiſſen ſie, Sophie! was die Samariter zu Chriſtus Zeiten von der heil. Schrift hielten?

Sophie.

Sophie. Nein, das weiß ich so genau nicht, doch, wenn ich mich recht erinnere, nahmen sie nicht alle Bücher des A Testaments, als von Gott eingegeben, an.

Mag. Ja; sie schrieben nur den Büchern Mosis einen göttlichen Ursprung zu. Sie erinnern sich doch, daß Christus einmal mit einer Samariterin gesprochen?

Agnes. Warum das nicht? und zwar an einem Bronnen, wo Er sie gründlich überzeugte, daß Er der verheissene Messias sey.

Mag. Sie erinnern sich überdiß, daß mit der Samariterin Christus nichts von den übrigen heiligen Schriften der Juden geredet hat?

Agnes. O ja!

Mag. Wer wollte also daraus, daß Christus der Samariterin, die nach den eignen Religions-Begriffen dieses Volks nur den Büchern Mosis göttlichen Ursprung und Ansehen zuschrieb, nicht auch die übrigen heil. Schriften der Juden empfolen hat, den Schluß ziehen: Christus habe hierdurch ihren falschen Wahn bestätiget? Freylich

hat

hat Er ihn nicht widerlegt; aber sonderbar wäre es zu behaupten, als ob Er ihn durch sein Stillschweigen gebilliget hätte. Es war auf dem Meere und bey dem beängstigten Gemüte der Jünger die Zeit und der Ort nicht, ihnen eine Belehrung über die Gespenster zu geben.

Agnes. Doch glaubte man schon dazumal, daß es Gespenster gebe.

Mag. Nein, nur Erscheinungen, und nicht Gespenster nach dem heutigen Gepräge. Erscheinungen der guten und bösen Engel gab es unter den Juden und zu den Zeiten Christi oft genug. Es sind mancherley Arten von Geistern. Wer gibt mir aber das Recht, gerade eine gewisse bestimmte Art derselben, nämlich Gespenster, darunter zu verstehen? Ist der Schluß richtig, daß, wenn man auf einer unbewohnten Insel Fußstapfen eines Menschen wahrnimmt, man behauptet, es seyen Engländer da gewesen?

Hedwig. Mögen es doch abgeschiedne Seelen seyn, die den lebenden Menschen als Gespenster erscheinen?

Sophie.

Sophie. Eben dies habe ich auch einmal bey meinem nun verewigten Vater zu behaupten gesucht. Er gab mir aber zur Antwort: es finde diese Meinung darum nicht statt, weil die Frommen nach ihrem Tode gleich an einen seligen Ort kämen, welchen sie nicht verliessen; und die Gottlosen nach ihrem Absterben in einen Ort der Qual verstossen würden, worinn sie wider ihren Willen bleiben müßten. Lazarus wollte seinen seligen Ort nicht verlassen, und der reiche Mann konnte den unseligen nicht verlassen, so sehr er darum bat. Wer wollte es einem Seligen zumuthen, auf der Welt herumzuflattern, die Leute zu schröcken und sie allerley possierliche Bocksprünge um die Lebende herum machen zu lassen?

Agnes. Gemach, Sophie! denken Sie nicht daran, daß auch der Samuel nach seinem Tode auf Citation erschien, mit Saulu redete, und ihm zukünftige Dinge zuvor sagte?

Mag. Die ganze Geschichte von der Erscheinung des Samuels gehört unter die Bruchstücke des alten Testaments, worüber wir heutiges Tags

aus

aus Mangel umständlicher Nachrichten nicht gründlich genug urteilen können. Es geht hiebey, wie den Künstlern, die aus wenig übergebliebenen Grundstücken den Zusammenhang des ganzen Gebäudes bestimmen müssen. Die wirkliche Seele Samuels erschien nicht, ob auch gleich die heil. Schrift dem erschienenen Geist den Namen Samuels beständig beylegt; denn die Schrift gebraucht diesen Namen, weil dieser Geist von andern dafür angesehen worden. Man glaubt daher, daß der Teufel eine Gestalt, so dem Verstorbenen Samuel in allem ähnlich gewesen, aus gewissen in der Natur vorhandenen Theilen gebildet, sich damit dem Saul dargestellt, und ihme geantwortet habe.

Sophie. Mich dünkt doch, ein Verstorbener soll den Lebenden erscheinen können. Ich erinnere mich irgendwo (*) gelesen zu haben, daß dem Herrn Z. in Hannover seine verstorbene Ehegattin in unbeschreiblich liebenswürdiger Gestalt im Traum erschie-

(*) Herrn Lavaters Aussichten in die Ewigkeit. Frankf. 1775. Th. I. S. 167.

erschienen sey, und mit ihm mancherley geredt habe. Z. B. sie erfahre Dinge, die kein Mensch jemals vermuthet hätte. Ihre Seelenkräfte seyen unendlich erhöhet und erweitert, ihr ganzes auf der Erde geführtes Leben schwebe ihr immer vor dem Gemüte; und jeder Gedanke, jede Gesinnung, die nicht gerade dahin führte, wohin jezt alle ihre Gedanken gerichtet wären, scheinen ihr izt ein Verbrechen und seyen eine Plage für sie. — — Zimmermann ist nach dem Zeugniß des Herrn Lavaters ein geschworner Feind von allem Aberglauben, und verachtet alles, was sich nur von ferne der Schwärmerey nähert.

Mag. Es ist mir selbst eine merkwürdige Geschichte bekannt, die Büchner (*) als ein Beyspiel von einem übernatürlichen Traum anführet, und sie als wirklich geschehen ansieht: „Eine Predigers-Wittib ward von den Obern ihres verstorbe-

(*) In der Abhandlung: Von einer besondern und leichten Art, die Taube hörend zu machen. Samml. 1. S. 264.

storbenen Mannes deswegen belangt, daß selbiger keine Rechnung wegen einer gewissen geführten Administration abgelegt hätte. Die Wittib bezeugte, daß sie gewis wisse, ihr Mann habe alles richtig bezahlt. Es wird darauf gedrungen, daß sie die Quittung vorzeigen soll, welches ihr aber um deswillen unmöglich war, weil ihr verstorbener Mann ihr nicht gesagt, wo er dieselbe gelassen habe. Endlich da sie in der gröſten Angst und Unruhe ist, träumt ihr, es komme ihr Mann zu ihr und sage, es läge die Quittung in seinem Schreibpult, in einer kleinen verborgnen Schublade, in einem rothsammtnen Beutel. Die Frau erwacht und findet ihren Traum erfüllt." Es ist nicht zu läugnen, daß einige wenige Erzehlungen von Erscheinungen der Todten viel Wahrscheinlichkeit haben; gleichwol können wir nie gewis seyn, ob die Seelen der Verstorbnen selbst, oder ob statt ihrer andre Geister erschienen sind. Das leztere glaube ich um so eher, als die Verstorbene an ihrem bestimmten Orte bleiben, und nur die leztere zum Dienste der Frommen auf der Welt gemeiniglich

lich gebraucht werden ; es wäre dann, daß Gott Verewigte aus ganz besonders wichtigen Umständen in der Welt erscheinen ließ, wie z. B. Moses und Elias bey der Verherrlichung Christi, Matth. 17, 3. Ueberdiß sind übernatürliche Träume auch izt noch zuzugeben. Es war so schwer nicht, dieser beängstigten Wittib den Ort im Traum anzugeben, wo die Quittung verschlossen lag, und bey Erblickung des Schreibpults, der Quittung u. d. kettete sich plözlich an ihre Vorstellung das Bildnis ihres Ehemanns, von welchem sie allein den sichersten Aufschluß in dieser verborgnen ihr so wichtigen Sache erwartete. Solche Träume kann ich nicht aus natürlichen Ursachen erklären, wenn hiebey anderst von Seiten der Wittib oder der Erben keine Schalkheit unterloffen ist, und die Erzehlung ihre Richtigkeit hat, als woran so überaus viel gelegen ist. Wenn etwa ein guter Geist durch eine gewisse Bewegung in den Gehirnnerven des schlafenden Weibes das Bild des Pultes, des Beutels u. d. erregt hat: so war es der fruchtbaren Einbildungskraft etwas Leichtes, ihr

ihren verstorbenen Ehemann neben hinzustellen. Zur Herfürbringung einer Erscheinung wird meinem Bedunken nach weiter nichts erfordert, als daß nur erst wieder ehmals gehabte Empfindungen in uns lebhaft herfürgebracht werden: alsdenn ersezt die Einbildungskraft das übrige.

Sophie. Ich habe von vernünftigen Leuten gehört, daß der Mensch eben denjenigen Hang und Gesinnungen, mit welchem er aus dieser Welt gehe, auch in der Ewigkeit nicht ablege. Daraus kann ich schliessen, woher es komme, daß ein reicher Geiziger sich nach seinem Tode bey seinen zurückgelassenen Schäzen, die ihm in seinem Leben so sehr lieb waren, wieder sehen lassen soll. Man sagt, daß der ohnelängst verstorbene Harpax in seinem Hause feurig gehe, und das Haus eben deswegen nicht mehr bewohnt werde. Was daran wahr ist, weiß ich nicht.

Mag. Was daran wahr ist? ich will es ihnen gleich sagen. Ein paar muthige Bürger suchten, gleich einem Hölty, das Gespenst in dem beschriebenen Hause auf, und entdeckten, daß der feurige

feurige Harpax ein Gegenschein von dem gegenüber in eines Nachbarn Küche flammenden Feuer war. Er schiene im Zimmer hin und her zu gehen, weil ein Fensterflügel darinn offen stand, der durch seine Bewegung das entgegen stralende Küchenfeuer hüpfend abmahlte. Das Haus steht leer, da er ohne Kinder verschied, und die Wittib sich in ihre Heimat wieder verfügte. Vielleicht hatte schon ein pfiffiger Kunde sein Auge auf das Haus gerichtet, und gab es begeistert aus, um dasselbe desto wohlfeiler zu erhaschen. — Die bösen Gesinnungen, mit welchen man aus der Welt geht, verabscheut man gewis in der Ewigkeit, und hat keinen Hang mehr zu der Quelle seines Unglücks. Verabscheute sie ja jener reiche Mann nicht nur an sich, sondern auch an seinen fünf Brüdern. (*) Gute Gesinnungen aber keimen schneller in jener Welt, und reifen zusehends.

Sophie. Hat man doch Beyspiele, daß Menschen in dieser Welt schon anderwärts, als sie mit dem Leibe waren, andern sichtbar worden

(*) Luc. 16, 19. u. f.

sind, nur weil sie einen heftigen Hang und Drang nach einer gewissen Person, Sache oder Ort hatten. Sie stellten durch diese Erscheinung bey andern eine Art Gespenster für. Ich erinnere mich, in einer fürtreflichen Schrift (*) also gelesen zu haben: „Mein Vetter K. war in einer angesehnen Stadt in Condition. Er war krank, ohne daß es Frau Hedewich K. seine verehrungswürdige Mutter, die sich drey Meilen von ihm aufhielt, wußte. Des Abends ganz spät hörte sie vor ihrer Thüre ein galloppirendes Pferd stillhalten, der vermeinte Reuter schlug mit der Peitsche an ihren Fensterladen. Sie eröfnete ihre Hausthüre, und merkte auf der ganzen Strasse nichts, als eine tiefe Stille. Kein Nachbar hatte etwas gehört, als sie und ich. Den andern Tag erfuhren wir, daß er sehr krank war.“

„Ferner, als er schon sein Eigenthum hatte, verreisete er mit seiner Geliebten; unterwegs überfiel ihn die Sorge, ob auch der Thorweg wieder

(*) Reich der Natur und der Sitten. Th. XII. S. 20.

der verschlossen wäre. Er erschien zu der Zeit vor dem Schlafgemach seines Gesindes, riß ihnen an das Bette, worinn sie lagen; sie standen auf, visitirten alles, und er war weg. Als er nach Hause kam: erzählte man es ihm, und er sagte, daß zu der beschriebnen Zeit seine Angst verschwunden seyn.

Mag. Mir sind selbst ein paar merkwürdige Beyspiele von derley Erscheinungen bekannt: „Ein Vater hatte in seiner Krankheit eine unbeschreibliche Sehnsucht, seinen in Hamburg sich damals aufhaltenden Sohn noch vor seinem Ende zu sprechen. In einer seiner lezten Nächte auf der Welt erwachte er einst aus einem sanften Schlummer sehr vergnügt, und erzählte, daß er in Hamburg bey seinem lieben Sehn gewesen wäre. Niemand dachte hier an eine Erscheinung. Unterdessen kam mit der nächsten Post ein Brief, der noch vorhanden ist, worinn Herr Z. mit grosser Bewegung meldete, daß er in der nämlichen Nacht seinen lieben Vater (und zwar gerade in

dem Nachthabite, worinn er wirklich zu Bette lage) ganz deutlich gesehen hätte.“

Agnes. Sie räumen also ein, daß es dergleichen Erscheinungen gebe, und gestehen damit eben auch Gespenster zu!

Mag. Das eben nicht, Freundin! So oft ich ein solch Geschichtchen höre, denke ich gleich dabey: Ist die vorgegebene Geschichte auch wahr? die historische Glaubwürdigkeit kann nicht hoch genug getrieben werden. Wie viel darauf ankomme, weiß jedermann.

Hedwig. Wollen Sie dann nichts glauben, als wovon sie die Möglichkeit einsehen?

Mag. Nein, Hedwig! ich habe mir längst zur Regel gemacht: **Wenn ein Faktum glaubwürdig ist: so glaube ich es, ob ich auch gleich die Möglichkeit davon nicht einsehe.** Sie werden mir zugeben, daß wir nichts sehen können, als was körperlich, wovon also Stralen in unsre Augen fallen.

Sophie. Nein; verzeihen Sie, das kann ich ihnen nicht zugeben. Sie haben uns selbst

ohne-

ohnelängst Versuche mit den Holspiegeln gemacht, die eine Figur mit ihren eigenthümlichen Farben in freyer Luft vorstellte. Diese Figur war doch nicht körperlich, gleichwol sahen wir sie. Vor einem Jahre waren hier Betrüger, die sich für Nekromantisten ausgaben, und vermittelst einer Zauberlaterne die Figur von einem Menschen vorstellte, welcher den Kopf unter dem Arm trug. Lächerlich genug war es, daß er den Aristoteles wider allen Costum des Zeitalters in einer Allonge-Perücke erscheinen ließ. Er waren lauter unkörperliche, und blos Luftfiguren, jedermann aber sah sie.

Lotte. Dißmal, Herr Magister, dißmal werden sie auf dem Trocknen sizen bleiben, und sich gefangen geben müssen!

Mag. Nun so bitte ich sie, Jungfer Lotte, machen sie mich flott und helfen mir an Land. Die Figuren, die in der Luft durch Holspiegel vorgestellt werden, sind freilich an sich nicht körperlich; aber sie empfangen doch die Zeichnung und Farben von einem ausser ihnen vorhandenen

Körper. So scheinbar also diese Einwendung ist: so paßt sie doch hieher nicht. Wir können schlechterdings nichts sehen, als wovon Stralen in unsre Augen fallen; und wenn auch die Körper Mosis und Elias, wodurch sie sich auf dem Berge kenntbar machten, aus dem feinsten Lichtstoff genommen waren: so sind es doch Körper gewesen. Nur Körper werfen Lichtstralen zurück. Indem nun Friz seinen Vater in Hamburg gesehen: so hat er einen wahren Leib gesehen, der aber nicht der Leib seines Vaters war; denn dieser lag in Frankfurt krank zu Bette. Woher kam also der Leib, den Friz gesehen hat? Nun das ist mir ein unauflöslicher Knoten! da, Jungfer Lotte! helfen sie mir laviren, daß ich nicht in die Sirten falle und scheitere.

Lotte. Sehen sie selbst, wie sie aus diesen Klippen heraus kommen. Ich glaube einmal, daß Frize seinen Vater leibhaftig gesehen hat. Ich bekümmere mich nicht um die Art und Weise, wie solches zugegangen ist.

Sophie.

Digitized by Google

Sophie. Vielleicht zeigte sich in Hamburg der feinere Körper des kranken Vaters, und der äusserliche grobe blieb zu Frankfurt im Bette zurück?

Mag. Gut! Stack wol auch eine feinere Nachtmütze in der Gröbern, und drang sich bis zum Sichtbarwerden herfür? denn der Vater ist dem Frizen nicht nackend und blos, sondern in dem Nachthabite, wie er zu Bette lag, erschienen. Glauben Sie nur: es ist ein Hirngespinste, was man von einem feinen Körper sagt, der in dem groben stecken, und ein vollkommner Abdruck von unsern äusserlichen Lineamenten seyn soll. Man müßte nur gar keinen Begrif von dem Gewebe unsers Körpers haben, wenn man den äusserlichen Körper von den Muskeln, Adern, Nerven und Flachsen trennen, und ihn mit den zwey- und dreyfachen Häuten der Insekten vergleichen wollte.

Lotte. Legen Sie bey, Herr Magister! ziehen sie die Segel ein; der philosophische Wind wehet zu stark. Ein andermal mehr.

Zweyte

Zweyte Unterredung.

Vom zweyten Gesichte.

Mag. Ist es wahr, Sophie! daß unsre leztere Unterredung von den Gespenstern ein Viertheil der Stadt in Allarm gebracht hat?

Sophie. Lassen sie es gut seyn, Herr Magister, das ist der Lauf der Welt. Lezthin hatte Lotte die Farben des Bandes, des Kleides und der Schuhe nicht wol zusammengewählt: sogleich ward auch ein guter Theil der Stadt darüber aufrührisch. Fahren Sie in ihrer Erzählung fort. Agnes mit ihren Gespielinnen wird gleich da seyn. — Das kann ich noch weniger reimen, daß die Seele des in Hamburg erschienenen Vaters sich plözlich einen Leib aus Luft sollte erschaffen haben!

Mag. Sie verwerfen es mit allem Recht; wer solche Schöpfereyen im Ernst behaupten wollte, der verdiente die Kette. Es gehört viel dazu,

einen

einen Körper in einem Augenblick von Fuß auf zu kleiden, und ihn mit allen Lineamenten pünktlich zu bezeichnen. Warum bringen die Menschen nicht öfters dergleichen Phänomene herfür?

Agnes. Nun sehe ich keine andre Auskunft, als zu den Geistern die Zuflucht zu nehmen, und damit diesen Knoten aufzulösen.

Sophie. Ich denke selbst, daß Geister oder Engel dergleichen Erscheinungen möglich machen können. Denn ausser allen Zweifel ist ihre Weißheit und Geschicklichkeit, sich der Kräften der Körper zu bedienen, ungleich gröſſer als des gröſten Mechanikers und Werkmeisters.

Agnes. Ists nicht also? Herr Magister! ob wir schon in diesem Fall die Geister zu Hülfe rufen: so stossen wir doch nicht wider die Regel an, die sie ehedem gegeben haben: **Wenn etwas aus den Kräften der Körper erklärt werden kann: so schreibe man es nicht ohne Noth Geistern zu.**

Mag. Ich seze freilich voraus, daß die vorgegebene Erscheinung richtig geschehen sey. Wir haben

haben sodenn nicht nöthig, Wunderwerke anzunehmen, sondern die Geister hätten dabey weiter nichts zu thun, als denjenigen Sehnerven auf die Art und in der Verhältniß zu berühren, in welcher dieselbe vorher berührt worden sind, wenn der Sohn seinen Vater gesehen hat. Um dieses Vorgeben zu unterstüzen, will ich mich nicht auf andre Beyspiele berufen, als die schon oben in dem fünften Stück der vierten Sammlung angeführt sind. Merken Sie wol, Freundinnen! ich gebe dieses nicht als eine ausgemachte Wahrheit an, als ob die Geister auf die bemerkte Art zu wirken genöthiget wären, und die vorgegebene Erscheinung so und nicht anderst entstehen oder erklärt werden könnte. Das Unglück ist, daß die Geister eher unter einem dumpfen Moosdache sich aufhalten, als sie in den lichten Wohnungen der Philosophen erscheinen mögen; obgleich auch diese weder die Kräfte der Geister noch die Verschiedenheit der Körper genugsam kennen. Wir leben eben noch alle in der Embryonen-Zeit!

Sophie.

Sophie. Embryonen-Zeit! das kann man ja nicht von allen Menschen sagen. Sind doch einige im nähern Umgang mit den Geistern gewesen, und haben sie gleichsam in der Nähe gesehen. Sie wissen, daß unser seliger Hr. Pr. Oe. tiefe Einsichten in das Geisterreich gehabt hat.

Mag. Meines wissens gab dieser gelehrte und fromme Mann niemal für, mit den Geistern einen Umgang gehabt zu haben; glaubte aber Swedenborgs Vorgeben, welcher behauptete, er sey des innern oder zweyten Gesichts von Gott gewürdiget worden.

Lotte. Gemach! Herr Magister, wo führen sie uns hin? nur nicht in das Geisterreich! Sie sezen mich auf Kohlen, bis ich weiß, wo sie mit ihrem zweyten Gesichte hinaus wollen.

Mag. Ich will es ihnen gleich verständlicher machen. Wenn sehen sie etwas? Nicht so alsdenn, wenn ein körperlicher Gegenstand in ihre Augen fällt: so bildet er sich auf dem Boden desselben (Retina) ab; wie etwa der Spiegel ein Bild aufnimmt. Aber der Spiegel empfindet das

Bild

Bild nicht; hingegen die Seele empfindet die im Auge herfürgebrachte Veränderung, und entwickelt in sich hievon eine Vorstellung.

Sophie. Also wenn die Seele durch gewisse Veränderung in dem Auge gezwungen wird, eine andre Art von Vorstellung zu entwickeln: so heißt diß das Gesicht. Nun fahren sie weiter fort!

Mag. Gut! weil wir fünf Sinnen haben: so kommt der Seele die Fähigkeit zu, fünferley ganz voneinander verschiedne Vorstellungen zu entwickeln. Diese Fähigkeit aber wird erst thätig, wenn gewisse äussere Körper auf die sinnlichen Organen wirken.

Sophie. Sollte denn diese Fähigkeit der Seele nicht auf andre Art thätig werden können?

Mag. Wider die Möglichkeit dieser Sache kann man nichts einwenden; ob aber diß wirklich geschehe, kann nur durch sichre Erfahrungen ausgemacht werden. Pordage, Swedenborg nehmen die Wirklichkeit dieser Sache ohne Bedenken an, und berufen sich dabey auf ihre eigne Erfahrung. Wenn ein Wesen aus der andern Welt auf unsre

Seele

Seele auf eine ähnliche Weise wirken kann, als sonst das Licht durch den Gesichtsnerven auf unsre Seele zu wirken pflegt: so wird die Seele eine Vorstellung in sich auf eben die Art entwickeln, wie sie dieses beym Sehen zu thun gewohnt ist, das ist, sie wird wirklich etwas sehen. Diese Fähigkeit der Seele, sich sinnliche Vorstellungen durch die Wirkung unkörperlicher Wesen zu bilden, nennen die Geisterseher den innern Sinn, und wenn diese Vorstellungen oder Empfindungen auf eine gleiche Art in der Seele erregt worden, als sonst beym Sehen geschieht: so heißt dieses das innre oder zweyte Gesicht.

Sophie. Ich möchte wol dieses innre Gesicht auch haben, und im nähern Umgang mit den Geistern der andern Welt seyn.

Mag. Hiezu ist der Mensch im natürlichen Zustande nicht fähig, er ist mit jenen Wesen zu unähnlich. Es gehört nach der Meinung der Geisterseher eine unmittelbare Einwirkung Gottes dazu, so daß die Menschenseele eine Aehnlichkeit mit den Wesen der Lichtwelt bekommt; alsdenn erst

augen die Wesen der Welten, nämlich der Licht- und finstern Welt, an, auf die Seele zu wirken, und die Seele empfindet diese Wesen sinnlich, siehet und höret sie. Es wird also hiezu eine Art von Wunderwerken erfordert, daraus erhellet, warum Swedenborg und alle ehrliche Geisterseher mit solcher Ehrerbietung und Enthusiasmus von dieser Gabe, als einem besondern Geschenke Gottes, reden.

Sophie. Ich sollte fast glauben, man treffe von diesem innern Gesicht etwas in der Schrift an, wo Elisa zu seinem Knaben, der sich vor dem Heer der Syrer fürchtete, sprach: Fürchte dich nicht, denn derer ist mehr, die bey uns sind, denn derer, die bey ihnen sind. Und Elisa betete und sprach: Herr öfne ihm die Augen, daß er sehe. Da öfnete der Herr dem Knaben seine Augen, daß er sah; und siehe da war der Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her. 2. B. von den König. 6, 16. 17.

Mag.

Mag. Das ist die deutlichste Spur von der Meinung des innern Gesichts und der daraus entstehenden Verbindung mit den Geistern. Das Oefnen der Augen ist hier nicht von leiblichen Augen, sondern vom innern oder zweiten Gesicht zu verstehen. Ob aber Pordage, Swedenborg, Bromley, Engelbrecht, Gichtel und andre die Gabe des innern Gesichts gehabt haben, daran zweifle ich.

Lott. Sie wollen auch gar nichts glauben. Sind es doch Leute vom besten Character gewesen.

Mag. Das läugne ich nicht, aber sie widersprechen sich einander zu sehr. Würde einer, wie der andre, von der andern Welt und ihren Einwohnern reden, verdienten sie Beyfall. Wenn ein Reisender mir von Philadelphia sagt, diese Stadt liege auf der Küste Coromandel, alle Häuser darinn wären von Gold und die Strassen, wie in Voltairs Eldorado, mit Diamanten gepflastert; ein andrer aber sagte: sie liege in Corfu, sey von Holz und gar nicht gepflastert: so kann ich sicher

urteilen, daß beyde nicht in Philadelphia gewesen sind. So widersprechend reden auch die Geisterseher von der andern Welt. Ueberdiß haben sie oft sehr abgeschmackte, recht läppische historische Nachrichten, die sie als Wahrheiten aufbinden wollen, davon ich aber keine anführen will. Es scheint also das innre Gesicht nichts anders, als der höchste Schwung einer ausschweifenden und überspannten Einbildungskraft, kurz eine Krankheit der Seele zu seyn. Ein melancholisches Temperament, eine äusserst lebhafte Einbildungskraft, eine enthusiastische Frömmigkeit, ein natürlicher Stolz, ein starker Hang zum Wunderbaren, ein guter Theil Aberglaubens, eine Neigung zur Einsamkeit, eine unbegrenzte Neubegierde, die Wunder andrer Welten auszuspähen; alle diese Ingredienzien, in gehöriger Dosi im Kopf und Herzen des Schwärmers gemischt, geben ihm die Anlage zur Geisterseherey.

Sophie. Die unermeßliche Weite der Geisterwelt ist uns der Zeit noch undurchdringlich. Wenn wir dereinst selbst in dieselbe werden versezt

worden

worden seyn: so werden wir in kurzer Zeit mehr und richtiger erfahren, als alle Swedenborgs. Aber nun wieder zu den Gespenstern. So wenig ich solche glaube, möchte ich doch wol wissen, woher es komme, daß einige Menschen wirklich Gespenster zu sehen sich bereden.

Mag. Es gibt Personen von sehr lebhafter Imagination, die, wenn sie sich einen Menschen lange vorstellen, ihn wirklich zu sehen glauben. Wenn man an einer Wand, etwa beym Mondschein, oder einem schwachen Lichte, einige Flecke sieht, und die Einbildungskraft ist lebhaft: so entwickelt sich nach und nach in der Seele das Bild einer Figur, eines Menschengesichts, Thieres oder etwas dergleichen so lebhaft, daß man wirklich glaubt, dergleichen zu sehen; das Bild aber verschwindet in dem Augenblick, sobald man seinen Standpunkt ändert, oder sich der Wand nähert, und die wahre Lage der Flecken deutlicher unterscheidet. Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß, als er einst in jüngern Jahren in einer ihn fremden Gegend bey schwachem Mondschein einsam

geritten sey und auf die Seite gesehen habe, sey es ihm vorgekommen, als sehe er die Weibsperson, die kurz zuvor enthauptet worden, neben ihm ohne Haupt herlaufen. Je stärker er ritt, desto schneller sie ihm nachlief, bis er endlich den Mond entdeckt und gefunden habe, daß er von seinem eignen Schatten getäuscht worden sey. Ein altes abergläubisches Weib, eine einfältige Magd, ein dummer Stallknecht, ein listiger Verliebter, ein verschmizter Dieb, ein schalkhafter Possenmacher u. d. sind meistens die Zeugen, welche Gespenster gesehen haben.

Sophie. Lezthin haben ja vornehme Diebe Gespenster vorgestellt. Ich will es ihnen doch aus der Stuttgarter Zeitung zu guter Lezte erzählen: Wien, vom 26. Aug. 1783. Kaiser Joseph soll auf seiner lezten Reise in Siebenbürgen einen Ort angetroffen haben, wo man sehr vieles von fürchterlichen Gespenstern, die unweit davon eine grosse Strecke Gebirgs unzugängbar machten, mit viel Glaubwürdigkeit erzählte. In Begleitung des Ortsrichters reiseten Se. Majestät dahin, und General

Graf

Graf Kolloredo erbat sich die Ehre, voraus zu steigen, und den Augenschein vom Gespenste einnehmen zu dörfen, um Se. Majestät nicht etwa der Gefahr des Hinterlists auszusezen. Wirklich kam dieser mit der Nachricht zurück, daß er auf dem vom Richter angezeigten Plätzchen einen altfränkischen Ritter gesehen habe, der ihm sehr ernsthaft und bedeutend mit der Hand das Zeichen gab, sich zurückzuziehen. So was muß ich doch selbst sehen, rief der Monarch, und gieng hastig mit seiner geringen Begleitung dahin. Der Ritter winkte freilich wieder zum Abzuge; allein Er war festen Schritts solange vorgerückt, bis man einander verstehen konnte. Und nun: „Ich bin Kaiser Joseph, wer seyd ihr?" Auf den Knien und mit herabgenommenem Visir antwortete der Ritter: ich bin ein Räuber, Ewr. Majestät! Was macht ihr hier? Mich trift heute die Vorwache! — Wie viel sind euer? Beynahe gegen 300. Mann — und warum arbeitet und dienet ihr nicht lieber, als daß ihr so ein Schandleben führet? Wir sind lauter Unglückliche, Ewr. Majestät! die grösten-

theils gut erzogen wurden, und nachher so ins Elend sanken, daß uns nichts mehr übrig war, als Hunger zu sterben oder zu stehlen. Wir morden niemanden, und rauben blos so viel, als wir zum Unterhalte nöthig haben, freuten uns auch schon lange Zeit, Ewr. Majestät im Türkenkrieg zu dienen. — Ich will euch ohne Krieg Brod geben, versezte der Kaiser, und hiemit verließ er den Kerl getrost. Man sagt, daß schon wirklich verschiedne Anstalten deshalben getroffen worden sind.

Fünftes Stück.

ortgeſezte Anwendung der in dem Verſuch gegebenen Regel.

veniat, quæ luſtret anus lectumque locumque,
præferat & tremula ſulphur & ova manu.

Ovidius.

Unterredungen von bezaubertem Vieh, von Vorbedeutungen u. d.

Hartmann, ein Rathsherr.
Sophie, deſſen Ehegattin.
Der Sohn, ein Magiſter.
Agnes, die Magd des Hauſes.

In dieſem Hauſe werden Winters Lichtkärze gehalten, wohin Hedwig, Marel, Albertine u. a. kommen.

Erster Lichtkarz.

Hedwig. Wie schlägt es ihr in ihrem neuen Hause zu! Frau Hartmännin! Ohnfehlbar ungleich besser, als in ihrer vorigen Wohnung, darinn es so eng hergieng?

Sophie. Mit der Wohnung bin ich wol zufrieden, beydes, das Haus und der Hof sind geräumig; aber in meinem Stall ist es nicht sauber.

Maxel. Warum? gibt das Vieh keine Milch? oder ists unruhig? Hängts den Kopf?

Sophie. Es ist weiter nicht unruhig; so oft aber meine Magd milkt, bringt sie rothe Milch herauf. Es ist doch eben das Vieh, das ich schon so lange habe, und nie habe ich die geringste Veränderung der Farbe in der Milch wahrgenommen.

Hedwig. Das ist doch besonder. Das Vieh kann von Wieseln gebissen seyn, und von dieser Verwundung rothe Milch geben. So etwas ist möglich, ich habe schon viele so sagen hören.

Sophie.

Sohie. Ich glaubte es endlich auch, daß es von dem Biß der Wieseln herkäme, wenn nur nicht die rothe Farbe so lange anhielte!

Mapel. Das Vieh ist vielleicht hizig. Mein Rath wäre, man sollte ihm einen Kühltrank einschütten, daß die grosse Hize bey dem Vieh nachließ: so würde auch die Milch wieder ihre natürliche Farbe bekommen.

Sophie. Das will ich thun; aber ich weiß niemand, der ihn machen und damit recht umgehen kann.

Mapel. Es kann es niemand besser, als der Schmidmeister Theilacker! der ist bey dem Vieh sehr erfahren, und ein Mann, der jedermann gerne dient.

Sophie. Heute will ich noch meinem Vieh einen solchen Trank geben lassen. Agnes, ruf dem Schmid Theilacker, er möchte zu mir kommen.

Agnes. Der Schmid wird gleich kommen. Ich habe ihm alles umständlich gesagt, wie lange unser Vieh rothe Milch gebe. Er meinet auch,

es

es werde nur von der groſſen Hize herkommen, die das Vieh habe, und hoft, ihm helfen zu können. Da iſt er!

Sophie. Ey, Meiſter Schmid! Könnet ihr keinen Kühltrank für mein Vieh machen? ich höre, daß Ihr wol damit umgehen könnet. Was nehmet ihr dazu?

Schmid. Lauter unſchädliche Dinge, gewiſſe heiſame Kräuter, Salpeter und dergleichen.

Sophie. Doch nichts aberglaubiſches! Sprechet ihr nichts dazu, wenn ihr den Kühltrank dem Vieh gebt?

Schmid. Weg mit den heilloſen Poſſen! Innerhalb einer Stunde will ich wieder kommen! und den Trank bringen.

Sophie. Wir wollen alle in den Stall gehen, um zu ſehen, ob der Schmid nichts aberglaubiſches mache.

Maxel. Sey ſie ohne Sorge, Frau Hartmännin. Der Schmid Theilacker iſt zu vernünftig, als daß er Creuze oder Trottenfüſſe ꝛc. anmahlen ſollte.

Alber-

Albertine. Ich dächte doch, man sollte auch dieses nachmachen. Nuzen solche Figuren nichts: so schaden sie doch auch nichts; sie sind gleichwol len in dergleichen Fällen oft und viel von unsern Voreltern gebraucht worden.

Hartmann. Wir wollen Gott danken, daß wir über diese Thorheiten weg sind, und, nach jener Regel, denen Figuren und Zeichen keine Wirkung zuschreiben, ausser in dem göttlichen Wort, oder in der vernünftigen Erkenntniß der Dinge dazu eine Anweisung zu haben; Sonst hoffen oder fürchten wir etwas vergebens.

Albertine. Ich möchte wol wissen, warum man denn dem Creuz und dem Trottenfuß ehedem eine solche Kraft zugesellt hätte, den Teufel und Hexen zu vertreiben, wenn sie dieselbe nicht hätten?

Magister. In den ältern Zeiten gebrauchte man das Zeichen des Kreuzes bey unterschiedlichen Verrichtungen, besonders hielte man solches den bösen Geistern bey ihrer Austreibung aus besessenen Men-

Menſchen vor, um ihnen dadurch ihre zerſtörte Macht zu erkennen zu geben (*); nach und nach aber legte man dem Zeichen des Kreuzes ſelbſt die aberglaubiſche Kraft bey, die böſen Geiſter und das Hexengeſindel zu vertreiben, davon weder das Wort Gottes, noch die Vernunft etwas weiß. Eben wie man auch jezo noch manchen Reliquien eine Wunderkraft zuſchreibet. Konſtantin, der erſte chriſtliche Kaiſer, ließ aus den Nägeln des Kreuzes, welches Helena, die Mutter Konſtantins, gefunden haben, und eben dasjenige Kreuz ſeyn ſollte, woran Chriſtus gehangen, Pferdezäume und Sturmhauben machen, in der Hofnung, im Krieg damit glücklich und vor aller Beſchädigung geſichert zu ſeyn (**). Iſt es Ihnen erbaulich, Albertine! ſo kann ich leicht darthun, wie nach und nach das Zeichen des Kreuzes für alle Schäden heilſam erachtet, und ſeine Kraft zu einer Zauberkraft erhöhet worden iſt?

Hedwig.

(*) 1 Joh. 3, 8.

(*) Arnolds wahre Abbildung der erſten Chriſten. B. VIII. C. 3. S. 221.

Digitized by Google

Hedwig. Wenn dem Zeichen des Kreuzes keine Kraft zugeschrieben werden kann: so wird noch weniger die vermeinte Kraft den Trottenfüssen zukommen. Die Hexen und Unholden werden sich wol wenig daran kehren. Wissen Sie mir aber nicht zu sagen, woher der Name komme, und wie der Trottenfuß so kraftvoll worden?

Mag. Trotten heißt noch izt so viel als pressen, drucken. Eine Trotte ist bekanntlich eine Presse. Wenn der Krampf im Zwerchfelle bey Schlafenden entstund, so mit einem eingebildeten Magendrücken verbunden ist: so schrieb der Pöbel solches Drucken einem bösen Geiste zu, den er Trutte oder Alp nennet. Alle Arten Nachtgespenster nannten vor diesem die Teutschen Alpen oder Elven, Nachttrotten, Nachtmännlein, Schretz u. d.

Hedwig. Und wie? durch Anmahlung der Trottenfüsse sollen die Nachttrotten vertrieben werden?

Mag. Der Trottenfuß bezeichnet den Schild Davids. Derselbe bestehet aus zwey gleichseitigen

Drey-

Dreyecken von gleicher Grösse, deren eins dergestalt umgekehrt über das andern gelegt worden, daß daraus ein Sechseck wird, das mit sechs kleinen Dreyecken umgeben ist. Die Juden legen ihr eine grosse Kraft bey. Blindlings ahmen es die Christen nach. Sie malen auch Trottenfüsse, besonders an die Wiegen und andre Bettstätten, an, um den Nachttrotten oder Alpen allen Zutritt zu denenselben hiedurch zu verwehren, und ruhig, ohne von ihnen gedruckt zu werden, die Nacht hindurch schlafen zu können. Der Steckenritt bey den Christen ist hierinn ausschweifender, als selbst bey den Juden.

Sophie. Das ist einmal sündlich. Was man in diesem Fall dem Zeichen der Trottenfüsse zuschreibt, das entzieht man offenbarlich der über uns wachenden Vorsehung. ——

Agnes. Der Meister Schmid ist im Stall, und hat den Trank.

Alle. Wir wollen alle auch dahin, und sehen, wie er ihn dem Vieh beybringt.

Schmid.

Digitized by Google

Schmid. Ich habe niemand, als die Magd nöthig, die das Vieh halte, während ich ihm den Trank einschütte.

Hedwig. Was haltet ihr dafür, Meister Schmid, kann das Vieh nicht auch von den Wieseln gebissen seyn?

Schmid. Das geschieht nicht selten; besonders halten sich die Wieseln in den alten Mauren gerne auf; ich zweifle aber, ob die Kühe darum rothe Milch geben. Es ist nicht glaublich, daß alle die fünf Kühe, die eine rothe Milch geben, zugleich von Wieseln gebissen seyen, noch daß von dieser Verwundung die Folgen so lange anhalten sollten. Ich will aber nach Hause gehen und Fallen holen, um den Wieseln zu stellen.

Sophie. Ja, Meister Schmid, thut mir den Gefallen, ich will doch sehen, ob diesem Unfall nicht abzuhelfen sey. Es ist mir ein beträchtlicher Schade, wenn meine fünf Kühe keine brauchbare Milch geben; ich werde Euch für eure Mühe gewis dankbar seyn.

Schmid. Mit einem einigen Kühltrank ist es nicht ausgericht, man muß ein paar Tage damit anhalten. Wenn aber das nicht hilft: weiß ich sonst kein Mittel zu gebrauchen; ich will aber mein Möglichstes thun.

Sophie. Gut! ich werde Eure Mühe nicht unbelohnt lassen. Machet es nur, so gut ihr könnet. Kommt unberufen wieder, und gebraucht nach Gefallen euer Mittel.

Zweyter Lichtkarz.

Eine Fortsezung.

Agnes. Frau! die Kühe geben noch rothe Milch; ich sollte fast glauben, sie sey röther, als zuvor.

Albertine. Einmal das gehet nicht richtig zu; ich kann nimmer länger schweigen, ich wollte es gleich anfänglich sagen; aber ich befürchtete Widerspruch. Meine Meinung ist, man sollte zu dem Scharfrichter schicken, ob er nicht ein Mittel wisse?

Sophie.

Sophie. Ich weiß, Frau Nachbarin, daß die Henkersknechte euer Herz auf ihrer Seite haben. Ihr verrathet gar zu oft und zu deutlich eure Meinung zum widernatürlichen. Diese Leute, die von der Einfalt des Pöbels Nuzen ziehen, machen Wind, gauckeln Kreuzstreiche, und murmeln unbedeutende Worte. Je weniger oft die sogenannte Viehärzte verstehen, desto mehr pralen sie mit geheimen Künsten, und verachten alles, was vernünftige Leute davon sagen. Geh, Agnes, ruf noch einmal dem Meister Schmid, er möchte gleich mit dir kommen.

Agnes. Da ist er!

Sophie. Ey, Meister Schmid, ich bin übel daran, mein Vieh gibt noch immer rothe Milch, mir eckelt dafür. Es ist ein beträchtlicher Schade in meiner Haushaltung; ich muß alle Milch den Schweinen geben. Wisset Ihr doch kein anderes Mittel mehr?

Schmid. Stärker und öfter mag ich den Kühltrank nicht gebrauchen, als ich ihn bereits gegeben habe, ich fürchte auf der andern Seite

dem Vieh Schaden zuzufügen. In den Fallen, die ich den Wieſeln geſtellt, iſt nichts. Ich weiß kein ander Mittel, doch will ich mich bey andern erkundigen, was ſie in ſolchen Fällen mit Nuzen gebraucht haben.

Sophie. Ja, thut es.

Barbara. Ich denke doch, man ſollte den Vorſchlag der Albertine nicht ganz verwerfen, und den Scharfrichter auch darüber hören. Dieſe Leute wiſſen oft mehr, als andre.

Alle. Es iſt kein Rath ſo gut, man folge ihm denn!

Waldburgis. Mir geht ein anders Mittel bey, welches man einmal in gleichem Fall in meiner ſeligen Eltern Hauſe gebraucht hat. Man muß nämlich die Milch nach und nach heiß machen, und ſie mit Dornſtecken ſatt peitſchen; denn wird ſichs zeigen, woher die Röthe der Milch komme.

Alle. Ja, das wollen wir thun!

Sophie. Ich kann es nicht geſchehen laſſen; wenn es mein Mann bey ſeiner Zurückkunft er-

erführe, er würde glauben, unsre Köpfe seyen alle vernagelt gewesen, und — der Galle Luft machen.

Albertine. Sie hat nicht nöthig dabey zu seyn, wir wollen es in der Stille thun. Agnes, macht ein Feuer in der Küche an, und holt uns tüchtige Dornstecken! Ich will indeß von der bezauberten Milch in die Pfanne giessen, und sie nach und nach heiß werden lassen.

Agnes. Da sind sechs Dorngerten. Und was izt?

Albertine. Ihr behaltet eine, ich, Barbara, Waldburgis, Ursula und Hanne, nehmen eine jede auch Eine.

Agnes. Und nun?

Albertine. Schlagt wie unsinnig in die Milch. Sie siedet. Wir wollen der Hexe warm machen, und sie zeichnen. Schlagt zu! Pif-Paf! Pif-Paf! Pif-Paf.

Sophie. Ihr werdet doch nicht auf alle Vernunft Verzicht gethan haben? das ist Raserey!

Nie hätte diese Thorheit in meinem Hause geschehen seyn sollen!

Albertine. Gebe sie sich zufrieden, Frau Hartmännin, morgen wird sie erfahren, wer die Milch bezaubert hat; die Person muß voller Rizen im Gesichte und ganzen Leib seyn.

Dritter Lichtkarz.

Eine Fortsezung.

Albertine. Wisset Ihr, Nachbarin, daß die alte Kristel die vorige Nacht krank worden ist, und den Kopf verbunden hält; Sehet, unsre Kunst trift doch allemal zu.

Waldburgis. Ich habe es auch gehört. Sie soll aussehen am ganzen Leib, wie ein Braten.

Hanne. Sie ists ohnfehlbar. Meine Nachbarin sagts auch, und die ist gewis ein gescheutes Weib. Man hält die alte Kristel in der ganzen Stadt für . .

Sophie.

Sophie. Für was wird man sie nur halten? ich kenne sie seit 20. Jahren, als die ehrlichste Person. Ihr möchtet gerne eurer gestrigen Thorheit einen Anstrich geben, und diese tolle Probe nicht umsonst gemacht haben. Pfui! nie hätte ich Euch zugetraut, daß das noch Euer Steckenpferdt wäre!

Hartmann (tritt ein.) Warum bist du so böse? Sophie!

Sophie. Warum sollte ich nicht böse seyn, da gestern in unserm Hause eine hirnlose That geschehen ist.

Hartmann. Und welche?

Sophie. Allerdings schäme ich mich es zu sagen.

Hartmann. Sage an!

Sophie. Albertine und die andern haben von der rothen Milch in einer Pfanne über dem Feuer heiß gemacht, mit Dornstecken in selbige geschlagen, und ich weiß nicht, was für Possen verübet.

Hartmann. Das ist nun freylich ein schnurrichter Einfall. Warum lidtest du es?

Sophie. Ich sezte mich entgegen, zankte und drohte; allein es half nichts.

Mag. Wie ist das? das habe ich in meinem Leben nicht gehört!

Hartmann. Das blinde Volk glaubt noch, daß, wenn die Milch widernatürlich aussieht, solche bezaubert sey. Um nun die verwünschte Hexe ausfindig zu machen, nimmt man von der bezauberten Milch, macht sie nach und nach warm, und schlägt so lange in die von Milch angefüllte Pfanne mit Dornstecken, als Milch darinnen befindlich ist. Der tollen Meinung nach wird die vermeinte Hexe, wie die Milch heiß wird, am ganzen Leib gebrannt, und die Dornstecken zerfezen das Angesicht und alle Glieder ihres Leibes, so wie damit in die Milch geschlagen wird. Wie gefällt dir es?

Mag. Das hätte ich wol nicht geglaubt, daß dieses unter den Christen im Schwang gienge. Welche Finsterniß! Ohnfehlbar ist es noch ein

trau-

trauriger Ueberbleibsel von den heidnischen Künsten, da man ehedem ein Wachsbild an gelindem Feuer nach und nach warm machte, und es mit Nadeln durchstieß, um derjenigen Person damit Schmerzen zu erwecken, welche der Gegenstand dieser Kunstgriffe war (*). Es ist zwar bey jener launichten Exekution nicht ein Bildnis der Person, welcher man Schmerzen verursachen will; aber diese sinnreichen Köpfe vermeinen jedannoch, die Hexe stehe mit der Milch in einer sympathetischen Verkettung, daß man der Hexe durch die Milch allen Dampf anthun könne. In beyden Fällen ist Feuer, um der Hexe warm zu machen, und sie zu brandmarken; die Nadeln aber und die Dorne thun gleich gute Dienste. In neuern Zeiten legte man einem berühmten Schwarzkünstler, der sich zur Zeit der Catharina von Medicis an

(*) Devovet absentes, simulacraque cerea fingit,
Et miserum tenues in iecur egit acus.

Ovidius, wenn er von der Medea in Epist. Hypsip. ad Jason. redet, und andre Heiden haben diesen Gebrauch den Zauberern allein zugeschrieben. Horaz redet auch davon im I. B. 8 Sat.

Digitized by Google

dem Französischen Hofe aufhielt, und Cosmus Ruggeri hieß, dergleichen magischen Künste zur Last; er aber wollte nicht zugeben, daß ein Wachsbild, welches Heinrich IV. vorstellte, und welches man zu Nantes ans Feuer hielt, und an verschiednen Oertern in eben derselben Stadt stach, vermögend sey, diesem Prinzen in Paris ein langsames und tödtliches Fieber zu verursachen.

Sophie. Dem sey, wie ihm wolle, aus meinem Hause sollen dergleichen heidnischen Künste auf ewig verbannet seyn Albertine wollte gar, ich sollte auch einen Henkersknecht kommen lassen, der den Stall von weiß nicht was für Gezieser reinigen sollte.

Hartmann. Ich lobe dich, daß du es nicht zugelassen hast. Wenn man sich an diese Schurken hält, kann man ihrer nimmer los werden. Ich erinnere mich, daß, als einst eine Kuh sehr mager und elend aussah, man solche für behext hielt, und darüber den Scharfrichter, das Orakel der Thoren, um Rath fragte. Er gab von einem Strick, woran ein Missethäter das Leben ließ, für

einen

einen Sechser ein Stückchen hin, und verordnete, daß man damit das magere Vieh den Rücken hinab des Tages etlichemal ſtreichen ſollte; allein das Vieh blieb mager, wie zuvor, bis es der Hausmutter beyfiel, ſelbſt bey der Fütterung des Viehes anweſend zu ſeyn, es reinlich und warm zu halten, wodurch ſich bald dieſes zuvor elende Vieh vor vielen andern im Dorf an Schönheit auszeichnete. Der Scharfrichter ſagte mir ſelbſt, man verlange von ihm ſo viele Stückchen von dergleichen Stricken, daß er alle vierzehen Tage einen Miſſethäter henken müßte, wenn die Stricke zureichen ſollten, die ihm der blinde Haufe abfordere.

Daher iſt es eine ſehr vernünftige Regel, die wir ehedem in der Schule aufgezeichnet haben, daß man keinem Körper, und alſo auch keinem Stricke, obgleich ein Miſſethäter damit erwürgt worden, eine andre Wirkung zuſchreibe, als wozu man in der vernünftigen Erkenntniß der Natur eine Anweiſung hat. Nur der Dunſe findet in etwas eine magiſche Kraft, welche die Vernunft nie darinn entdecken kann.

Alber-

Albertine. Das Ey will immer klüger seyn, als die Henne. Haben es doch schon unsre Altmütter behauptet.

Mag. Was unsre Voreltern gethan haben, kann nicht allezeit das Ideal unsrer Handlungen seyn. Vormals konnte man für blöde Augen nicht Brillen genug auftreiben, da man heutiges Tags in vielen Stücken weit heller sieht.

Hanne. Sollten wol auch die Kapuziner nicht helfen können. Man sagt in meiner Gasse immer viel künstliches von diesen Leuten.

Hartmann. Ich kenne wackre Leute von diesem Orden, welche die Layen, die bey ihnen Rath suchten, nicht zu hintergehen verlangten. Rusine, welche an hysterischen Umständen krank war, wurde von ihrem Schwager nach H. und nach W. zu den Kapuzinern vor ganz wenigen Wochen wider ihren Willen geschleppt, von welchen er an dem einen Orte geweihte übel riechende Rauchkerzlen, an dem andern aber pulverisirtes Ahnisbrod, jedoch unentgeldlich, erhielt, mit der Anzeige, daß der Grund der Krankheit

keine

keine Hexerey sey. Sollten je einige Klöster noch einen Gewinn von der Albernheit des gemeinen Volks ziehen: so gönne ich ihnen gleiches Schicksal, wie dem Dammberger Kloster; denn so lese ich (*): Seit wenigen Monaten steht das Kapuziner-Kloster zu Dammsberg ganz leer, und die Paters sind sämtlich in einer Nacht davon gewandert, weil man ihr berühmtes Dammberger Pulver, das an allen behexten Menschen und Thieren grosse Thaten erwiesen, verbieten, und den schon fertigen Vorrath von einigen Zentnern ins Wasser werfen ließ.

Hedwig. Ich habe gleichwol schon von manchen Tücken gehört, welche böse Leute an Menschen und Vieh verübet, und beträchtlichen Schaden verursacht haben.

Hartmann. Ganz gewiß! Ein böser Mensch kann einem andern durch die natürlichsten Mittel Schaden genug thun. Der ächte Grund, warum man auf einzeln stehenden Baurenhöfen die Zigeuner und anders Bettelgesindel ungehindert passiren

läßt,

(*) Stuttgart. Zeitung. den 3. Jun. 1783.

läßt, und ihnen noch Gutthaten erweiset, damit sie nur nicht schaden.

Sophie. Hat nicht unser Sohn ohnelängst ein schreckliches Beyspiel von einem bösen Weibe erzählt, welche neuerlich vermittelst eines gewissen Krautes viele Menschen betäubt, und sie nachmals beraubt hat? Wo ist er? Ist er weggegangen?

Mag. Nein, hier bin ich! Ich erinnere mich noch wol, wo ich es gelesen habe (*). Die Wittib des Johann Endters aus dem Dorfe Kirkel im Zweybrückischen hat vor der Obrigkeit und vor vielen Zeugen bekannt, daß sie von den Seitenzweigen der Wurzel des Gewächses, Belladonna genannt, einen Trank gekocht, und einen halben Schoppen davon mit der Speise vermischt habe, wodurch diejenigen, die davon gegessen, nach Verfluß einer halben Stunde so betäubt und sinnloß worden sind, daß sie erst nach 24. bis 48. Stunden, je nachdem einer viel oder wenig von der

(*) Nova Acta Academiæ Cæs. Naturæ Curiosorum. Tom. VII. 1783. 4. *Auct.* D. Joh. Ad. *Pollich.*

der Speise genossen hat, zum Gebrauch des Verstandes und der Sinne gekommen sind; Einige aber noch nach acht Tagen darauf eine Kraftlosigkeit an ihren Körpern bemerkt haben. Sie, die Wittib, hat solche Personen in ihrem wehrlosen Stande leicht berauben können, und sie auch wirklich beraubt.

Sophie. Wenn ich mich recht erinnere, hielte man diese Personen für bezaubert, ehe der Grund ihres verwirrten Zustandes entdeckt wurde?

Mag. Ganz gewis; Leute, die die gedachte Personen in dieser traurigen Lage gesehen haben, sagten eydlich aus, daß dieselben sie mit starren und grimmigen Augen angesehen, beständig gemurmelt, sich auf dem Boden gewälzt, den Urin von sich gelassen, und, alles heftigen Rüttelns und Schreyens ohngeachtet, nicht das geringste Merkmal einer Sinnlichkeit von sich gegeben haben.

Albertine. Ich gestehe meine Schwachheit! diese Leute hätte ich gewiß für behext gehalten.

Sophie. Das ist doch in Wahrheit eine äusserst boshafte That! Ihr wird nicht übel mitgespielt worden seyn?

Mag. Wie dieser Aftermensch gestraft worden ist, weiß ich nicht. Sie hat auch ihrem verstorbenen Manne diesen betäubenden Trank mehrmalen beygebracht, und, wie die Sage ist, seinen Tod damit befördert; die Obrigkeit aber erfuhr dieses erst, nachdem derselbe bereits vier Jahre todt war.

Hanne. Villeicht kommt die Röthe der Milch bey Eurem Vieh daher, daß Ihr dem Burger Ruppel das von ihm bereits erkaufte Haus, Eure jezige Wohnung, ausgelößt, und ihn damit in Gährung gebracht habt. Er kann durch Hülfe böser Leute eurem Vieh etwas schädliches haben beybringen lassen.

Hartmann. So etwas böses traue ich dem Ruppel nicht zu. Hätte er nicht solche Neuerungen bey Erkaufung des Hauses angefangen, und mir die Einfahrt in meine Scheune wehren wollen: so würde ich nie daran gedacht haben, ihm

das

das Haus auszulösen, und in meiner alten Wohnung ruhig sizen geblieben seyn.

Albertine. Man sagt ja sogar, daß, wenn ein Kind oder ein Vieh nur von bösen Leuten angesehen werde, man ihm Schaden zufügen, und es beschreyen könne.

Hartmann. Das glaube ich in Ewigkeit nicht. Es kann aber zufälliger Weise geschehen, daß eines Andern Ansehen entweder Liebe oder Haß in uns erweckt, indem man aus den Augen gar leicht das Innerste im Gemüte eines Menschen, oder, wie er gesinnt ist, abnehmen kann. Wenn z. B. verliebte Personen nur einander ansichtig werden, und gleichen Sinn haben: ist es kein Wunder, daß sie durch die Augen ihre Neigungen gegeneinander zu verstehen geben können. Das ist aber eine ganz natürliche Bezauberung, ob man wol Beyspiele hat, daß mancher närrisch Verliebter zufälliger Weise durch das Ansehen des geliebten Gegenstandes endlich in Raserey gefallen sey.

Mag. Die Alten haben sich beredet, daß verschiedne theils mißgünstige Geister oder Ausdünstungen nicht nur aus den Augen, sondern auch aus andern Theilen des bezaubernden Leibes herausgiengen, und in einen andern Körper, gleich einer vergifteten Luft, hineindrüngen oder ihn ansteckten (*). Es beruhet aber alles auf falschem Grunde; denn wo allezeit so viele Geister beym Ansehen aus dem Auge herausgiengen, und mit dem angesehenen Körper sich vereinigen sollten: so müßten die Leibeskräfte durch das Sehen nothwendig sehr geschwächt werden; vielmehr fallen die Bilder in das Aug hinein, und können solche das Gesicht, wie z. B. durch stetes Anschauen eines rothen Gewandes, verderben. ——

Agnes.

(*) Virgil sagt im dritten Hirtengedicht:

Nescio, quis teneros *oculus* mihi *fascinat* agnos.

Plutarch. Libr. 5. Sympos. *Heliod.* Lib. 1. Æthiop. Hist. Im ganzen Orient stehen die Perser, Türken, Griechen und Araber in dem Wahn, daß es gewisse Leute gebe, welche durch ihren Blick alles vergiften könnten, was sie nur ansehen.

Digitized by Google

Agnes. Denke Sie nur, Frau! die Kühe geben keine rothe Milch mehr.

Sophie. Was sagst du? Nein, das kann ich nicht glauben!

Agnes. Gewiß, gewiß! hier kann Sie die Milch selbst sehen.

Sophie. Das begreiffe ich nicht. So wenig ich weiß, woher die rothe Milch gekommen: so wenig kann ich mir vorstellen, wie sie sich wieder verloren hat.

Hartmann. Ich will es Euch sagen. Es gieng ganz natürlich zu.

Alle. Wie! natürlich zu? das wollen wir hören.

Hartmann. Ich blieb der Regel getreu, die sagt: Man muß sich aber Mühe geben, etwas aus den Kräften der Natur zu erklären, ehe man es Geistern oder Leuten, die mit bösen Geistern in Verbindung stehen sollen, und übernatürlichen Ursachen zuschreibt. Ich glaubte anfänglich, daß jene alte Frau, von welcher ich den Stall erkaufte, darum ihn vor der

Kälte so wenig verwahrt habe, weil sie in ihrem hohen Alter nimmer bauen wollte; ich habe daher alle Oefnungen im Stalle sorgfältig vermacht, und den obern Boden ließ ich schlieren, damit der Kälte aller Zugang verwehrt, und die Wärme im Stalle erhalten würde; aber eben dadurch, und da ich noch überdiß mehr Vieh in Stall gestellt habe, als zuvor darinn stund, auch dasselbe den kalten Winter über nicht aus dem Stalle gekommen ist, vermehrte sich die Hize darinn, und zog so eine unerwartete Wirkung bey dem Vieh nach sich, daß die Milch blutig ward. Seitdem ich nun die vorigen Oefnungen an den Wandungen wieder hergestellt, und die dumpfe Luft damit aus dem Stall vertrieben habe: so zeigt sich wieder die gehörige Farbe bey der Milch.

Sophie. Das kann ich reimen. Albertine, was denket Ihr hierüber?

Albertine. Ich will mir diese Regel gesagt seyn lassen, und in dergleichen Fällen zuforderst auf natürliche Ursachen denken.

Vierter

Vierter Lichtkarz.

Von Vorbedeutungen.

Sophie. Mich dünkt, die Frau Hedwig sey heute ganz niedergeschlagen und traurig. Hat Euch vielleicht jemand in meinem Hause was zu leyd gethan?

Hedwig. Warum sollte ich nicht traurig seyn, da nächstens jemand aus meiner Familie sterben wird?

Sophie. Ich nehme allen Anteil an Eurer Betrübniß. Ist es eines Eurer Geschwistern, das todtkrank ist?

Hedwig. Das kann ich izt nicht sagen, wenn es noch trift. Ich habe die Todtenuhr gehört, und die trügt nicht; sie ist ein sicherer Vorbote eines nahen Todesfalls in meiner Familie.

Sophie. Ist es nur das? Ihr ängstet euch vergebens, Frau Nachbarin! Nicht wahr, es ist ein Schall, der der Bewegung einer kleinen Uhr gleich kommt?

Hedwig. Gerade so; eben so einen vervielfältigten Schlag habe ich gehört.

Hartmann. Glaubet mir, es ist eine Art von Holzwürmern, welche um die Zeit, wenn sie sich gatten wollen und deßwegen das andre Geschlecht hiezu suchen, einen deutlich schallenden Ton von sich geben. So gibt man auch das Heulen der Hunde, einen ungewöhnlichen Fall im Hause, das Geschrey der Eulen, das Spucken der Geister, das Schiessen der Sterne, den Flug der Raben und hundert andre Dinge als Vorboten des Todes an, die es gewis nicht sind. Vielleicht glaubet ihr auch noch, daß, wenn Euch ein Haase über den Weg läuft, Euch ein Unglück bevorsteh?

Sophie. Das kann ich wol nicht glauben. Denn ich und andre haben schon in acht genommen, daß diß nur dann und wann eintreffe. Das nähmliche ist auch bey den Träumen. Unter hundert trift kaum einer zu.

Marcel. Alle Vorbedeutungen können doch nicht falsch seyn. Ich erinnere mich, daß die

Bar-

Barbara Liebschüzin in ihrer Jugend um Weihnachten Bley ins Wasser gegossen, weil sie wissen wollte, was sie für einen Handwerksmann zur Ehe bekommen würde, und es zeigten sich viele kleine Nägelchen im Wasser. Es hat sie auch wirklich ein Nagelschmid geheurathet.

Hartmann. Nichts ist gewönlicher, als daß sich Nägel formiren, wenn Bley ins Wasser gegossen wird. Eine sündliche Beschäftigung aber ist es, sich um diese heilige Zeit mit solchen Thorheiten abzugeben.

Mag. Wenn die Lichtkärze noch lange währen: erfahre ich Wunderdinge, die ich auf der hohen Schule nie gehört habe. Todtenuhr, Hundgeheul, Kazengeschrey, Hasensprung, Bleygiessen — sind wichtige Entdeckungen, die ich erst seit meinem Hierseyn gemacht habe.

Sophie. Laß dich es nicht irren, mein Sohn, solltest du in mehrere Lichtkärze kommen, du würdest noch seltsamere Dinge hören! Ohne Gespräche von dieser Art scheinet den Lichtkärzen das Gewürze zu fehlen; ich bin selbst böse darauf;

auf; und man hat Ursache, sich mit aller Vestigkeit des Geistes gegen dergleichen Unsinn zu stämmen.

Mag. Ich dachte doch nicht, daß noch eine so dicke Nacht auf einem gewissen Theil Menschen liege. Warlich, da hat es Mühe zu tagen! Was soll denn das Bleygiessen?

Marel. Sage Sie es ihm nicht, Frau Hartmännin! Wenn die junge Herren von der hohen Schule kommen: so haben alle um sie her blöde Gesichter, nur sie nicht.

Mag. Gemach, Frau Marel! Sie hängen den ganzen Tag das Haupt, und sind verdrüßlich, biß sich der Lichtkarz anfangt, da fangt mit demselben auch ihre wahre Seelen-Atzung an. Warum sollte ich ihre Lieblingssäze nicht wissen dörfen?

Sophie. Ich will es dir gerade, wie es ist, sagen: In der Andreas- oder Christnacht giessen die Personen, die gerne die Handthierung ihres künftigen Bräutigams wissen wollen, Bley ins Wasser, und bemerken, was für Figuren das gegossene

gossene Bley aufweißt! Aus diesen schliessen sie auf die Handthierung des Bräutigams. Es heißt auch da: was man gerne hätte, das glaubt man gerne.

Mag. Das ist wol wahr; Nicht nur bey geringen Leuten, sondern auch bey den Grossen ist es wahr was sie gerne hätten, das glauben sie gerne, wenn auch nicht der geringste Grund zur Hofnung da ist. König Ludwig XIV. in Frankreich wäre gar zu gerne teutscher Kaiser gewesen. Ein gewisser Prophet, Namens Drabizius, schrieb allerley tolles Zeug zusammen, und versprach darinn gedachtem Könige die Kaiserkrone. Er glaubte, sie schon auf seinem Haupte zu sehen als Wien, die Kaiser-Stadt, 1683. belagert wurde. — Ich wollte wetten, daß, wenn Eine Person öfters Bley gießt, jedesmalen sich andre Figuren zeigen würden. Das ist äusserst ungewiß. Die Menge der Bleymasse und seine Schwere, der Stand und Beschaffenheit des Wassers nebst der einwirkenden Luft und andre hiebey mögliche Zufälle können leicht dem Bley eine andre Bildung geben.

Hartmann. Kurz, diese Bleyfiguren stehen in ganz keiner Verbindung mit dem künftigen Gewerbe eines Menschen. Es ist daher eine fürtreffliche Regel, die man sich muß gesagt seyn lassen, daß man gewisse natürliche Erscheinungen nicht als Zeichen künftiger Begebenheiten ansehen soll, mit welcher sie in keiner Verbindung stehen.

Sophie. Die Frau Nachbarin dorten hat in ihrem ledigen Stande oft Bley gegossen. Man sagt unter der Hand, daß über dem Gucken nach den Bleyfiguren die liebäugelnden Mäuslein in ihren Augen ungemein abgenuzt und verbraucht seyen.

Maxel. Verschone Sie mich, Frau Hartmännin! Es thut mir leyd genug, daß ich solche Possen in der Jugend getrieben habe.

Hartmann. Die Menschen haben zu allen Zeiten eine Neigung bezeugt, hinter den Vorhang zu sehen, welchen Gott über unsre Schicksale gezogen hat.

Mag. Und wir wollen den Vorhang nicht aufziehen. Die Schnellkraft einer jungen Menschenseele zeigt sich nie stärker, als wenn die Fra-

ge

ge von dem künftigen Brautſtande auf die Bahn kommt. Das iſt die alte Weiſe. Ich will es mit einem Beyſpiel des alten Roms beweiſen (*). Nicht etwann nur ſchlechte Dirnen bekümmerten ſich um ein Zeichen wegen ihrer künftigen Heurath, ſondern auch die angeſehnſten Frauen. Cecilia, des angeſehenen Metellus Frau, hatte eine Nichte, die mannbar war. Sie führte ſie um Mitternacht in eine Kapelle, eine Anzeige wegen ihrer Heurath zu bekommen. Dieſes war die Gewohnheit, wenn man ein Mädchen zu verheurathen dachte. Cecilia ſezte ſich nieder, und ihre junge Nichte blieb ſtehen. Sie lauſchten lange, ohne etwas zu hören. Das Mägdchen, vom ſtehen müde, bat ihre Muhme, ſie etliche Augenblicke niederſezen zu laſſen. Von Herzen gerne, antwortete die Muhme, ich räume dir meinen Plaz ein. Dieſe Worte waren die Vorbedeutung, die man ſuchte: Cecilia ſtarb in kurzem, und ihr Mann heurathete dieſe junge Nichte. So kann zufälliger weiſe etwas wahr werden.

Sechs-

(*) *Valerius Max.* Libr. 1. Cap. 5. num. 4. *Cicero* de Divinat. Libr. 1. Cap. 46.

Digitized by Google

Sechstes Stück.

Nachahmungen der Christen in dem altheidnischen Aberglauben.

O imitatores, servum pecus, ut mihi sæpe
Bilem, sæpe jocum vestri movere tumultus!

Horatius.

Dißmal führe ich ein Schauspiel auf, bey welchem Thoren aus der alten und neuen Zeit erscheinen werden. Es wird zwar einen widrigen Kontrast machen, wenn Heiden und Christen nebeneinander zu stehen kommen; Allein ich will hiedurch das Ansehen des Aberglaubens in der rechten Grösse darstellen, in welchem er sich von grauen Zeiten her zu erhalten gewußt hat, und woraus zugleich erhellen

hellen wird, daß die Christen die Thorheiten der iden nachgeahmet haben, und sie daher in man r Rucksicht um kein Haar schöner sind, als die eiden, die doch in der dicksten Finsterniß lebten, d sich blos durch die Vernunft einen Weg zum ichte bahnen mußten.

Ich habe zwar keinen Plan, nach welchen h in diesem Stücke gearbeitet hätte, sondern ich erfe alles untereinander hin, und richte mich dißfalls nach dem Geschmack der meisten Leser, die das Bunte lieben, und nicht lange mit einem und eben demselben Gegenstande unterhalten seyn wollen.

Vielleicht fährt durch diese Abhandlung ein Flämmlein unter den Christen auf, welches den finstern Pfad bey ihnen beleuchtet, daß sie anfangen, sich zu schämen, wenn sie merken, wie sie die Thorheiten der Heiden bisher als Heiligthümer aufbehalten, und sklavisch verehrt haben, woferne anders ihr nachtgewohntes Auge ein Licht zu vertragen vermag, und sie die althergebrachten

Mei-

Meinungen an dem Probierſtein der Vernunft und der Religion unterſuchen wollen.

* * *

In den älteſten Zeiten hat man geglaubt, und man glaubt es noch, daß ein Zauberer ſich und andre in Thiere verwandeln, und alſo zu Wehrwölfen umſchaffen könne. Ein Wehrwolf iſt dem Weſen nach ein Menſch, der von dem Satan das Vermögen empfangen haben ſoll, thieriſche und andre Geſtalten bald einer Kaze, bald eines Hundes, Pferdtes, beſonders aber eines Wolfes, nach Belieben anzunehmen oder andern zu geben. Homerus erzählt, daß die Gefehrten des Ulyſſes in Schweine verwandelt worden ſeyen: Ulyſſis ſocios in ſues mutatos eſſe. *Odyſſ. L. X.* Virgil läßt Eclog. 8. ſeine Zauberin von ihren Zauberkräutern aus Pontus ſagen:

Has herbas & hæc Ponto mihi lecta venena
Ipſe dedit Mœris. Naſcuntur plurima Ponto.
His ego ſæpe lupum fieri & ſe condere ſylvis
Mörim, ſæpe animas imis exire ſepuleris,
Atque ſatas alio vidi traducere meſſes.

d. i. „Diese Pflanzen und diese in Pontus gesammelte Gifte
Gab mir Möris. In Pontus wachsen sie häufig! durch diese
Wurd', ich sah' es, Möris ein Wolf, verbarg sich im Walde,
Lebend stiegen durch sie aus tiefen Gräbern die Todten,
Saaten entwichen den Feldern, und giengen auf andre hinüber."

Bey dem Gastmahl des lächerlichen Trimalchio im Petronius sagt, unter anderm unerträglich läppischen Geschwäz, einer von den Gästen, daß er einst des Nachts bey Mondenschein mit einem römischen Soldaten über Land gereißt sey. Auf einmal habe dieser seine Kleider ausgezogen, und sey in einen Wolf verwandelt worden, und habe das Vieh im nächsten Dorf zerrissen, sey aber dabey in Hals verwundet worden. Nach einigen Tagen habe er den Soldaten besucht, und im Bette liegend angetroffen, und er sey wirklich am Halse verwundet gewesen. Der grausame Kö-

nig

nig Lykaon in Arkadien wird in einen Wolf verwandelt. Ovid. Met. L. I. v. 232. ſqq. Plinius redet ebenfalls hievon, er verlacht aber die ganze Scene und ſagt: Homines in lupos verti, rurſumque reſtitui ſibi, falſum eſſe confidenter exiſtimare debemus. aut credere omnia, quæ fabuloſa tot ſeculis comperimus. Libr. VIII. c. 22. Tom. I. Ed. Elz. p. 425. „Wir dörfen ſicher glauben, es ſey nicht wahr, daß die Menſchen in Wölfe verwandelt, und ihnen auch wieder ihre vorige Geſtalt gegeben werde. Oder müßten wir nur alles glauben, was je fabelhaft geweſen iſt.“ Bey den Theſſaliern gehörten die Wehrwölfe, die gefährlichen Nachtvögel, die die kleinen Kinder holen, und die die Römer Striges nannten, nebſt andern Geſpenſtern, zu Hauſe.

Dieſe Meinung, von der Verwandlung der Menſchen in Thiere, findet noch in den neuſten Zeiten ſtatt. In jenem traurigen Jahrhundert, worinnen Tag und Nacht der Holzſtos rauchte, und der beſte Chriſt nicht ſicher war, ob er nicht

ſein

sein Leben darauf endigen müßte, wurden auch vermeinte Wehrwölfe verbrannt. Aegidius Garnier, welcher am Michaelstage, in der Gestalt eines Wehrwolfes, ein Mädchen von zwölf Jahren, ohnfern Dole, in einem Weinberge zerrissen, gefressen und seiner Frau davon mit nach Hause gebracht, und noch mehrere solche Mordthaten verübet hatte, wurde zu Dole den 18. Jenner 1583. lebendig verbrannt. S. *Bodin* Démonomanie des Sorciers Livr. II. chap. VI. S. 208. Lioner Ausgabe. Erasmus Franciſci hat ſich noch in dieſem Jahrhundert in ſeinem hölliſchen Proteus, dieſem Schandbuche, viele Mühe gegeben, Beyſpiele von Wehrwölfen anzuführen, und dieſe tolle Lehre zu unterſtüzen. Dieſe Meinung findet auch unter den Juden ihre Sachwalter. R. Jannäus habe ein Weib in einen Eſel verwandelt, und ſey auf ihr nach dem Markt geritten, u. d. S. Baumgartens Theol. Gutachten, 1. Samml. S. 109. Kaum darf ſich eine ſchwarze Kaze, oder ein Haaſe blicken laſſen: ſo hält ſie der Pöbel für Hexen. Vor ein paar Jahren ſchoß ein

Förster nach einem Haasen, der aus einem Weinberge über die Strasse nach dem Gebüsche lief. Statt dessen verwundete er ein Weib, welches aus dem Gebüsche sprang, und das Schnupftuch an den verwundeten Kopf hielt. Sie graßte im Gebüsche, und bückte sich, um nicht von dem Förster gesehen zu werden, weil sie eine Strafe verwirkt hatte. Plözlich gieng die Rede: es sey ein altes Weib geschossen worden, welches sich in einen Haasen verwandelt hatte.

Um die Möglichkeit dieser Verwandlung zu beweisen, ist es toll, wenn man sich auf das Beyspiel Nebucadnezars beruft. Dan. 4, 22. 30. Nebucadnezar wurde in keinen wirklichen Ochsen verwandelt, sondern im Kopf verrückt.

Und die Entstehung dieser thörichten Meinung? Ich stelle mir es also für: Die meisten in der alten Welt, die eine etwas schärfere Einsicht hatten, und die sich als Lehrer andrer Menschen darstellten, hielten die Gewonheit, daß sie ihre Erkenntniß bildlich vortrugen; sie richteten sich nach der Faßlichkeit des gröbsten Haufens, und kleideten

ihre

ihre Lehren und Nachrichten in sinnliche Erzehlungen ein, die hernach von den Einfältigern buchstäblich verstanden zu werden pflegten. Sie sagten z. B. ein Schwelger verwandle sich in ein Schwein; ein Unzüchtiger in einen Hund u. d. Mit der Zeit nahm man dieses buchstäblich an, und um solches möglich zu machen, da es durch menschliche Kräfte nicht war: erdichtete man Zauberer z. B. eine Circe, welche durch Hülfe der bösen Geister die Umschaffung der Menschen in Thiere zu Stande bringen mußten. Es hat unter dem Namen der Circe eine schöne und wollüstige Person gebildet werden sollen, was dieselbe aus Mannspersonen zu machen vermögend sey, wenn sich jemand unvernünftig und unmässig an sie hänge. Sie verwandelte Ulyssis Gefehrten in Schweine. Dieß ist ohnfehlbar der Ursprung von der Fabel der Wehrwölfe.

* * *

Die Zigeuner wollen der Menschen Schicksale aus den Zügen der Hand entdecken können. Es ist nichts leichter, als sich durch Pro-

phezeihungen ein Ansehen zu machen, indem die meisten Menschen zufrieden sind, wenn man ihnen nur weissagt. Es hat immer Leute gegeben, die hiedurch betrogen haben, und sich betrügen liessen. Juvenal sagt Sat. 6. v. 583.

Frontemque manumque præbebit vati. „Man weißt dem Weissager Stirne und Hand.“ Und Cicero Libr. 1. de divin: Sibi semitam non sapiunt, aliis monstrant viam; quibus divitias pollicentur, ab iis drachmas ipsi petunt. „Die für sich keinen Fußsteig kennen, wollen andern eine Strasse weisen; denen sie grossen Reichthum versprechen, von solchen fordern sie selbst kleine Münzen.“ Als ich diese Anmerkung im Cicero las: fiel mir eine Geschichte ein, die sich in dem Städtchen zutrug, wo ich zuvor wohnte. Ein Pack Zigeuner kam an den Ort, und nach Gewonheit weissagte das Weib. Nach einigen Tagen zogen sie wieder weg, und das weissagende Weib verspätete sich. Sie fragte auf dem Felde eine arbeitende Magd, die sich zuvor weissagen ließ: Hör, sag mir, welchen

chen Weg sind die Zigeuner gegangen? Gut! antwortete die Magd, wenn du mir die sechs Kreuzer wieder gibst, die ich dir gestern gegeben, will ich dir's sagen. Weißt du das nicht einmal, wo die Zigeuner so eben hingegangen sind, und du unterstundest dich, meine entfernte Schicksale mir sagen zu wollen!

* * *

Wer heimlich die Grenzsteine verruckt hat, muß dabey spucken. Zwey Dorfschaften stritten über den Grenzen. Die Obrigkeit des Landes fordert einen alten Mann, der in einem dieser Oerter wohnte, auf, die Grenzlinien zu berichtigen. Nun, spricht er, das kann ich wohl thun, wenn man mir glauben will. Ich erinnere mich dessen von meiner Jugend her noch wohl. — Er nimmt von der Erde, die zu dem Gebiete seines Wohnortes gehört, in seine beyden Schuhe, geht in die Markung des andern Dorfes, und sagt: hier stehe ich auf M . . . Erde! Nach seinem Tode sah man ihn feurig an den Grenzen umgehen.

Gott hat bey den Israeliten die Grenzen gesezt, daß sie zu ewigen Zeiten unverrückt bleiben sollen, und einen Fluch beygefügt: Verflucht sey, wer seines Nächsten Grenze engert. 5. B. Mos. 27, 17. und Spr. Salom. 22, 28. Bey den Römern war es ebenfalls sehr hart verboten, die Grenzen hinweg zu thun oder zu verrücken. Numa Pompilius verordnete, daß solcher nicht anders als ein Kirchendieb sollte angesehen werden, und daß ihn jedermann umbringen dörfte. Daher kam der Ausspruch des Römischen Rechts Digest. Libr. 47. tit. 21. de Termino moto. Man findet in dem Plato ein ausdrückliches Gesez hievon de Legib. Libr. 8. Tom. 2. p. 842. edit. Serr. Numa gieng noch weiter. Damit er den Grenzen der Güter eine noch grössere Heiligkeit zuwegen bringen möchte: machte er seinem Volke weiß, ein gewisser Gott, dem er den Namen Terminus beylegte, und welchem er einen Tempel aufrichten ließ, sorgte für die Erhaltung der Grenzen, und bestrafte die Verlezung derselben. Daher kommt es, daß man in den lateinischen Dichtern

so

so viele Stellen davon antrift. *Ovid.* Fast. Lib. 2. v. 639. sqq. *Juvenal.* Sat. 15. v. 38. sq. *Virg.* Æneid. Lib. 12. v. 896. Daher kommen so viele abergläubige Gebräuche, über welche **Prudentius** Contr. Symmach. Lib. 2. v. 1005. auf eine angenehme Weise gespottet hat, die aber gewiß älter, als der Numa sind. Denn die Griechen hatten bereits vor seinen Zeiten ihren Jupiter, und ihren Apollo Horius, oder Terminalis, wie solches **Dionysius** von Halicarnaß und **Pausanias** berichten.

Aus diesem Aberglauben ist vermuthlich der Wahn des Pöbels entstanden, welcher glaubt, daß diejenigen, die die Grenzen verrückt haben, an denselben spucken, und ihre begangene Sünde büssen müßten; welchen Wahn man unter dem Pöbel unterhält, damit die Grenzsteine desto eher unverrückt bleiben.

Die Römer, die die Eroberungssucht hatten, gaben für, daß man die Religion des Gottes **Terminus** und seine heil. Vorsorgen schänden würde, wenn man die Grenzen des Reichs abträte.

träte. (S. Auguſtin. de Civ. Dei Lib. IV. cap. 29.) Die Türken, die eine gleiche Sucht hatten, ſagen, die Religion erlaube nicht, daß eine Stadt, wo eine Moſchee geweſen wäre, ihren erſtern Beſitzern wieder gegeben werden dörfte. Das Gegentheil bezeugt aber der Carlowitzer Frieden.

* * *

Man muß dreymal in den Urin ſpeyen, den man gelaſſen hat: ſo können die Hexen nicht bey. Die alten Weiber weiſen dieſes die Kinder noch heutiges Tags an, daß ſie in ihren Urin ſpeyen müſſen. Ein Aberglaube, der ſchon zu Plinius Zeiten im Gang war. Inter amuleta eſt, editæ quemque urinæ inſpuere; ſimiliter in calceamentum dextri pedis, antequam induatur; item cum quis tranſeat locum, in quo aliquod periculum adierit. Nos ſi hæc, & illa credamus, rite fieri, extranei interventu aut ſi dormiens ſpectetur infans, a nutrice ter adſpui. Lib. 28. c. 4. p. 128. Ed. Elzevir. Tom. III.

„ Unter

„ Unter die Zaubermittel gehört, daß ein jeder in seinen Urin speyet; ferner in den Schuh des rechten Fusses, ehe man ihn anzieht; deßgleichen wenn man bey einem Ort vorbeygeht, wo man in Gefahr war. Halten wir diß für recht, müssen wir auch folgendes uns gefallen lassen, daß ein Kind bey der Ankunft eines Fremden, oder wenn es schläft, dreymal von seiner Säugamme angespieen wird. " Ob die Alten durch das dreymalige Ausspeyen in den Urin eine grosse Verachtung gegen die Zauberey, welche böse Leute an dem Urin des andern ausüben könnten, andeuten wollten, mögen andre entscheiden. Siehe auch Hiob 30, 10.

* * *

Am Mittwoch soll man kein Kalb anbinden; es soll keine Magd daran in Dienst tretten; sondern die Magd soll am Dienstag in Dienst tretten u. s. w. Es scheint, der Grund, warum die Magd am Dienstag eingehen soll, liege in seiner Benennung, und damit solches desto ge-

wisser geschehe, mußte der folgende, nemlich der Mittwoch, ein verworfener Tag seyn. Nach den Speculationen der Egypter stunden die sieben Tage der Woche unter der Regierung der sieben Planeten, *Herod.* L. 2. c. 82. Des Merkurs halber, dem der Mittwoch zukommt, würden die Mägde wol in Dienste treten dörfen.

Die Alten machten ebenfalls einen Unterschied unter glücklichen und unglücklichen Tagen. Den 1. August hielten die Römer für glücklich, es sey gut, daran aus einem alten in ein neues Haus zu ziehen; hingegen den 30. August, 4. Oct. und 7. Nov. für unglücklich, indem an diesen Tagen die Manes aus der Hölle heraus gelassen würden, daß sie daher nichts wichtiges daran fürnahmen, z. E. keine Comitia hielten, keine Armee sammelten, keine Schlacht mit den Feinden wagten — weil sie glaubten, daß solches alles durch die herumschweifende Seelen der Verstorbenen unglücklich gemacht würde. Virgil behauptet, am fünften Tage nach dem Neumonde solle man nichts unternehmen; der Höllen-Gott Pluto sey daran gebo-

geboren. Am 7. und 10. Tage halte man es für gut, die Weinberge zu pflanzen, junge Ochsen erstmals anzujochen. Der neunte Tag sey glücklich für Reisende und unglücklich für Diebe.

— — — Quintam fuge, pallidus orcus &c.
Septima post decimam felix, & ponere vites
Et prensos domitare boves, & licia telæ
Addere. Nona fugæ melior, contraria furtis.
Georg. L. 1.

d. i. „ Sieben nach Zehen ist glücklich. Gut läßt sich
da Reben verpflanzen,
Beugen ins Joch den Nacken der Stiere; zetteln
und weben.
Neun nach Zehen ist günstig der Flucht, ungünstig
den Dieben. "

Ovid legt ein redliches Bekenntniß ab, und zeigt, daß die verworfenen Täge in dem Fehler, welcher in der Mundart der Gelehrten vitium subreptionis heißt, ihren Grund hätten. Wenn einem Volke oder einer einzelnen Person an einem gewissen Tage mehrmalen etwas widriges begegnet: so pflegt man demselben Tage selbst den

widri-

widrigen Erfolg beyzumeſſen, ohne ſich durch Beyſpiele glücklicher Erfolge irre machen zu laſſen. Dieſes Vorurtheil hängt unſtudirten Leuten, wie eine Erbſünde, an. S. Ovid. Faſt. I. 51.

Nonarum tutela Deo caret, omnibus iſtis
Ne fallare cave, proximus ater erit.
Omen ab eventu eſt, illis nam Roma diebus
Damna ſub adverſo triſtia Marte tulit.

d. i. „Die Nonä ſtehen nicht unter dem Schuze der Götter, der nächſte nach denſelben iſt — nehme dich wol in acht! — ein unglücklicher Tag! die Geſchichte rechtfertigt dieſe Meinung; denn jedesmal war Rom an dieſen Tagen unglücklich.“

Das ſagt auch Gellius in Noct. Att. L. V. 17. welcher bemerkt, Cannenſem cladem accidiſſe IV. ante Nonas Sextiles. Die Holländer werden den 3. Junii 1665. von den Engländern geſchlagen, und verlieren zwanzig Schiffe. Den vorhergehenden Tag würden ſie ohnfehlbar dieſen Verluſt nicht erlitten haben, da ihnen der Wind günſtig war; allein ſie vermeiden die Schlacht, weil ſie zwölf Jahre zuvor an ſelbigem Tage von dem

dem Englischen General Monk geschlagen worden. S. oben angeführte Reflexions d'un Militaire &c. p. 78. Es gibt in der Geschichte Beyspiele genug, daß eben derselbe Tag glücklich und unglücklich war. Ich will nur eines anführen: der Parthische Prinz Pakorus wurde von Ventidius hinterlistet, und aufs Haupt geschlagen, als er eine Expedition in Syrien unternehmen wollte. Es ist merkwürdig, daß diese Niederlage der Parther an eben dem Tage des Jahres, da sie 24. Jahre zuvor den römischen General Crassus geschlagen hatten, geschehen ist. Man kann von dieser grossen Niederlage der Parther Justinum Libr. XLII. cap. 4. Livii Epitom. Libr. 128. &c. nachlesen. Wie fürtreflich ist die Antwort gewesen, welche Lukullus, der in Arminien mit 11,000. Römischen Soldaten gegen den Tigranes, dessen Armee aus 150,000. Mann bestund, zog, und an eben dem sechsten Oct. mit ihm schlug, an welchem zuvor ein andrer römischer Feldherr, Scipio, eine Niederlage erlitten, auf die Erinnerung gegeben hatte, daß dieser Tag von den Römern für verwor-

fen

sen gehalten würde! Wohlan! sagt Lukullus, wir wollen muthig fechten, daß der verworfenen Täge weniger, und ein Tag für die Römer glücklicher werde! Hodie alacriter pugnemus, ut hunc quoque diem ex nefasto funestoque Romanis hilarem & auspicatum reddamus. Lycosthenis Apophth. p. 705. Der Christ weiß ohnehin, daß die Tagwählerey Gott äusserst mißfällig sey. 5. B. Mos. 18, 10. 12.

* * *

Um kleine Kinder zu schröcken, und im Gehorsam zu erhalten, erdichtet man allerley scheußliche Personen und Thiere, die kommen und sie fressen würden, wenn sie nicht stille wären. — Man sagt ihnen von einem Popelmann, Knecht Ruprecht, Mumlax, schandlichen Clauß, (Sanct Nicolaus) feurigen Drachen, Teufeln mit Bockshörnern u. d. Diese phantatische Bilder drucken sich dem zarten Gehirn der Kinder so fest ein, daß sie in mehreren Jahren kaum mehr davon loß werden können.

Die

Die alten Römer hatten einen Manducus, die Griechen eine Gorgona, Citeria, Acco, Alphito, ein Bild der Mania u. a. Manducus mußte dicke Backen, einen groſſen offenen Mund, und lange, ſpizige Zähne haben, mit welchen er ſchrecklich geknirſcht. Sein Bild wurde in Comödien oder bey andern öffentlichen Spielen aufgeführt, um einige zum Lachen zu bewegen, und andern eine Furcht zu machen. Juvenal lehrt uns, daß ſich die Kinder ſehr dafür gefürchtet hätten. Sat. III. v. 175. ſqq.

—— tandem redit ad pulpita notum
Exodium, cum perſonæ pallentis hiatum
In gremio matris formidat ruſticus infans.

Ohne Zweifel haben die Mütter daher Gelegenheit genommen, ihren Kindern zu drohen, welche nicht thun wollen, was ſie ihnen befohlen, daß der Manducus kommen, und ſie freſſen würde. Man hat alſo ein nächtliches Schreckbild oder ein Geſpenſte daraus gemacht. Dieſes kommt nicht übel mit der Sage von den Lamien überein, denn man

hat

hat auch gesagt, daß sie die Kinder fräſſen. *Plautus* Rudent. Act. II. Scen. VI. v. 51. sagt:

Ch. Quid si aliquo ad ludos me Manduco locem?
La. Quapropter? Ch. Quia pol clare crepito dentibus.

Ich kann den Verfasser von folgenden Versen nicht anführen:

Illo quid fiat Lamia, & pytho oxyodontes,
Quo veniunt illæ gumiæ, vetulæ, improbæ, ineptæ.

* * *

Lichtmesse! Am 1. Februar feyrten jährlich die römischen Damen schon der Juno zu Ehren ein Lichtfest, und den 15. Febr feyrte man auch in Rom die Lupercalien, an welchen man, zur Abbildung des Raubes der Proserpina und der Bemühungen ihrer Mutter, der Ceres, um sie aufzusuchen, Fackeln anzündete. Diesen Aberglauben des Heidenthums wollte man abschaffen, indem man an statt der Fackeln Lichter nahm, die man am Fest der Reinigung Mariä oder Lichtmesse weihte, herumtrug und anzündete, um zugleich auch die Processionen und Reinigungs-Opfer der Luper-

Lupercalien zu ersezen, welche auf diesen Monat fielen, und im Jahr 514. von dem Kaiser Anastasius abgeschaft wurden. S. Mosheim Kirchengeschichte. Heilbr. I. Th. S. 817. Wenn die Wachslichter in der römischen Kirche an Lichtmeß geweihet werden: so geschieht es unter folgendem Gebet: Benedic, Domine Jesu Christe, hanc creaturam cere, nobis supplicantibus, & *infunde* ei per virtutem sancte crucis tue benedictionem celestem — ut in quibuscunque locis accensa sive posita fuerit, *discedat Diabolus & contremiscat, & fugiat pallidus cum omnibus ministris suis* de Habitaculis illis — — d. i. Segne, Herr Jesu, das Wachs auf unsre Bitte, und gieß ihm durch die Kraft des heil. Kreuzes den göttlichen Segen ein — daß, an welchen Oertern es angezündet oder gesezt werde, der Teufel weiche, und zittere, und blaß (ausserdem muß er feurroth aussehen) von den Häusern, zusammt seinen Trabanten, fliehe — — S. *Agenda Ecclesiæ Moguntinæ.* 1551. S. LXXXIV.

* * *

Von dem heil. Christophel. In der Fortsezung der Menagianen S. 285. Holl. Ausgabe heißt es: Unsre alten Gallier haben viel Verehrung gegen den Herkules gehabt, weil er groß und stark gewesen, und als sie Christen worden, bezeugt, daß es sie am meisten gekränkt, sein Bildniß nicht mehr zu sehen; man habe sie aber mit diesen Worten getröstet, daß die Christen einen Heiligen hätten, der Christoph hieß und an Grösse und Stärke sechs Herkules überträfe.

Christophori sancti faciem quicunque tuetur,
Illa nempe die mala morte non morietur.

„Der Mensch wird an dem Tage, woran er den heil. Christoph sieht, nicht sterben. Canzler Pfaff sagt in der theol. Untersuchung des Christophel-Gebets S. 5. also: abergläubisch ist es, den heil. Christoph anrufen, von dem man nicht einmal aus richtigen Gründen beweisen kann, daß er jemals in der Welt gewesen.

Wenn

* * *

Wenn man Fliegen aus einem Orte vertreiben will, daß keine mehr daselbst gespürt werde: so schneide ein Bildniß einer Fliege u. d. in ein kupfernes oder zinnernes Blech im Zeichen des Fisches, und sprich unter dem Schneiden: Das ist das Bild, welches alle Fliegen in Ewigkeit ausrottet! vergrabe es hernach mitten im Hause. So sagt Anton Mizaldus in dem Hundert denkw. Geheimn. S. 162. Ferner, um alle Raben in der Gegend an einen Ort zu versammlen, solle man das Bildniß eines Raben im Tuch ausschneiden, es vergraben, und sagen: Hier sollen sich alle Raben versammlen! Es geht ganz natürlich zu, daß sich einige Thiere z. B. Hunde, Haasen, Hirsche u. a. sich an dem Orte versammlen, wo gewisse Kräuter unter die Erde vergraben werden. S. D. Sprengeri Diss. de Sympathia. Tub. 1784. S. 9. Die gemeinen Weiber henken an den drey Seiten ihres Ackers lebendige Raupen auf, damit die übrigen an der vierten Seite davon fliehen sollen; Oder henken

ſie Raupen in Rauch. Auch der gegenwärtige Pabſt exorciſirt noch Raupen und Würmer. S. Schlözers Anzeigen 1782. S. 317. Schon Apollonius von Tyana, dieſer groſſe Windbeutel, der zu den Zeiten Nerons lebte, that den Antiochiern, die von Mücken und Scorpionen ſehr geplagt wurden, den treflichen Dienſt, daß er eine Mücke, und einen Scorpion aus Erz verfertigte, ſie vergrub, eine Säule darüber aufrichtete, und die Antiochier ausrufen ließ: vacet urbs culicibus! vacet urbs ſcorpiis! plözlich verſchwunden ſie auch. Dieſe Art von künſtlichen Amuleten beſchreibt Hübner in ſeiner akademiſchen Streitſchrift: Amuletorum Hiſtoria eorumque Cenſura. Halæ 1710. S. 13. Er führt folgendes an:

Apollonius hic Neronis qui fuit temporibus,
Ille Tyanæus ſapientiſſimus, qui præſciebat omnia,
Antiochiæ quidem facit, imo & Byzantii,
Ne ingrederentur culices aliaque hujusmodi.

Dr. Hyde gibt bey dem Worte Camos im 4. Buch Moſe Cap. 21. v. 29. für, es wäre ein Talis-

Talisman gewesen, der wie eine Fliege ausgesehen hätte, und welcher zu dem Ende, daß er dieses Geschmeisse vertreiben soll, wäre verfertiget worden. S. Englisches Bibelwerk über diese Stelle.

Die Keule Herkuls, die ehedem in einer Kapelle zu Rom aufbehalten worden, soll von derselben Fliegen und Hunde entfernt haben. Man müßte diese Keule nur unter die Zahl der Talismannen sezen, und mit derjenigen Fliege vergleichen, die, wie man sagt, über den Fleischbänken zu Toledo eingehauen ist, und allen Fliegen den Eingang verwehret. Den Talismännischen Figuren wurde darum eine solche Kraft zugeschrieben, weil man sie unter gewissen Sternstellungen verfertiget hatte, und dazu bestimmt waren, daß sie entweder zu Orakeln dienten, oder durch eine übernatürliche Kraft das Unglück abwenden sollten.

* * *

Wenn in einem Garten viele Raupen sind, und man sie daraus vertreiben will: so darf nur ein Weibsbild um die Länder im

Garten nackend herumgehen, so werden sie sich alle hinwegbegeben. Solches trug sich wirklich im Jahr 1778. irgendwo also zu. S. Schwäbisches Magazin auf bemeldtes Jahr IX. Stück. Es wimmelte nämlich in einem gewissen Gärtlen mit Raupen. Eine Nachbarin versprach der Besizerin desselben, die Raupen alle zu vertreiben; und morgens siehet man sie um alle Länder nackend herumgehen. Was sie gesagt, weiß man nicht. Kurz, die Raupen traben über eine Strasse hin gerade dem Hause zu, mit dessen Inwohner die Nachbarin einmal Verdruß gehabt haben soll. Er ärgerte sich bey nahe zu tod, und hätte dieses schändliche Weibsbild gerne auf die Galere des Spinnrocken und Stickramen verwiesen, als sie dieses Handwerk treiben zu lassen, wenn es von ihm abgehangen hätte.

Demokritus, einer von den gröstten Weltweisen des Alterthums, blühte zu Anfange der 70. Olympias, also lange vor Christo; nichtsdestoweniger gieng dieser Aberglaube auch damals schon im Schwang. Columella de Re Rustica

Libr.

Libr. XI. zu Ende, hat das Buch angezogen, welches Demokritus von den widrigen Leidenschaften verfertiget hatte. Dem monatlichen Geblüte werden bey dem Plinius noch andre Wunderkräfte zugeschrieben, ich will seine Sprache anführen: Canum rabiosorum morsus & tertianas quartanasque febres, menstruo in lana arietis nigri, argenteo brachiali incluso &c. Libr. 28. cap. 7. p. 588. sq. Die alten Aerzte haben vieles von der giftigen Eigenschaft der Weiberzeit geschrieben. Das Frauenzimmer sey zu der Zeit, da das monatliche Geblüt abgehet, ganz vergiftet; ja sie mache mit ihren Augen nicht allein einen Spiegel ganz trübe, sondern könne auch die Menschen, so sie anschaueten, bezaubern und vergiften, u. a. m. Heute zu Tage lacht man über dieses Vorgeben, vielmehr behauptet man, daß dieses Geblüt an sich rein, gut, und gesund sey, und daß, wenn Gott eine solche Person unrein erklärt hat, solches um der Gesundheit seines Volks willen geschehen sey. Ich habe eine besondre Abhandlung hier eingerückt, welche einen hin-

länglichen Aufschluß von dem — sich zu gewissen Zeiten ereignenden Raupenmarsch gibt.

* * *

Wenn man bey schwärmenden Bienen durch das Klopfen an ein Becken ein Getöse macht, und Staub in die Höhe unter sie wirft: so entfernen sie sich nicht vom Bienenstande. So bald den fliegenden Bienen Staub auf die Flügel fällt, so hindert sie solche Beschwerung am Flug, daß sie sich eher zurückziehen, und nicht weiter fliegen wollen: Das angestellte Getöse aber scheint hiebey unwirksam und Thorheit zu seyn; Gleichwol ist diese Meinung sehr alt. Schon Virgil gibt den Rath und sagt: Mache ein Geklirr, indem du auf ehernes Becken schlägst: so wird sich der Schwarm gleichbald in den Stock zurück ziehen.

Tinnitusque cie, & matris quate cymbala circum,
Ipsæ consident medicatis sedibus, ipsæ
Intima more suo sese in cunabula condent.

Georg. Libr. IV. v. 65. sqq.

Ich

Ich weiß nicht, warum Aelian den Bienen ein musikalisches Gehör zuschreibt. Er sagt, sie werden durch das Geklingel also eingenommen, als ob sie durch die lieblichste Musik der Sirenen zurückgehalten würden. Du solltest glauben, sie legten sich mit Fleiß auf die Musik. „Quum apes in fugam se erumpunt, & ab alveo aberrare cœperunt, tum apiarii crepitaculis sonoris concinne concrepant; eæ vero, tanquam Sirenibus retrahuntur, atque adeo in consueta domicilia revolant; ut non minus eas cantus ac Musices studiosas esse dicas, quam illas apud Platonem cicadas. Libr. V. c. 13. Varro sagt das Gegentheil: Sic apes resultantem vocum imaginem fugiunt. *De re rust.* L. III. c. 16. Columella drückt sich also aus: Crepitaculis æneis tenere fugientem juventutem apum „den wegziehenden Bienen-Schwärmen klingeln.“ Jedoch gedenket auch Virgil des Staubs, als eines wirksamen Mittels, sie zur Ruhe zu bringen. Er schreibt Libr. IV. Georg. v. 85.

Pulveris exigui jactu compressa quiescent. Ich erinnere mich nicht, gelesen zu haben, daß eine Mücke, Raupe oder irgend ein Insekt dieser Art auf einen gemachten Schall eine merkliche Veränderung an sich zu erkennen gegeben hätte; Vielmehr schreibt Lesser in seiner Insectotheologie p. 234. er habe eine starkgeladene Pistole vor einer Raupe etlichemal losgeschossen, die gleichwol keine Zeichen des Gehöres an den Tag gelegt, noch die geringste Bewegung gemacht hätte; mithin wird auch die Biene auf das Getöse nicht achten, wie die Erfahrung sattsam lehret.

* * *

Ein Knäblein, so im Zeichen des Löwen geboren ist, hat ein aufrichtig und beherzt Gemüt, ist gähzornig, rachgierig, und kommt bey grossen Herren gemeiniglich hoch ans Brett. — Dergleichen Faditäten liest man noch in manchen Kalendern, z. B. in demjenigen, der in der Reichsstadt Reutlingen herauskommt, unter dem Monat Julius. Die Menschen haben dem himmlischen Zeichen, darinnen sie geboren sind,

zu allen Zeiten die seltsamsten Wirkungen zugeschrieben. Dec. Magnus *Ausonius*, einer der vortreflichsten Poeten des vierten Jahrhunderts, versprach sich grosse Ehrenstellen, weil es seine Geburtsstunde zu glauben Anlaß gab. Er tröstet seinen Großvater, Arborius, mit diesem ihm, seinem Enkel, bevorstehenden Glücke, der den Tod seines Sohnes beweinte, also:

Dicebas sed te solatia longa fovere;
Quod mea præcipuus fata maneret honos.
Et modo conciliis animarum mixte piorum,
Fata tui certe nota nepotis habes.
Sentis quod quæstor, quod te præfectus, & idem
Consul, honorifico munere commemoro.
Auson. in parentat. cap. IX. p. 118.

Cardan, einer von den grossen Geistern seiner Zeit, schrieb so gar seine Impotenz dem bösen Einflusse des Gestirns zu, unter welchem er auf die Welt gekommen ist. Er sagt: Cum Jupiter esset in ascendente, & Venus totius figuræ domina, non fui oblæsus nisi in genitalibus, ut a XX. anno ad XXXI. non potuerim concum-

cumbere cum mulieribus, & ſæpius deflerem ſortem meam, cuique alteri propriam invidens. *Cardanus*, de vita propria c. II. p. 8. Es iſt anbey nicht zu läugnen, daß Leute gleiche Geburtstäge, gleiche Schickſale und gleiche Todestäge gehabt; jedoch macht eine Schwalbe keinen Sommer. Ich will Beyſpiele aus der alten und neuen Zeit anführen. Polyſtratus & Hippoclides, Philoſophi, eodem die nati, ejusdem Præceptoris Epicuri ſectam ſecuti, patrimonii etiam poſſidendi adeundæque ſcholæ communione conjuncti, eodemque momento temporis ultima ſenectute extincti. *Valer. Max.* Libr. 1. cap. 8. §. 17. In der Gegend Neuſtadt am Culm kamen zwey zweyjährige Kinder an Einem Tage, an entfernten Orten, jedes in einem Garten, in wenig Waſſer um, die in Einer Stunde geboren, und zugleich getauft worden waren. S. Nürnberg. gel. Zeitung 1777. S. 61. Sind aber wol alle die viele tauſend Perſonen, die zu Liſſabon 1755. und zu Meſſina 1783. durch Erdbeben umgekommen, in Einer Stunde,

und

und zwar unter dem Regimente des Planeten Merkurius geboren worden? Und sind die 1500. Spanier, welche bey der Zerstörung der schwimmenden Batterien vor Gibraltar im Meer ertrunken, alle im wäßrichten Zeichen des Fisches geboren worden?

Es ist kein Aberglaube so alt, als derjenige, der sich auf die Sternseherkunst gründet, welche wahrscheinlicher Weise ihren Ursprung in Chaldäa gehabt hat. Er bestund vornehmlich darinn, daß man die Natur eines Menschen und seine Handlungen aus dem Stande des Gestirns in seiner Geburtsstunde beurtheilte; allein selbst bey den Chaldäern verachteten die wahren Weisen und die wahren Sterndeuter diese betrügerische Kunst so wol, als auch diejenigen, welche ihr ergeben waren. Cicero redet davon, als von einer höchstseltsamen Ausschweifung, über welche alle gute und wahre Weltweisen lachten. De Divin. Libr. 2. Man darf sich also nicht wundern, wenn Gott diese Kunst auf eine so verächtliche Art durch den

Mund

Mund seiner Diener, und besonders des Jeremias X. 2. 3. geschändet hat.

* * *

Es redet jemand von mir; denn das Ohr klingelt mir. Wenn das rechte Ohr klingt: so vermuthet man eine gute Nachrede; wenn aber das linke: alsdenn eine böse u. s. w. Ich habe diesen unter alten Leuten gängbaren Aberglauben oben im sechsten Stück der dritten Sammlung des Grabs des Aberglaubens umständlich abgehandelt.

Plinius sagt schon davon, es sey bekannt, daß Abwesende durch das Klingen der Ohren merken sollen, wenn man von ihnen redet. Quin & absentes tinnitu aurium præsentire sermones de se receptum est. Libr. 28. cap. 5. Ed. Hard. In den Noten ist noch angeführt: Si auris sinistra tinniret, inimicum tum nostri meminisse; amicum, si dextera. Ich weiß nicht, ob ich im Ovid, oder wo ich sonst folgendes Distichon gelesen habe:

Garru-

Garrula, quid totis resonas mihi noctibus, auris!
Nescio, quem dicis nunc meminisse mei?

d. i. Was tönst du die ganze Nacht hindurch, du schwäziges Ohr! ich weiß nicht, wer deiner Sage nach meiner gedenken soll?

Es ist um das Klingen des Ohres etwas ungewöhnliches und durchdringendes; es währet nicht lange; entstehet plözlich und hört plözlich auf. Alles ungewöhnliche hat, besonders bey alten Mütterchen, die ohnehin diesem Zufall mehr unterworfen sind, als andre, seine Bedeutung. Weil sie sich nun zur Stunde wol befinden: suchen sie die Ursache des Klingens nicht in sich und in ihrem Kopfgehäuse, sondern ausser ihnen bey andern Menschen. Das Klingen macht einen widrigen Ton, so muß es auch was widriges, und zwar eine nachtheilige Nachrede von ihnen bey andern bedeuten. Da gleichwol das Klingen seinen Siz ändert, und bald in der Höle des rechten, bald des linken Ohres sich hören läßt: so hat man mit der Zeit dem klingenden Tone, das in dem rechten

rechten Ohr entstehet, eine gute, und dem in dem linken Ohr eine böse Bedeutung gegeben.

* * *

Noch immer glauben Leute, sie können sich fest machen, daß ihnen Schwerdt und Kugeln nicht schaden. Vor wenigen Jahren bramarbasirte ein Soldat vor andern, er sey fest, und könne die Kugel abweisen. Will sehen! sagte der andre. Jener läßt nicht nach, bis dieser seine Flinte mit einer Kugel geladen und wirklich nach ihm geschossen hatte; und — todt war er. Nachdem man seine Kleider durchsucht hatte, fand man einen papiernen Zettel eines Thalers groß darinn eingenähet, welcher aus Kreuzen und unbekannten Wörtern bestand. Die Passauer Kunst ist bekannt, welche der Henker zu Passau Anno 1611. ausfindig gemacht, und womit er tausend feige Memmen zu muthigen Kriegern umgeschaffen hat. Man will sich auch durch die Wurzel Doranikum, durch ein Nothhemde, Gemskugel, Wafensalbe u. d. fest machen. Constantin M. ließ die Nägel, womit Christus an das Kreuz geheftet wurde, in

seine

seine Sturmhaube und Pferdtzäume einschmieden, um die Gefahren von sich wegzuwenden. Ehedem ließ man auch ein Jerusalemisches Kreuz auf die Waffen aller derjenigen stechen, welche das Grab unsers Heylandes besuchen wollten.

Als Thetis gesehen, daß ihr Sohn, Achilles, sich nicht abhalten lasse, der Belagerung Troja beyzuwohnen: ließ sie den Vulkan ersuchen, für den Achilles Waffen zu machen, welche aller menschlichen Gewalt widerstünden. Vulkan that es. Zuvor schon hatte sie seinen Körper durch Eintauchung in den Fluß Styx unverlezlich gemacht, so, daß sie dem Fersen allein diesen Vortheil nicht verschaft hatte, weil sie ihren Sohn bey derselben gehalten.

Ovid bemerkt in seinen Verwandlungen Libr. XII. Fab. 6. daß bey dem Trojanischen Krieg Cygnus, ein Sohn des Neptuns, von keinem Pfeil hätte verwundet werden können.

—— —— Visum mirabile cunctis,
Quod juvenis corpus nullo penetrabile telo,
Invictumque ad vulnera erat, ferrumque terebat.

Die Griechen verwunderten sich darüber. Nestor erzählt ihnen eine ähnliche Geschichte. Cänis wurde von Neptun geschwächt; er verwandelte sie aber in eine Mannsperson, die von ungemeinen Leibeskräften, und dabey unverwundbar war. Dieser erschlug viele Centauren. Endlich weil kein ander Werkzeug wider ihn etwas ausrichten konnte: wurde ihm so viel Holz auf den Leib geworfen, daß er darunter ersticken mußte.

— — — ne saucius ullis
Vulneribus fieri, ferroque occumbere posset. &c.

Reyßler in *Antiquitatibus Selectis* Septentr. & Celticis p. 309. führt aus der Isländischen Edda einen Nordischen Helden, **Balder**, an, dem durch die Gunst der Göttin Frygga weder eiserne noch hölzerne Waffen etwas schaden konnten.

Auch schrieben, nach eben demselben, die Nordischen Völker **einem Besprengen mit Wasser die Kraft zu, fest zu machen.** Sie sagen, wenn man einen jungen Knaben mit Wasser besprenge, so werde er nicht unter den Waffen sterben.

Si

Si tenerum puerum aqua adſpergam,
Non in armis occumbet,
Quamvis in aciem veniat,
Non cadet vir ille ferro.

Tacitus de mor. Germ. de Æſtiis ita: Matrem Deum venerantur; inſigne ſuperſtitionis formas aprorum geſtant. Id pro armis omniumque tutela ſecurum Deæ cultorem etiam inter hoſtes præſtat. d. i. „ſie verehren die Mutter der Götter, und führen in ihrem Fahnen das Bild eines wilden Schweines, wodurch ſie auch unter den Feinden ſich ſicher glauben.

Noch geht mir eine Stelle bey, da Ajax nur an einem einzigen Ort, ſonſt aber an dem ganzen Leib nicht verwundet werden konnte. Als Herkules ſah, daß Telamon betrübt war, weil er keine Kinder hatte: bat er den Jupiter, daß er demſelben einen Sohn geben möchte, der eben eine ſo harte Haut, und eben ſo viel Muth, als der Nemäiſche Löwe hätte. Sein Gebet wurde erhört. Nach der Geburt des Ajax beſuchte er den Tela-

mon wieder. Er ließ sich das Kind ganz nackend geben, und verhüllte es in die Haut des Nemäischen Löwens; und daher bekam der ganze Leib des Ajax eine solche Beschaffenheit, daß er nicht verwundet werden konnte, als nur an demjenigen Theile, welcher sich unter dem Loche, das in der Haut war, befand, wo Herkules seinen Köcher trug; Scholiast. Homeri in Iliad. L. XXIII. welches Ovid so erklärt, daß er nur auf der Brust habe verwundet werden können:

Dixit, & in pectus tum denique vulnera passum,
Qua patuit, ferro letalem condidit ensem.

Metam. L. XIII. v. 391.

Die Kriegsleute des Ziska bekamen nach und nach bey ihren vielen Strapazen, und da sie ohne Gezelte unter freyem Himmel vielfältig sich aufhielten, und Wind und Regen ausgesezt waren, einen solch abgehärteten Leib und so dicke Haut, daß Säbel und kleine Kugeln wenige Wirkung auf ihren Leib hatten, und man sie daher für fest hielte. Dieses mag auch die Ursache seyn, warum die Alten den Achilles und den Ajax für fest ausgaben,

gaben, weil sie ihre Körper zu den allerbeschwerlichsten Leibesübungen von Jugend auf gewöhnten. ——

Einst glaubten die rebellirenden Russen, der heil. Nikolaus habe sie fest gemacht. Während der Abwesenheit Peters I. wollte sich die Prinzessin Sophie auf den Russischen Thron schwingen, und schon glaubte sie sich mit Majestäts-Glanze umgeben. Das Volk, welches nur den nahen Purpur anstaunt, wurde leicht zum Wanken gebracht, besonders da auch die Popen die Losung zur Empörung gaben; denn was vermag der tückische Priester nicht bey einem blinden Volke!

Gordon, einer der Generale, näherte sich den Rebellen, und that alles, um sie zum Gehorsam zurückzuführen. Seine Bemühungen waren nicht ganz umsonst, nur baten sie sich bis den folgenden Morgen Bedenkzeit aus. Mit dem Anbruch des Tages sah er die Rebellen unter den Waffen, und ihre Kanonen gegen die Czaarische Armee gerichtet. Gordon lauft unter sie, bittet, flehet, drohet; allein statt der Stimme des Wider-

rufs höret er die tollkühnste Rede, daß sie ihn auf der Stlle niederhauen wollten, woferne er sich nicht plözlich entfernen würde. Er geht ab; doch umwölkte sich seine Stirne noch nicht, sondern er behält die heitere Mine eines gütigen Vaters. Gordon und General Schein thun ihr Aeusserstes, um die Unglücklichen vom Pfade des Verderbens wegzuzaubern, sie ersinnen ein Stratagem, indem sie zehn Kanonen nur mit Pulver laden, und dieselben, ohne Kugeln, auf sie losbrennen liessen, eben da die Rebellen in dem glühendsten Gebete zur glücklichen Ausführung ihres halsbrechenden Vorhabens begriffen waren. Diese Blindschüsse hatten eine widrige Wirkung. Auf dieselben griefen sie schnell zu den Waffen, und versammelten sich bey ihren Fahnen; inzwischen bemerkten sie, daß nicht ein einiger durch die zehn Kanonen-Schüsse weder getödtet noch verwundet worden wäre. Muth! Brüder, riefen die Popen, welche sich diesen Zufall zu nuze machten; ihr sehet, daß ihr nicht verwundet werden könnet. Der heilige Nikolaus hilft euch, und weißt die

Kugeln

Kugeln von euch weg. Zu rühmlich ist euer Vorhaben, als daß ihr dabey Schaden leiden könntet; und diese Rede begleiteten sie mit einer Menge von Zeichen des Kreuzes.

Muthig, als ob sie schon den Lorbeer in Händen hätten, liefen sie gegen die Czaarische Armee an, und gaben auf sie die erste Ladung. Izt läßt Gordon die Kanonen auf sie lösen, und die ganze Armee Feuer geben, wodurch sie Schaarenweise niedergeworfen werden. Wie vom Blize gerührt fallen sie hin; Allenthalben zeigt sich das Gepräge der Verzweiflung auf ihren Stirnen, sie fliehen, Schrecken rauscht hinter ihnen her, sie sehen sich an dem Rande eines fürchterlich tiefen Schlundes, und verwünschen ihren treulosen Anführer. Zu spät merken sie, daß sie verwundet werden können. — Das Morden auf dem Schlachtfelde und auf der Richtstatt ließ nicht eher nach, bis 12000. Menschen die Rache der beleidigten Majestät gefühlt hatten. S. Reflexions d'un militaire sur l'utilité de la Religion pour la conduite des Armées. à Londres. 1759. p. 13.

* * *

Eisenkraut öfnet verschlossene Thüren. Plinius nennet es das Mohrenkraut und verwirft die von ihm gerühmte mannigfaltige Kraft. Es soll zu seiner Zeit im Ruf gewesen seyn, daß nicht nur alles verschlossene, was man mit diesem Kraut berührt hat, gebfnet, sondern auch Flüsse und Seen, wenn man es hineingeworfen, davon ausgetrocknet worden seyen. Wäre es von solcher Wirkung, sezt er spottend hinzu, warum hat nicht Scipio die Thoren der Stadt Karthago damit aufgesprengt? und warum werden nicht die Pontinischen Sümpfe mit diesem Kraut trocken gemacht? Æthiopide herba amnes ac stagna siccari conjectu, clausa omnia tactu aperiri. — Non satius fuit, Æmilianum Scipionem Carthaginis portas herba patefacere, quam machrinis claustra per tot annos quatere? Siccentur hodie Ætiopide Pontinæ paludes tantumque agri suburbanæ reddatur Italiæ. — Libr. XXVI. C. 4. Die Griechen nennen dieses kraftvolle Kraut Hierabotane oder Peristereon, die Römer aber auch

Ver-

Verbenaca. Es ward für ein heiliges Kraut gehalten, und bey Opfern und andern gottesdienstlichen Handlungen gebraucht, wie aus Terenz, Virgil, und Horaz bekannt ist. Man müsse es sammlen, wenn der Hundsstern sich sehen lasse, so daß Mond und Sonne einen nicht bescheinen, auch solches mit der linken Hand aus der Erde vermittelst eines eisernen Instruments herausgraben. In dem Forst-Magazin B. XI. wird noch eine andre Wirkung von dem Eisenkraut angeführt, welche der tumme Pöbel ihm zuschreibt, es verwahre dieses Kraut die Haut dergestalt, daß sie auch kein glüendes Eisen versehren könne.

* * *

Wer glücklich über Land reisen will, soll, ehe er zu Pferdt sizet, erst vors Pferdt treten, und mit dem Fusse drey Kreuze gegen das Pferdt machen. S. Rocken-Philos. Th. VI. Cap. 97. Die Christen schreiben den drey Kreuzen, die sie machen, ehe sie verreisen wollen, eben die magische Kraft zu, die ehedem Julius Cäsar seiner dreymal wiederholten Gebetsformel

zuſchrieb. Er hat ein Gebet gehabt, welches er dreymal wiederholt, wenn er ſich in ſeinen Wagen geſezt gehabt, und dieſes hat er gethan, um ſich eine glückliche Reiſe zu verſchaffen, auch dieſe Andacht nicht eher zu gebrauchen angefangen, als ſeit dem er einmal mit ſeinem Wagen beynahe umgeworfen worden. Cæſarem Dictatorem poſt unum ancipitem vehiculi caſum, ferunt ſemper, ut primum conſediſſet, id quod plerosque nunc facere ſcimus, carmine ter repetito ſecuritatem itinerum aucupari ſolitum. Plin. Tom. III. L. 28. c. 2. Ed. Elziv.

* * *

Wenn das Licht zu Abend Roſen brennet: ſo bekommt man des andern Tages ein Glück oder den Beſuch eines Gaſtes. Rocken-Philoſ. B. 3. C. 71. Ein Saz, welcher in einem Lichtkarze ausgedacht worden iſt. Die Roſe heißt man die an der Spize des Lichttochtes entſtandene runden Kohlen. Sonſt glaubt man auch, daß, wann ſich ein vielfältiger Bogen um das Licht ſammlet, ſolches den Beſuch eines Gaſtes an-

andeute; das gewisseste ist, daß eine feuchte Luft sich zeiget. Virgil sagt in Georg. L. 1. die Mädchen wüßten, daß eine Veränderung des Wetters bevorstehe, wenn das Oel sprize, und sich Schwämme am Licht ansezen.

Nec nocturna quidem carpentes pensa puellæ
Nescivere hyemen, testa cum ardente viderent
Scintillare oleum, & putres concrescere fungos.

Reisende sind bey entstandenem Regen genöthiget, ein Gastfreyes Hauß zu suchen.

* * *

Die Nekromantie ist ebenfalls aus der heidnischen Pfüze entsprungen, und obgleich sie Gott ein Greuel ist: so geht sie doch noch unter den Christen im Schwang. Zur Zeit als viele an dem Uebel der Lotterie sucht krank lagen, und um den Gewinn einer Ambe oder Terne seufzten: kroch ein Vater zu dem Grabe seines ohnelängst verstorbenen Kindes, und bat unter Thränen um die Kundmachung derjenigen Zahl, welche ihn glücklich machen sollte; Allein er bat vergebens.

Es

Es gab dreyerley Arten von Wahrsagung, die ich hier zusammen nehmen will, um mich in der Folge nicht dabey aufhalten zu dörfen. Bisweilen nahm man sie von leblosen Geschöpfen her, als z. E. entweder von der Luft, und die nennete man Aeromantie; oder von dem Wasser, und diese hieß Hydromantie; oder von dem Feuer, diese führte den Namen der Pyromantie, oder von einem Stab, Rabdomantie u. d. Die andre Art der Weissagung bestund in gewissen Beobachtungen der Thiere, indem man bald auf den Flug der Vögel Achtung gab, hieß Auspicium; bald aus ihrem Geschrey wahrsagte: Augurium; bald ihre Eingeweide betrachtete: Ornimantie; und bald auch das Eingeweide der Opferthiere besah: Haruspicium. Endlich bestund die dritte Art der Weissagung darinnen, indem man bald todte Personen um Rath fragte: Nekromantie; bald aus der Besehung des Eingeweides der Kinder u. s. w. Jene alte Gewohnheit, die Todten zu fragen, ist aus der allzugrossen Liebe und Ehrfurcht der Kinder gegen ihre Eltern, und der Unter-

terthanen gegen ihre gutgesinnte Regenten entstanden, die sie auch noch nach dem Tode um Rath fragen wollten.

Bey der oben bereits vorgekommenen Abhandlung von der Nekromantie habe ich die Art und Weise gezeigt, wie sie dabey zu Werke gegangen. Es fällt mir so eben ein Vers aus dem Horaz ein Libr. 1. Sat. 8. der hieher gehört:

Cruor in fossam confusus, ut inde
Manes elicerent, animas responsa daturas.

Man trug ein Schwerdt in der Hand, womit man um sich schlug, daß die Geister nicht zu nahe kämen. S. Æneid. L. VI.

— — vaginaque eripe ferrum.

Auch hat die Circe dem Ulysses befolen, mit dem Schwert die Manes abzuhalten. Odyss. X. welches er nach Odyss. XI. gethan hat. In der Æneid. L. IV. und VI. trift man die umständliche Nachrichten von der Nekromantie pathetisch beschrieben an, wohin ich verweise. Auch sagt Tibull El. 2.

Hæc

Hæc cantu finditque ſolum, manesque ſepulchris
Elicit. ——

Ich will nur ein Beyſpiel hievon anführen: Philoſtratus in dem Leben des Apollonius ſagt, daß der Geiſt des Achillis, welchen dieſer Philoſoph beſchworen hatte, in einer unausſprechlichen Schönheit erſchienen ſey. Libr. IV. c. 4.

* * *

Wer des Freytags die Nägel von den Fingern ſchneidet, hat Glück. Rocken-Philoſ. B. III. Cap. 68. Warum diß am Freytage geſchehen ſoll, kann ich ganz nicht errathen; es wäre denn, daß man deſto weniger am Sonntage, woran man unter die Leute kommt, zulang gewachſene Nägel an den Fingern hätte.

Bey den Römern hielte man es hierinn anders: Sie glaubten, es wäre nüzlich, wenn man die Nägel ſtill und vom Zeigefinger an am Römiſchen Markte abſchnitte: Ungues reſecari nundinis Romanis tacenti atque a digito indice multorum pecuniæ religioſum eſt. *Plin.* Tom. III. Libr. 28. c. 2. Ed. Elz.

Wenn

* * *

Wenn ein Sternschneuzen geschieht: stirbt bald jemand. Man glaubte, daß bey der Geburt eines Menschen ein neuer Stern an den Himmel gesezt werde; je nachdem er leuchte, sey das Schicksal des Menschen beschaffen. Er werde reich, wenn der Stern schön glänze; arm, wenn er nicht viel glänze; er sterbe, wenn sein Stern vom Himmel falle. Plinius hat diese Meinung schon verworfen L. II. c. 6. Sidera - nec cum suo quæque homine orta moriuntur, nec aliquem extingui decidua significant. Wenn die Ephoren unter den Griechen ein Sternschneuzen sahen: urtheilten sie, ihre Könige hätten wider Gott gesündiget, und sezten sie von ihrer Würde ab. Sie betrachteten aber den Himmel nur alle neun Jahre. Plut. in Agide p. 800. Lysander, welcher sich rühmte, dieses Luftzeichen gesehen zu haben, stellte den Proceß wider den König Leonidas an, und führte Zeugen auf, welche aussagten, daß Leonidas zwey Kinder mit einer Asiaterin gezeugt hätte. — Seltsame Einrichtung!

tung! daß das Glück und Unglück eines Königes von einem Sternschneuzen abhangen kann. Virgil hält es nur für eine Bedeutung eines bevorstehenden Windes:

Sæpe etiam ſtellas, vento impendente, videbis
Præcipites cœlo labi, noctisque per umbras
Flammarum longos à tergo albeſcere tractus.

Georg. L. 1.

Und Seneca spottet auch hierüber L. 1. cap. 1. Stultiſſimum eſt, exiſtimare, aut ſtellas decidere, aut tranſilire, aut aliquid illis auferri & abradi; nam ſi hoc fuiſſet, jam defuiſſent. &c.

* * *

Wenn Marienbilder weinen müſſen, ſoll ein Unglück bevor ſeyn. Auch Virgil ſagt ſchon, daß, weil nach dem gewaltſamen Tode Cäſars, die elfenbeinerne und metallene Statuen in den Tempeln geweint und geſchwizt hätten, ſolches Rom ein Unglück bedeute:

Et mœſtum illacrymat templis ebur æraque ſudant.

Georg. L. 1.

Die

* * *

Die Erscheinung eines Kometen sezt auch noch unwissende Christen in Furcht und Schrecken, obgleich Gott Jer. X, 2. gesagt hat: ihr sollt euch nicht fürchten vor den Zeichen des Himmels, wie die Heiden sich fürchten. A. 1773. verkündigte der berühmte Astronom de la Lande einen Kometen, der der Erde nahe kommen könne, und ganz Paris gerieth darüber in die gröste Angst. S. Neue Mannigfaltigkeiten. 1775. S. 225. Hr. Prof. Eberhardt mußte ebenfalls sein Ansehen anwenden, um den Geist seiner Landsleute von der Hefen einer falschen Vorstellung zu reinigen, und sie von der wahren Beschaffenheit der Kometen zu belehren.

Die heidnischen Schriftsteller lärmen allenthalben von der üblen Bedeutung dieses Schwanzsterns:

Ab ultima antiquitatis memoria notatum est, Cometas semper calamitatum prænuncios fuisse. *Cicero.*

Regnorum Eversor rubuit letale Cometes.

Lucanus.

Nunquam cœli ſpectatum impune Cometam.

Claudianus.

Ovid ſagt, die Seele des Cäſars ſey in einen Kometen übergegangen, und drohe Unglück:

Luna volat altius illa
Flammiferumque trahens ſpatioſo limite crinem
Stella micat.

Man ſehe die Abhandlung von den Kometen im erſten Theile.

* * *

Die Träume ſtehen noch immer bey den alten Weibern in groſſem Anſehen. Es gab eine Menge Ausleger derſelben unter den Heiden, die ich nicht anführen mag. Oben habe ich weitläuftig von dem Werth der Träume geredt. Mir gefällt wol, was Diogenes hievon geſagt: was ihr wachend thut, das bekümmert euch nicht; was ihr aber ſchlafend träumet, das unterſuchet ihr ſorgfältig. Laërt. L. 6. Cicero behauptet wider den Kratippus, daß, wenn unſre Seele durch Träume oder durch Entzückungen wahr-

Digitized by Google

wahrsage, solches ein bloßer Glücksfall sey. Animi si quando vel vaticinando vel somniando vera viderunt, usi sunt fortuna ac casu. De Divin. L. II. C. 48. Ich wollte manchem ansehen, daß er seiner Meinung nach wieder einen schädlichen Traum gehabt habe; er geht schwerfällig einher, als ob seine Seele lauter Erde wäre. Weg von dieser Scene! Mehr Vorsicht wäre nöthig, um die Traum-Bücher und Traum-Deuter wegzuschaffen.

* * *

Eine Fastenbraut, d. i. eine solche, die in der Fastenzeit Hochzeit macht, ist unglücklich. Schuz vom Abergl. S. 362. Die Heiden hatten auch gewisse Zeiten, wovon sie glaubten, daß, wer daran Hochzeit mache, kein Glück habe, z. E. den Monat May hielten sie für unglücklich hiezu, weil um diese Zeit die Gespenster spucken, und die um solche Zeit getroffene Ehen von kurzer Dauer wären. Zu Rom wurden die Lemuralia in diesem Monat gefeyrt, um die Lemures oder Poltergeister zu versöhnen. Derjenige, der solches

thun wollte, stund zu Mitternacht auf, gieng barfuß, wusch sich, nahm etliche schwarze Bohnen, die er zuvor im Munde herumgeworfen, und indem er sie rückwerts hinwegwarf, sagte, daß er damit sich und die Seinigen löse; schlug sodenn an ein Becken, und bat die Lemures aus seinem Hause zu gehen. Ovid Fast. V. v. 484-490.

Fana tamen veteres illis clausere diebus,
Ut nunc ferali tempore aperta vides.
Nec viduæ tædis eadem, nec virginis apta
Tempora, quæ nupsit non diuturna fuit.
Hac quoque de causa, si te proverbia tangunt,
Mense malum Maio nubere, vulgus ait.

d. i. „An diesen Tagen verschlossen unsre Veráltern die Tempel, so wie sie izt bey besonders ohnglücklichen Zeiten verschlossen sind. Weder Wittwen noch Mäd'gen ist diese Zeit zum Heurathen günstig. Ehen in derselben geschlossen dauren nicht lange. Deßwegen — wenn du anders alten Sagen glaubst, — sagt der Pöbel: Weiber, welche im Maimonat in die Ehe getretten, sind ohnglücklich."

Auch izt noch nicht wird in Venedig im Maymonat eine Hochzeit gehalten.

Die

Die Hochzeiten der Jungfern in Rom durften nicht an einem Festtage, und die Hochzeiten der Wittwen nicht an einem Werkeltage gefeyrt werden. Nach dem Varro ist der Grund dieser Gewonheit gewesen, weil man an Festtagen nichts gezwungen und betrübt thun sollen: Festo die nihil cum coactione & molestia agendum. Virgines nubere tristes, mulieres autem cum lætitia. *Plut.* in Quæst. Roman. p. 289. A. Sein Sinn ist ohne Zweifel, daß, da die Festtage zu öffentlichen Ergözlichkeiten bestimmt wären, die Freude sich unter diesen Gepränge auf allen Gesichtern zeigen solle. Weil aber die Gesezze des Wohlstandes die Jungfern verbänden, an ihrem Hochzeittage eine stille und traurige Mine blicken zu lassen, (denn vermuthlich ist dieses der Gebrauch in Rom gewesen, wie er es noch izt in vielen Ländern ist,) die Wittwen aber dieser Verstellung nicht nöthig hätten: so hat man die Jungfern an keinem Festtage verheurathet u. s. w.

* * *

Die Bildnisse gewisser Heiligen, bey sich getragen, sind für alle Schäden gut. Als ich in Cölln war, bekam ich ein Zettelchen auf rothem Papier, worauf neben den Bildnissen der drey Könige folgendes zu lesen ist: „Heilige drey Könige Caspar, Melchior, Balthasar, bittet für uns jezt und in der Stunde unseres Todes. Diß an die Häupter und Reliquien der HH. drey Königen in Cöllen angestrichenes Brieflein ist gut für alle Reißgefahren, Hauptweh, fallende Krankheit, Fieber, Zauberey und jähen Todt, durch einen vesten Glauben." Möchte man doch einmal der Klerisey sichere Tafelgelder anweisen, daß sie sich nicht genöthiget zu seyn glaubte, ihren Kunden ferner aufzubinden, und durch die fürchterliche Zauberey des Aberglaubens zu regieren! Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Leichname der drey Könige nicht in Cölln begraben liegen; und gesezt auch, die Häupter dieser vermeinten Könige wären in Cölln zugegen: so möchte ich wol die Schleussen entdecken, wodurch ihnen

so

so kraftvolle Feuchtigkeiten zugeführt würden, daß sofort auch die Zettelchen mit solcher Kraft angeschwängert werden könnten.

Zu Rankweil in Oberschwaben kann man sich der Sage nach leicht vom Kopfweh losmachen, wenn man sich das Haupt des heil. Johannes auflegt, und sieben Vaterunser andächtig dazu betet. Dieses geistliche Mittel hat den Vorzug vor dem in Feldkirch, daß der Glaubige diesen feindlichen Gast auch von seinen Freunden wegbeten kann. S. der Freymüthige. 1783 S. 350. Einmal der heil. Johannes muß wenigstens ein Duzend Köpfe gehabt haben! dem Abt Marolles zeigte man zu Amiens das Haupt des heil. Johannes. Als ers küßte, sprach er: dies ist schon das Sechste, welches ich zu küssen die Ehre habe! durch solche Erdichtungen sezt man sich bey vernünftigen Leuten, von welcher Religion sie seyen, selbst zur Zielscheibe eines beissenden Spotts. Welche Reliquien sich nicht im Feur bewähren, die überlasse man dem Feur.

Die Heiden haben sich ehedem auch glücklich geglaubt, wenn sie das Bildniß Alexanders des Grossen bey sich trugen. Die Männer hatten es in Gold und Silber, und die Weiber in Ringen und auf ihren Bändern. Der Kaiser Augustus druckte des Alexanders Bildniß auf seine Briefe auf. Ich führe dies in keiner andern Absicht hier an, als es Pol. *Vergilius* de rerum Invent. L. II. c. 23. angeführt hat: Juvari in omni actu suo, qui Alexandrum sculptum aut auro aut argento gestaret.

* * *

Man beschuldiget nur alte **Weiber** der Hexerey, und eines Bündnisses mit dem Teufel; die Hexenmeister aber können so wol junge als alte Männer seyn. Junge Kerl und junge Weiber führen doch eher die Fahne der Frechheit, und sind thätiger, Schlingen zu legen, als ein keuchendes altes Weib; und auf dem Blocksberg ist immer nur eine Ebbe und Fluth von alten triefäugigen Weibern, da doch wol die alten Knochen

chen zu einem solchen Ritt untauglicher sind, als die jungen.

Vielleicht ist die Ursache in dem graueſten Alterthum zu suchen; denn vor mehr als dreytausend Jahren soll in Griechenland ein altes Zauberweib, Namens Circe, gelebt haben, welche für die Mutter aller Hexen gehalten wird. Weil sie nun eine alte Frau war: so müssen es daher wol lauter alte Weiber seyn, die vom christlichheidnischen Aberglauben zur Hexerey eingeweihet worden sind.

* * *

Korallen, den kleinen Kindern angehängt, verwahren sie für Zauberey. Jedermann glaubte in den vorigen Zeiten, daß diese Seegeschöpfe, die Korallen, wahre Pflanzen wären; aber nun hat man wichtige Gründe, sie in das Thierreich zu verſezen, da man gefunden, daß dasjenige, was man für eine Blume gehalten, ein wirkliches Thier ist. Alte Leute lieſſen ehedem ihre Schilde, Spieſſe und Sturmhauben mit den Korallen beſezen, um sich im Krieg sicher zu

ſtellen. Aruſpices religioſum coralli geſtamen amoliendis periculis arbitrantur; & ſurculi infantiæ alligati tutelam (adverſus veneficia) habere creduntur. Plin. L. 32. c. 11. Ed. Hard. Harduin führt in der Note den Solinus an c. 2. de curalii ramulis:

Illius, ut dixit Zoroaſtres, mira poteſtas.
Et ſicut ſcribit Metrodorus maximus Autor,
Fulmina, typhonas, tempeſtatesque repellit
A rate vel teſto ——
Umbras dæmonicas ac theſſala monſtra repellit,
Collo ſuſpenſus pellit de ventre dolorem.

Wenn die Korallen ſo gar die theſſaliſche Zauberey abtreiben: ſo reimt es ſich nicht mit dem, was Horaz L. 1. Od. 27. ſagt:

Quæ ſaga, quis te ſolvere theſſalis
Magus venenis, quis poterit Deus?

* * *

Alte rothäugige Weiber haben es in den Augen, daß ſie durch vergiftende Blicke, Krankheiten und andre Uebel ſchaffen und in den

den Leib hinein hexen können. S. Hahnzogs Pred. wider den Aberglauben 1784. S. 296. Im ganzen Orient stehen die Perser, Türcken, Griechen und Araber in dem Wahn, daß es gewisse Leute gäbe, welche durch ihren Blick alles vergiften könnten, was sie mit Augen sähen.

Der Grund hievon ist darinn zu suchen, daß man ehedem glaubte, das Sehen geschehe durch gewisse Stralen, die aus dem Auge ausgehen, mit welchen Stralen zugleich verschiedene mißgünstige Geister oder Ausdünstungen aus den Augen dringen, wodurch der angesehene Körper angesteckt und vergiftet werde. Dieses hat auch zu demjenigen Aberglauben Anlaß gegeben, daß Eheleute während der Trauung vor dem Altar recht nahe zusammen stehen sollen, daß man nicht zwischen ihnen hindurch sehen, noch sich daher mißgünstige Geister zwischen ihnen anhängen, und die Eheleute voneinander abgeneigt machen könnten.

Was aber das für eine Art von Hexerey gewesen seyn mag, welche die Spanier bey jenem König-

Königlichen Geschenke befürchteten, weiß ich izt nicht genau zu bestimmen. Die verwittibte Königin in Spanien, so von der Oestreichischen Parthie war, hatte dem neuen Könige Philipp V. eine Berline mit dazu gehörigem Geschirr und Maulthieren zum Geschenk geschickt. Die Spanier erstaunten, daß er ein solches Geschenk, das behext seyn könne, annähme. Der Graf von Benavente, so die Aufsicht über die königliche Equipage hatte, weinte bittere Thränen, und wenn er gedürft hätte, würde er Wagen, Maulthiere und Geschirr haben exorciſiren lassen. S. von Moser über Regenten, Regierung und Ministers. Frankf. 1784. S. 96.

Zu Virgils Zeiten war man mit dem thörichten Glauben angesteckt, als ob der Gesundheit schädliche Geister oder Ausdünstungen aus dem Auge eines Zauberers ausgehen könnten. Menalkas sagt: meine Schafe sind so sehr mager. Ich weiß nicht, was für ein Blick meine zarten Schafe bezaubert hat.

Vix

Vix ossibus hærent,
Nescio quis teneros oculus mihi fascinat agnos.
Eclog. III. in fin.

Und Ovid Met. L. VII. Fab. X.

Quorum oculos ipso vitiantes omnia visu.

Die neuern Physiker sagen mit Recht das Gegentheil, daß Körper die Lichtstralen zurückwerfen, die den Sehnerven in unserm Auge berühren, und dadurch diejenigen Empfindungen in uns hervorbringen können, die wir das Sehen nennen. Wenn so viele Geister allezeit beym Ansehen aus dem Auge herausgehen, und mit dem angesehenen Körper sich vereinigen sollten: so müsten die Leibeskräfte durch das Sehen nothwendig gar sehr geschwächt werden.

* * *

Die Begräbnisse der Todten in den Kirchen oder in einer geweiheten Erde sind mit Aberglauben verbunden. Die Erde ist überall des Herrn. In Venedig werden die Leichname zuerst in das Gewölbe, das unter einer jeden Kirche

che ist, gelegt, bald aber wieder von da heraus und anderwärts hin gebracht, welches einen garstigen Anblick macht. In Paris läßt man den Akatholischen noch keine anständige Begräbnisse zu. Joseph II. denkt billiger. Der Begräbniß-Ort zu Herrenhut hat mir doch immer recht wol gefallen; er stellt den schönsten Garten für.

Die Heiden fragten nicht darnach, ob sie in einem ihrer Tempel oder in einer heilig gehaltenen Erde begraben würden; aber auf die Begräbniß unter die Erde drangen sie, und dichteten, Charon nehme keinen Schatten in seinen Kahn auf, dessen Körper nicht gehörig beerdiget worden war. Miltiades wurde nicht eher begraben, als bis sein Sohn, Cimon, in die Ketten gieng. Quippe patrem ob crimen peculatus in carcerem conjectum, ibique defunctum, translatis in se vinculis, ad sepulturam redemit. *Justin.* L. II. c. 15. *Seneca* Contr. 29. Die Mutter des grossen Alexanders, Olympias, als sie hörte, daß ihr Sohn unbegraben liege, sagte: Mein Sohn! du rangest nach dem Himmel, und kannst izt nicht

einmal

einmal in die Erde kommen und ein Begräbniß erlangen, welches doch allen Sterblichen zu theil wird! Alexander rang in seinem Leben nach göttlicher Ehre —. Livius Dec. I. Libr. 8. Als man den Philosoph Diogenes fragte: wie er begraben seyn wollte, verordnete er: man sollte ihn unbegraben hinwerfen: Aber erwiederte man: er würde von den wilden Thieren und Vögeln gefressen werden! Gut, sagt er, so gebt mir einen Stecken in die Hand, daß ich sie wegscheiche. Er spottete auch der Begräbniß. Cic. L. 1. Tusc. quæst.

Die ersten Christen sezten ihren Todten Kronen von Amarant-Blumen auf. Diese Gewohnheit war schon bey den Heiden. Hadrian fragte den Epiktet: warum die Todten gekrönt würden? Er antwortete: sie bezeugten damit, daß sie ihren Lauf vollendet hätten. Die Christen machten es sofort als etwas anständiges auch nach. D. Abicht de Ritibus sepulchralibus fidem Christ. indicantibus p. 15. auch sezten sie ihnen Leichensteine und Kreuze, damit die Gräber unverlezt

blieben.

Digitized by Google

blieben. p. 27. Ueberdiß beſtreuten ſie die Gräber mit Kränzen und Blumen, wie ſolches diejenigen, welche von Kränzen und ſonderlich den Coronis feralibus, gehandelt haben, bemerkten. Ein Lied des Prudentius in exequiis defunct. verdient hier eine Stelle:

Nos tecta fovebimus oſſa
Violis & fronde frequenti
Titulumque & frigida ſaxa
Liquido ſpargemus odore.

Es iſt dieſe Bekrung der Grabmäler, welche bey ſo vielen Völkern üblich geweſen, ein guter Beweiß, daß die Uebergabe der Lehre, von der Auferſtehung der Leiber, durch die Altväter weit herumgekommen ſeyn müſſe.

* * *

Wenn man Raupen aus einem Garten vertreiben will, muß ein Weibsbild mit bloſſen Füſſen um die Länder im Garten herumgehen, u. ſ. w. Manche andre Zauberſtücke müſſen mit bloſſen Füſſen geſchehen.

Auch

Auch bey den Heiden entblößte ein Zauberer bald einen, bald beyde Füsse, wann er zaubern wollte. Metam. L. VII. fab. 2. heißt es, die Medea habe sich aufgeschürzt, einen Fuß entblößt ——

Egreditur tectis vestes induta recinctas
Nuda pedem, nudis humeris infusa capillos.

Bey Virg Æneid. I. IV. v. 518.

Unum exuta pedem vinclis ——

Man sehe auch Sen. Medea act. 4. und Plin. L. 12. c. 18. Auch bey den Lemuralien mußte derjenige an Füssen bloß seyn, der die Lemures vertreiben wollte. Wer die Geschichte der mancherley Nudipedalien lesen will, trift sie in der Prof. Walchischen akademischen Schrift: De religiosa Veterum Anypodesia 1756. als in einer Nuß an.

* * *

Bey Gebährenden soll man weder mit in einander geschlagenen Händen, noch mit übereinander gelegten Füssen sizen. Ein

Spruch, der in den Ohren der alten Wehemüttern ein Silberton iſt! Plinius L. 28. c. 17. Ed. Hard. führt an: Adſidere gravidis, vel cum remedium adhibeatur, digitis pectinatim inter ſe implexis, veneficium eſt; idque compertum tradunt Alcmene Herculem pariente. Pejus, ſi circa unum ambove genua. Item poplites alternis genibus imponi. Ideo hæc in conciliis ducum poteſtatumve fieri vetuere majores, velut omnem actum impedientia. Vetuere & Sacris votisve ſimili modo intereſſe. Der angeführte Spruch war alſo nicht nur in dem Umfang des Kreißſtuhles im Werth, ſondern er war auch die Loſung bey den glänzendſten Verſammlungen und feyerlichſten Handlungen. „Wenn man bey ſchwangern Weibern, oder wenn man jemand Arzney eingibt, mit ineinander geſchlagenen Fingern, wie ein Kamm, ſizt, ſo iſt dieſes eine ſchändliche Zauberey, und wie man ſagt, hat ſolches die Erfahrung gezeigt, als Alkmene den Herkules zur Welt gebracht; noch ſchlimmer iſt

es,

es, wenn man die Hände über eines oder beyde Knie zusammenschlägt.“ Die Erfahrung von der Alkmene will ich nach des Ovids Erzählung anführen: Alkmene brachte sieben Tage mit den entsezlichsten Schmerzen in der Geburt zu. Galanthis, eine von ihren Mägden gieng hin und wieder; sie argwohnte eine Zauberey, da sie eine Frau an der Thüre sizen sah, welche die Hände über das Knie gefaltet hatte, und etwas zwischen den Zähnen murmelte; Galanthis beredete sie, daß Alkmene niedergekommen wäre. Lucina, denn sie selbst war diese verstellte Frau, hatte kaum diese Worte gehört: so schlug sie die Hände aus einander und stund auf; worauf Alkmene so gleich entbunden wurde.

—— —— Subsedit in illa
Ante fores ara, dextroque à poplite lœvum
Pressa genu, digitis inter se pectine junctis,
Sustinuit partus. Tacita quoque carmina voce
Dixit, & inceptos tenuerunt carmina partus &c.
Metam. L. IX. v. 298. sqq.

Pausanias erzählt die Sache mit gleichen Umständen.

ständen. Er sagt im IX. Buch, S. 192. daß man zu Theben, die Figur gewisser Frauen gesehen, welche Juno abgeschickt, die Niederkunft der Alkmene zu verhindern, und daß die Tochter des Tiresias, Namens Historis, sie betrogen habe, indem sie ausgerufen, Alkmene sey entbunden.

* * *

Wenn man an Blumen oder Kränzen riecht, die zu einem Begräbniß gehören, so verliert man den Geruch. Rocken. Ph. IV. 49. Wie sonderbar! bey einem verstorbenen Menschen, der oft übel genug riecht, verliert man den Geruch nicht. Zu Ciceros Zeiten glaubte man, derjenige verliere das Gedächtnis, welcher Grabschriften lese. Nec sepulcra legens vereor, quod ajunt, ne memoriam perdam. De Senect. C. 7.

* * *

Prophezeyungen aus dem Coffeesaz sind noch immer in der Uebung. — Bey einem Gastmal weissagte Anaxarchus aus einem Becher, aus welchem

chem er dem Alexander zutrank, er werde verwundet werden. In convivio quum Anaxarchus Alexandro propinaret, oftenso calice, prædixit, fore ut vulnus accipiat. Lycosth. p. 184. S. oben in der Ersten Sammlung.

* * *

Wer ein Gespenst höret, soll sich nicht umsehen; sonst wird ihm der Hals umgedreht. Rocken-Phil. IV. 21. Mit solchen Regeln erhält sich der Gespenster-Glaube auf die Nachkommen. So lange diese Quelle nicht verstopft wird, bleibt die Furcht. Welches mag wol der Ursprung der Gespensterey seyn? In den ältesten Zeiten waren die ersten Götzen weiter nichts als verstorbene Menschen, welch im Kriege oder in Regierungs-Sachen ihrem Volke viel gutes gethan haben. Man ehrte ihr Andenken nach ihrem Tode, und malte oder hauete ihr Bild in Stein. Man gieng noch weiter: es wurden Priester verordnet, die vor das Andenken der Verstorbenen sorgen müßten. Sie machten ihnen zu Ehren Lieder, und zeichneten gewisse Tage im Jahre aus,

an denen das Andenken jener Verstorbenen durch Singen, Gastmale und Tänze gefeyrt wurde; und nun waren sie Götter! hatten sie sich ehedem zu ihren Lebzeiten des gemeinen Besten angenommen: so mußten sie es nun auch als Götter thun, und sich zuweilen sichtbar zeigen. Dies war der erste Anfang der Gespensterey. Weiterhin glaubte man, daß alle gute Menschen nach dem Tode Halbgötter oder Dämonen und Schuzengel würden. Diese wären Diener der Obergötter, und bekämen von ihnen mancherley Aufträge an die Menschen, denen sie daher sichtbar zuweilen erschienen. So wuchs der Gespensterglaube; doch wurden solche Wesen nicht für böse, sondern für gute gehalten. So erschien Apollonius dem Kaiser Aurelian, welcher Tyana zu plündern willens war, der es aber auf sein Gebot unterließ. Apollonium Thyanæum, amicum verum Deorum, ipsum etiam pro numine frequentandum, subito ei astitisse atque — dixisse: Aureliane, si vis vincere, nihil est, quod de civium meorum nece cogites, &c. &c. *Vopiscus* in Aureliano c. XXIV.

In

In den finstern Zeiten der Christenheit, da man immer heidnische Lehren mit dem Christenthum vereinigte, gieng das Ding immer weiter. Wie die bösen Geister in den Lemuralien aus den Häusern hinausgeklingelt und verbannt wurden: so machten es auch Christen nach, welche anfänglich gute, nachmals auch böse Geister beschwören zu können sich anmaßten, und damit nicht wenig Beute machten. Noch mehr, unwissende und eigennüzige Mönche gaben ohne Unterlaß vor, daß ihnen der und der Verstorbene erschienen sey, mit Bitte, seinen Anverwandten zu sagen, daß sie recht viel Messen für ihn sollten lesen lassen, damit er bald aus dem Fegefeuer erlößt würde. Ich will nur ein einiges Beyspiel aus D. Hildebrandi offertorio pro defunctis p. 101. anführen: Ein reicher Mann bestimmte vor seinem Ende eine beträchtliche Geldsumme zu Seelenmessen, welche die Wittib auch gleichbald dem angewiesenen Kloster bezalte. Die Mönche hielten die Summe zu gering, und hiessen einen Frater des Nachts in die Kammer der Wittib schleichen, welcher ihres

verstorbenen Mannes Person vorstellen, und ihr seine schmerzhafte Lage in dem kläglichsten Tone vorheulen mußte. So schlich diese menschliche Eydexe mehrmalen in die Kammer und verkroch sich wieder. Anfangs war die Wittib schüchtern, nachmals aber desto dreuster, daß sie fragte: wer er wäre? ich bin, antwortete das Gespenst, die Seele deines verstorbenen Mannes, und leide grosse Pein, indem das bestimmte Geld zu meiner Rettung aus dem Fegefeur nicht hinreicht. Die Wittib konnte dem Unwesen nimmer länger zusehen, und befielt einem starken Kerl, an einem gewissen Standort auf das verwünschte Geschöpfe zu passen. Das Gespenst erscheint und erneurt frecher sein Begehren. Der feste Knecht springt mit seiner herkulischen Keule herfür, und klopft auf den Rücken des fetten Frevlers so heftig, daß dieser schrie: Schone, schone, ich bin kein Geist, ich bin der Herr Johannes. Parce, parce, ego non sum anima, ego sum Dominus Johannes. Nun schlug er noch heftiger — der liebloſe Mensch!

In

In den heidnischen Skribenten trift man hin und wieder Nachrichten von Gespenstern an, der grosse Philosoph Demokrit hielte sich einst ganz allein in einem sehr abgelegenen Orte unter Gräbern auf: Es fanden sich jungen Leute, die ihm eine Furcht einjagen wollten; sie haben sich als Geister der Verstorbenen verkleidet, die allerabscheulichsten Larven angenommen, und sind mit hunderterley Sprüngen und Gaukeleyen um ihn herumgeschwärmt. Er hat aber sie nicht gewürdiget, anzusehen, sondern nur unter beständigem Schreiben gesagt: höret auf mit den Narrenpossen! Hic neque ipsorum simulationem timuerit, neque ipsos omnino respexerit, sed inter scribendum dixerit, definite ineptire. Lucian. in philopseud. Tom. II. p. 495. Desto mehr furchte sich der wizige Hobbes vor Gespenstern — und Montaigne schauderte, wenn er eine Huhn oder Hasen sterben sehen sollte. Das erinnert mich an die Worte des Seneka: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiæ.

Die Fortsezung folgt.

Siebendes Stück.

Die bezauberte Raupen.

Democritus affirmat, beſtiolas enecari, ſi mulier, quæ in menſtruis eſt, ſolutis crinibus & nudo pede unam quamque aream ter circumeat, poſt hoc enim decidere omnes vermiculos, & ita emori.

Columella.

Tiefe Finſterniß überzieht noch die ſchönſte Lichtſphäre der menſchlichen Vernunft, und in manchen Gegenden iſt es bey nahe um kein Haar heller, als zu Demokrits Zeiten, der doch in dem dickſten Heidenthum athmete. Satyren und Aushunzungen ſind leichte Federnbälle, welche auf dem dickhäutigen Rücken des Pöbels ſanft und unempfindlich

pfindlich auffallen. Einmal die Lehrer müssen das Ihrige thun, und das Volk zur reinen Quelle der Religion und zur Kenntniß natürlicher Dinge führen, damit dasselbe die blaue Brille wegwirft, und durch seine eigne Augen sehen lernt. Ihre Worte würden alsdenn in dem Lande, wo sie leben, ein wahrhaftes Gold aus Ophir seyn.

In den Schlözerschen Staats-Anzeigen auf das Jahr 1782. S. 317. lese ich, daß eine Pfarre in Tirol, S . . . mit Nahmen, erst noch im Jahr 1781. auf Vorschub so gar eines bischöflichen Konsistoriums eine Bulle ums liebe Geld von Rom erkauft habe, worinnen alle Raupen und Würmer durch die vom Kapitol herab gedonnerte Keulen des Exorcismus aus der Pfarre hinaus geschmettert worden seyen. ——

Die Gewohnheit, Heuschrecken und andre Ungeziefer in den Bann zu thun, ist schon vor Jahrhunderten im Schwange gewesen. Der Gang des Processes war folgender: Zuerst ward ein Bittschreiben im Namen der Einwohner aufgesezt, worinn sie um die Vertreibung der Insecten baten.

Hier-

Hierauf wurde ein Richter erwählt, vor dem sich die Advokaten, die den Insecten zugegeben waren, stellten; es wurde replicirt u. s. w. S. die wöchentliche Unterhaltung über die Erde und ihre Bewohner von Zöllner. Berlin 1784.

Auch unter den Protestanten binden noch Vorurteile den Verstand auf die traurigste Weise, und sie lassen sich durch die fürchterliche Zauberey des Aberglaubens regieren. Eine auffallende Probe hievon findet sich im 9ten Stück des Schwäbischen Magazins auf das Jahr 1778. wo es heißt: „Madam N. hat ein schönes liebes Gärtchen, aber es wimmelt von Raupen. Davon will ich ihnen sogleich helfen, sagt die Nachbarin, und sie wird morgens nackend um die Länder herumgehend gesehen. Was sie gesagt oder gemacht hat, weiß ich nicht; aber den andern Morgen wird ein gewisser Nachbar von Raupen fast getödtet. Sein ganzes Hauß kriecht voll. Der Marsch geht dazu über die Gasse, und in dem Garten ist nicht eine einige mehr. Was ist von der nackenden Wohlthäterin zu halten? Sie soll mit ihrem Nachbar

eins

einmal Verdruß gehabt haben. Die Geschichte ist 14. Tage alt und aktenmäsig.“

Es ist Zeit, den Schleyer abzunehmen, der nach obigem Motto seit einer langen Reihe von Jahren für den Augen der Menschen liegt, und sie zur näheren Beleuchtung dieses seltsamen Phänomens zu führen; nur thut mir leid, daß in der kurzen Erzählung dieser wunderbaren Raupengeschichte mehrere Umstände fehlen, die zur Erklärung derselben vieles hätten beytragen können, wenn sie hinzugesezt worden wären. Was waren es für Raupen? und was ihre Nahrung? oder auf welcher Gattung von Pflanzen hielten sie sich auf? waren sie, als sie aus jenem Gärtchen vertrieben wurden, völlig ausgewachsen? war ihre Verwandlung zur Puppe vorhanden? u. d. Vielleicht lassen sich noch diese ermangelnde Umstände aus der kurzen Erzählung des Rezensenten selbst errathen. Es sind fürnehmlich zweyerley Gattungen von Raupen bekannt, welche ihren gesellschaftlichen Aufenthalt von Zeit zu Zeit zu verändern, und ihren Zug in zimmlich zahlreichen

Horden

Horden anzustellen pflegen. Die Eine ist die Phalæna castrensis des Linnäus oder die Lagermotte. Die ganze Brut dieser Raupe bleibt beysammen, und macht sich ein gemeinschaftliches Gespinnst an der Erde auf dem Grase, worauf sie eine Zeit lang beysammen wohnen. Wenn dieses Gespinnst nicht mehr zur Wohnung bequem ist, oder es in der Nähe an Futter fehlt: so ziehet die ganze Brut weiter, verfertigt ein anders Gespinnst, und schlägt gleichsam ein anders Lager auf, welches sie bey erforderten Umständen wieder verläßt, und ein neues bezieht; und darauf zielet der Linnäische Name: Lagermotte.

Die andre wandernde Raupe ist die Phalæna processionum Linnæi, die Processionsmotte. Die zahlreiche Brut dieser Raupengattung bleibt bis zu ihrer Verwandlung beständig beysammen, und sizet in ihrem Nest nicht neben, sondern wol drey bis vierfach übereinander, und nimmt öfters eine Wanderung von einem Baum zum andern vor. Eine einzelne Raupe macht alsdenn den Anfang, gleich als wenn eine gemeinschaftliche Verabredung

unter

unter ihnen vorgegangen wäre, die andern folgen nach, jedoch so, daß eine beständig dicht hinter der andern hergeht, bisweilen gehen zwo, bisweilen auch wol drey nebeneinander, und diese Ordnung wird von ihnen aufs sorgfältigste beybehalten; daher werden sie sich gleich wieder in dieselbige begeben, wenn man sie mit Gewalt darinn zu stören sucht.

Allein diese beyde Raupengattungen können es nicht seyn, mit welchen sich unsre gegenwärtige Geschichte zugetragen hat. Jene, die Lagerraupe, erscheint in den Monaten Majus und Junius, und diese, die Processions-Raupe, in den Monaten Junius und Julius. Die Erzählung von unserer Begebenheit stehet im 9ten Stück des Schwäbischen Magazins, welches für den Monat September gehört, und in der Recension heißt es ausdrücklich, daß sie sich erst vor 14. Tagen zugetragen habe, woraus erhellet, daß diese Raupen im September in jenem Garten gewesen seyn müssen. Ueberdiß waren diese Raupen in einem Garten, woselbst weder die Lager- noch die Processions-

Raupe

Raupe ihre Nahrung würde gefunden haben; denn diese nähret sich von den Eichenblättern, und jene vorzüglich von der Wolfsmilch mit schmalen und spizigen Blättern, welche nicht in den Gärten wächset, wiewol jene auch mit den Mäusedhrlen und der Alchimille vorlieb zu nehmen pflegt, welche beyde Pflanzen aber gleichfalls nicht in den Gärten, wenigstens nicht in Menge anzutreffen sind. Eben so wenig können die quästionirte Raupen von andern schädlichen Raupengattungen gewesen seyn; nicht die Neustria, die sich im Majus und Junius einstellt, und sich auf den Obstbäumen aufhält; nicht die Chrysorhæa, welche die Obstbäume im Frühjahr verwüstet; denn diese beiden, so wie alle übrige mir bekannte vorzüglich schädliche Raupen begeben sich nicht in die Häuser, wenn sie sich zur Verwandlung schicken, sondern suchen sich einen Ort dazu an den Bäumen, Zäunen ꝛc. aus, oder bereiten sich ihren Aufenthalt zwischen den Baumblättern. Was für eine Raupengattung mag es also gewesen seyn, von welcher hier die Rede ist? Keine andre, als die

Eruca

Eruca Brassicæ Lin. die Kohlraupe, wie aus folgenden Kennzeichen erhellen wird.

Sie aset auf den Kohlkräutern, hält sich also in den Gärten, und am liebsten an denen nahe an Häusern liegenden Gärten auf, worinn ihr Fras gepflanzet wird, und richtet in denenselben die gröste Verwüstung an; weßwegen sie unter die schädliche Raupen mit gröstem Recht gezählt wird, und worüber auch die Klage der Frau N. gegen ihre Nachbarin veranlaßt worden. Sie erscheint in gröster Menge, kommt im August, im September ist sie ausgewachsen, und verwandelt sich zur Puppe. Hat sie diese Zeit erreicht: so verläßt sie die Pflanze, wovon sie sich genährt hat, sucht einen bedeckten Plaz, wo sie in ihrem Puppenstand bis zur Verwandlung in den bekannten weissen Tagschmetterling für jeder nachtheiligen Witterung Sicherheit finden kann. Gebäude, Gartenhäuser sind die Oerter, welche sie vorzüglich zu ihrem Winteraufenthalt wählet, und in denenselben hängen sie sich an Mauren, Balken, Brettern u. d. an. Man siehet sie daher zur

Zeit ihrer Verwandlung im September häufig in den Häusern, welche in der Nähe der Gärten stehen, herumkriechen. Und hieraus läßt sich schon erklären, warum der Nachbar auf einmal einen so zahlreichen Besuch von Raupen in seinem Haus um diese Zeit bekommen habe. Sein Haus mußte ja in der Nähe des Gärtchens der Frau N. liegen; denn er war ihr Nachbar, und vielleicht hatte er selbst einen Garten an seinem Hause, vielleicht waren noch mehrere daneben, aus welchen sich die Raupen dahin ziehen konnten, daß sein Hauß so sehr davon gewimmelt hat. Wäre auch des Nachbars Hauß von dem Garten auf 50. — 60. Schritte entfernt gewesen: so ist dieser Weg für die Raupen gar nicht zu weit gewesen. Die Erfahrung lehrt, daß sie sich immer so weit und noch weiter von ihrem Nahrungsort wegbegeben, und so lange fortlaufen, bis sie einen ihnen anständigen Ort zu ihrer Verwandlung gefunden haben. So habe ich es immer und jährlich, so lange ich mich mit der natürlichen Geschichte der Insekten beschäftiget habe, beobachtet, und so

wird

wird es ein jeder, der hierauf acht haben will, wahrgenommen haben.

Haben aber diese Raupen keinen nähern Ort zu ihrer Verwandlung als das Haus jenes Nachbars finden können? warum mußten sie gerade dieses suchen, und noch überdiß den Weg dahin über eine zwischen dem Gärtchen und dem Hause des Nachbars liegende Strasse nehmen? Ich weiß hierauf keine andre Antwort zu ertheilen, als daß man solche willkührliche Züge, von welchen kein Grund angegeben werden kann, von diesen Raupen so wol als von andern Insekten, z. B. von Ameisen alljährlich machen siehet, und daß sie darinn einem uns noch unerklärbaren Naturtrieb folgen mögen, wozu freylich der feine Sinn des Geruchs oder des Gefühls, den sie vorzüglich haben, vieles und vielleicht alles beytragen kann. Die Processions-Raupe z. B. begiebt sich von ihrer Eiche, die sie bisher bewohnt hat, herab, nahe dabey stehet eine Eiche mit frischen Blättern, sie übergeht aber dieselbe, richtet ihren Marsch nach einer weiter entlegenen hin; und hat auf diesem

ihrem Gang noch die Unbequemlichkeit, daß sie einen in dem Wege liegenden dicken Block übersteigen muß, womit die ganze Horde einen völligen halben Tag, so wie mit ihrer ganzen Wanderung auf die erwählte Eiche einen Tag und eine Nacht zugebracht hat, bis sie den untersten Ast derselben erreicht, und ihren Fras wieder gefunden hat. Diesen Zug habe ich erst in diesem Jahr, so wie ich ihn hier beschrieben, zu beobachten Gelegenheit gehabt. Gleiche Züge trift man auch bey der Ameise an.

Hiedurch fällt schon der gröste Theil des Wunderbaren oder der Hexerey bey unserer Raupengeschichte hinweg, und der Marsch, welchen diese Raupen aus dem Gärtchen in des Nachbars Hauß genommen haben, ist ihrer Natur gemäß, welchen sie auch immer und alljährlich da oder dort, insonderheit wenn sie sich, wie heuer geschehen ist, in vorzüglich grosser Menge einfinden, vorzünehmen pflegen. Allein warum verlassen diese Raupen gerade am andern Morgen jenes Gärtchen, nachdem das Weib Tags vorher in demsel-

ben

ben nackend herumgegangen, und nachdem sie vorher der Besizerin des Gartens zugesagt hat, sie von der Raupenplage zu befreyen? Eben aus der angegebenen Ursache, weil gerade ihre Wanderungs- und Verwandlungszeit vorhanden war. Die Raupen mußten ihren Fraß und das Gärtchen verlassen, weil sie ihre Natur dazu antrieb. In der Gegend, wo ich ehedem wohnte, fällt die Kirchweih des Dorfs Affalterbach in die Mitte des September Monats, und es ist ein allgemeines Sprüchwort daher entstanden: die Raupen gehen auf die Affalterbacher Kirchweih, wenn man die Zeit ihres Abzugs oder vielmehr ihrer Verwandlung zur Puppe, und der Befreyung von ihnen angeben will.

Vielleicht aber hat doch die Nachbarin zur schleunigen Flucht dieser Raupen etwas beygetragen? Ich will es nicht ganz in Abrede ziehen, und ich weiß gar wol, daß unter den gemeinen Leuten noch verschiedne Mittel aus der Magia naturali bekannt sind, womit sie allerley Wirkungen, welche öfters den Gelehrten in Verwunde-

rung ſezen, herfürbringen können. Ich habe erſt in dieſem Spätjahr etwas hiehergehöriges in Erfahrung gebracht. In einem zimmlich groſſen Stück Feldes, worinn nichts als Weißkraut gepflanzt war, wurden alle Beete bis auf eins, in welchem nicht ein Blatt verlezt war, von den Raupen zerfreſſen und verwüſtet. Ein vernünftiger Inwohner des Orts ſah dieſen merkwürdigen Unterſcheid unter dieſen Krautbeeten, und von Neugierde angetrieben, gieng er auf dieſes wolbehaltene Krautbeet zu, und unterſuchte, woher es kommen möchte, daß die auf allen Seiten in Menge befindliche Raupen dieſes allein verſchont hätten? Er fand auch das Mittel, das der Eigenthümer gebraucht hatte, ſein Beet von der Gefräſſigkeit der Raupen zu verwahren, und zwar beſtund es darinn, daß er auf jedes Krauthaupt der äuſſerſten und das Beet einſchlieſſenden Reihen von Krautpflanzen ein Häufgen Schaaf- oder Gaiskoth gelegt hat, durch deſſen ſtarken und widrigen Geruch die Raupen abgehalten worden, dieſes Beet anzufallen. Es iſt ohnehin bekannt, daß ſich die

Insekten durch bittere oder stark riechende Kräuter und Gewürze, oder durch Infusionen von denenselben manchmal vertreiben lassen, so wie die Raupen die Krautbeete nicht anfallen sollen, um welche Hanf gepflanzt worden. Vielleicht hat die Nachbarin jenes oder ein ähnliches Mittel gewußt und gebraucht, um die Raupen aus jenem Gärtchen zu vertreiben. Wiewohl ich gänzlich dafür halte, daß sie zu diesem Raupenzug gar nichts beygetragen, und derselbe einig ihrem Naturtrieb zur Verwandlung zuzuschreiben sey.

Anekdote zur Gespenster-Kritik. 1782.

Diese Anekdote ist völlig authentisch. Ich habe nichts daran geändert, als daß ich mir die Freyheit genommen habe, die Namen abzukürzen; eine Vorsicht, die ich der Sache schuldig zu seyn glaubte, um der Familie zu schonen, und den Verfasser weder mit ihr, noch mit der Kirche in Ungelegenheit zu verwickeln. Inzwischen liegen solche Urkunden beym Archiv der Chronologen auf jeden Fall, wenn sie zu einem historischen Beweiß nöthig wären.

Weckhrlin.

Der General . . ist einer von denenjenigen Offiziers, welche mit ihren Berufs-Geschäften noch andre Wissenschaften verbinden. Er hat einen fürtreflichen Büchervorrath; macht glückliche Aufsäze in verschiednen Fächern der Gelehrsamkeit, und denkt und spricht gründlich über gelehrte Werke. Unter den Gegenständen, denen er seine Erholungsstunden ins besondre schenkt, haben die Genealogie und Heraldik den Vorzug.

Dieser General ist von Jugend auf mit dem Hause eines gewissen Marquis verbunden, und war bey dessen Vater, der Feldmarschall gewesen ist, Adjutant; seitdem liebt er diese Familie und erweiset ihr alle ersinnliche Höflichkeiten. Er bemühte sich, Mittel ausfindig zu machen, dem Marquis einen feyerlichen Beweiß, wie sehr er seinem Hause ergeben sey, zu zeigen. Seine Liebe zur Genealogie bot ihm den Stof dazu dar. Er fiel auf den Gedanken, den Stammbaum dieses Hauses auszuarbeiten; Nicht, als ob der Stammbaum des Marquis nicht schon längst in der Ordnung gewesen wäre; denn diese Familie ist eine

der

der erlauchtesten und ansehnlichsten in der Monarchie. Wie aber der General den Stammbaum mit historischen Noten ausarbeitete, wurde er ein ganz neues und vollständiges Werk; Er hielt zu dem Ende auf seine Kosten Zeichner, Mahler und einen Gelehrten, der ihm mit Aufsuchung und Anordnung der nöthigen Urkunden an die Hand arbeitete.

Der Stammbaum war auf zwölf Realbögen zu seiner Vollkommenheit gediehen, ausser, daß sich noch eine einige Lücke darinn befand, welche eine in das Haus dieses Marquis geheurathete Dame aus einer freyherrlichen Familie betraf, deren Herkommen nach diplomatischen Erfordernissen nicht hinlänglich berichtiget war.

Der General sah wol ein, wozu dieser Umstand in einem Staate, wo die Genealogie des ritter- und stiftmäßigen Adels so strengen und vielfältigen Untersuchungen unterworfen ist, mit der Zeit Anlas geben könnte, und beschloß, die Feder nicht eher niederzulegen, bis diese Lücke ausgefüllt wäre.

Da sich zeigte, daß die im Jahr 1758. ausgestorbene freyherrliche Familie ihr Erbbegräbnis bey den Vätern des heil. Cajetan zu . . . hatte: so verschafte er sich die Vergünstigung, die Gruft erdfnen zu dörfen, um die Urkunden, so er von der zweifelhaften Person besaß, mit den Ueberbleibseln, die man in der Gruft zu finden hofte, zu vergleichen.

Diesen Auftrag erhielt der Gelehrte, der mit dem General zu arbeiten die Ehre hatte. Mit allen Urkunden, die zur Sache gehörten, bewafnet, und die seine Nachspur leiteten, begab er sich den 20. August 1778. unter die Erde. Von nun an will ich ihn selbst reden lassen, und seine eigene Worte aus dem von ihm hiebey geführten Protokoll beysezen:

Die Gruft der Baronne . . . liegt mitten unter dem Hauptaltar; Ein Umstand, der die Schwürigkeiten der Unternehmung sehr vermehrte, weil der Altar von Grund aus abgebrochen werden mußte, um den Eingang in die Gruft zu finden. Die Kirche mußte zu dem Ende verschlossen, folglich

lich der Abendgottesdienst früher geendiget, und die Frühmesse später angefangen werden; wodurch zwar der Geistliche in seinem Zirkel gestört, gleichbalden aber auf erhaltene Geldgeschenke zur Einwilligung gebracht wurde.

Die Arbeit fieng ich Abends 7. Uhr mit Hülfe zwölf handfester Kerls an. Ich ließ den Altar beyseite rücken, und fand den Eingang der Gruft, der mit einer steinernen Platte von 18. Zollen im Durchschnitt verschlossen und wol verkittet war. Die Gruft enthielte nicht mehr als 32. Schuhe in der Länge und 16. Schuhe in der Breite. In diesem Raum waren 28. Särge gedrängt; eine Zahl, die genau mit derjenigen übereintraf, welche mein Papier, zufolge der aus dem Familienarchiv gezogenen Verzeichniß, besagte.

Die Särge waren zum theil ziemlich voluminös, und besonders war derjenige, welcher die Leichname des Urstammvaters der Familie und seiner Hausfrauen, welche beyde nebeneinander, er in völligem Harnisch und Ritteranzug, und sie als eine Karmeliternonne lagen, enthielt, eine ungeheure

heure steinerne Masse, worinnen eine andre kupfer-ne Masse sich befand.

Man kann hieraus urteilen, daß die Särge nicht nur einer auf den andern gebeugt; und in der That waren sie nach der vollkommensten Succ-essions-Ordnung ihres Todes gestellt, sondern daß auch ein sehr kleiner Raum, worinnen ich die vorhabende Arbeit fürnehmen konnte, übrig war.

Dieser Raum ist zwischen dem vordersten Rang der Särge und der Treppe wirklich nicht grösser gewesen, als 16. Schuhe ins Gevierte. Man bedenke hiebey, daß wir uns selbst vierzehn, mich und den Kirchendiener hinzugerechnet, in die-sen Raum schicken sollten; allein die Treppe half uns.

Der Gegenstand meines Auftrags erforderte durchaus, daß ich die Särge inwendig von Leiche zu Leiche untersuchen mußte; zumalen da die we-nigsten Särge äusserliche Aufschriften hatten, und die Meisten unter den vorhandenen Aufschriften entweder durch die Zeit, oder durch die Arbeits-

leute,

leute, welche wegen des engen Raums gehindert wurden, verderbt und unerkenntlich gemacht waren. Diese Maasregel war mir unentbehrlich. Man weiß, daß unsere Voreltern die Gewonheit hatten, sich mit ihren Ehrenzeichen, mit Orden, mit Pettschierringen und andern Kennzeichen begraben zu lassen, welche ihr Geschlecht und ihre Würden unterschied. In der That fand ich auch die Leichen sämmtlich also, daß ich den Unterscheid des Geschlechts und so gar der Person genau beurteilen, und sie zimmlich richtig mit den Papieren, die ich besaß, vergleichen konnte. Kurz, diese Maasregel half mir vollkommen, daß ich jedes Individuum am Costume, an der Architektur des Sargs ꝛc. finden und an seinen Plaz stellen konnte.

Zu dieser Untersuchung aber war ein Plaz nöthig, um dahin die Särge versezen zu können, welche ich nicht hatte. Die sechszehn Quadratfüsse, die ich frey besaß, reichten kaum zu, um einen Theil meiner Handlanger zu stellen. Hier frage ich einen jeden aufgeklärten Mann, was er

an

an meiner Stelle würde gethan haben? Vielleicht nichts anders, als was ich gethan habe. Ich ließ den obersten Sarg abheben, und nachdem ich ihn eröfnet hatte, ließ ich ihn zusammenschlagen, so den zweyten, dritten, vierten und alle folgende nach der Reihe; nachdem ich fertig war, hinterließ ich die Gruft in ein Chaos von Holz, von Stein, von Menschenknochen, von Juwelen und Ruinen verwandelt. Wenn ich wegen physischer Beobachtungen da gewesen wäre: hätte ich Gelegenheit gehabt, tausend wichtige Anmerkungen zu sammlen. Nichts unterrichtet mehr als ein Zirkel von Leichen und von Grabmälern. Unterdessen ereignete sich ein besondrer Fall, welcher würdig ist, angeführt zu werden.

Wir hatten bereits bis in die Mitternacht gearbeitet; nun schien es mir Zeit zu seyn, meine Arbeitsleute das Mahl einnehmen zu lassen, welches ich für ihre Erholung in der Sakristey veranstaltet hatte. Ich bat sie, daß sie ihren Wein und Käß genieſſen, und mich unterdessen allein arbeiten lassen sollten. Sie giengen weg, und lieſſen

mir

mir nur eine einige Lampe zurück; neben dieser saß ich auf der Treppe der Gruft, mit dem Bleystift in der Hand, und meine Papiere um mich her.

Aus einer unglücklichen Vorsicht, daß keiner von ihnen, woferne er sich in der Kirche verlaufen sollte, in die Gruft stürzen möchte, deckten sie den Eingang mit starken Dielen dicht zu, welche noch mit einigen Steinen beschwert wurden.

Eine ungeschickte Bewegung, die ich im Schreiben machte, stürzte die Lampe um; und ich saß plözlich in der dichtesten Finsterniß. Ich kletterte die Treppe hinan, und suchte die Oefnung mit den Händen; fühlte aber bald, daß sie verschlossen, und daß ich mitten in einer grausamen und stinkenden Gruft unter Todten, deren Gebeine ich beunruhigt und zerstört hatte, von allen Menschen getrennt war. Dieser Zufall war mir auch wegen dem Zeitverlust unangenehm, den er mir zuzog.

So saß ich ohngefähr eine Stunde lang isolirt, und hatte Zeit, fürtrefliche philosophische und

theo-

theologische Betrachtungen anzustellen, wenn man immer aufgelegt wäre, dergleichen zu machen; Allein mich beschäftigte eine ganz andre Betrachtung. Ich empfand bereits die Beschwerlichkeit der eingesperrten Luft, und der Ausdünstungen von dem Knochenhaufen, den ich gebauet hatte. Eine schreckliche Krämpfung der Brust, eine schwere Athmung, die sich jeden Augenblick vermehrte, erinnerte mich an die Gefahr, in der ich mich befand, und die Vorstellung, daß bey einer schnellen Wiedereröffnung des Eingangs sich der Druck dieser unterirrdischen Luft dringen, und mich entseelen könnte, vollendete diese Ideen.

Vergebens grief ich mich an, so laut als möglich zu rufen; die Sakristey war zu weit entfernt, als daß mich meine Arbeitsleute hätten hören können. Endlich hörten sie mich doch, und kamen mit dem Lichte herbey. ——

Ich will nur noch die stille Betrachtungen anführen, die ich während meiner Einsamkeit in der Gruft machte. „Du hast, so sprach ich bey mir selber, die Gebeine dieser Verewigten beunruhigt,

du hast ihre Särge zerstört, und unter ihren Leichen gewütet; du hast — — und alles das ohne erhebliche Ursache, blos aus Gefälligkeit und aus eitler Neugierde. Acht und zwanzig Körper liegen vor dir zertrümmert, ihre Stätten mishandelt, beraubt und nach deinem Muthwillen beleidigt: wie? wenn nun die Hypothese vom Daseyn der Geister richtig wäre? Sollten sie sich nicht izo zeigen, und ihre feurige Macht an mir beweisen? Kann man die Geister der Verstorbenen mehr empören, und ihre Ahndung auf eine gröbere Art reizen? Kann man die Hölle toller herausfordern? — — — Ja, da sich izt keiner unter diesen Todten rührt, und da sich keine einzige von diesen Seelen für die Beschimpfung, die ihren Leichnamen wiederfahren ist, rächet: so müssen nur niemals Gespenster möglich seyn!"

Achtes Stück.

Entdeckte Quellen abergläubiſcher Meinungen.

Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne ſtrahlt,
Des Auges Urteil täuſcht, und ſich in allem mahlt!
So thut das Vorurteil; es zeigt uns alle Sachen,
Nicht, wie ſie wirklich ſind, nur ſo, wie wir ſie machen.

von Haller.

Die Welt hat ſich nun einmal an das eiſerne Joch des blinden Gehorſams von verjährten Vorurteilen feſſeln laſſen, und ſie widerſezet ſich ſo gar mit allen Kräften den vernünftigſten Vorſtellungen, wodurch ſie von den Feſſeln loskommen könnte. Gelänge es mir: ſo verdränge ich auch den Schatten des Aberglaubens. Ich will viele

Mei

Meinungen in diesem Stücke kurz fassen, und sie durch Entdeckung ihrer schmuzigen Quellen zu entkräften suchen.

* * *

Es ist nicht gut, wenn man nach dem Himmel mit Fingern weiset; man sticht einem Engel die Augen aus. Rocken-Philos. Th. IV. S. 377. Mit diesem albernen Vorgeben wollte man den Kindern abgewöhnen, daß sie nicht mit Fingern auf jemand weisen sollten, indem dieses bey vielen Völkern für etwas unanständiges, ja gar strafbares gehalten wird. Rungius im ersten Stück seiner morgenländischen Fragmente für Freunde der Bibel 1783. S. 54. erzehlt folgendes: Zwey Kaufleute in Persien hatten sich einst, um den König Sefi zu sehen, an die Strasse gestellt, wo er vorbey mußte. Als er sich ihnen mit seiner Begleitung näherte, bat er seinen Freund, ihm den König zu zeigen, weil er ihn noch nicht kannte. Dieser, der ihn oft gesehen hatte, zeigte ihm denselben mit Fingern, damit er ihn von andern Herren unterscheiden möchte.

Kaum aber hatte er dieſes gethan: ſo kamen etliche Reuter, und hieben ihm die Hand ab.

Daher zählt der Prophet Jeſaias Cap. 58. v. 9. dies unter die vorzüglichen Pflichten gegen den Nächſten, ihn nicht mit Fingern zu zeigen, welches nach dem Zuſammenhang der Stelle heißt: den Nächſten auf keine Weiſe beleidigen. Eben ſo rechnet auch Salomon in ſeinen Sprüchen 6, 13. unter die Handlungen eines böſen und ſchädlichen Menſchen, wenn er mit Fingern zeiget.

Pylades, ein berühmter Komödiant, wurde unter dem Kaiſer Auguſtus aus Rom und ganz Italien verbannt, weil er auf einen von den Zuſchauern mit Fingern gewieſen. Pyladem urbe atque Italia ſummoverit, quod ſpectatorem, a quo exſibilabatur, demonſtraſſet digito, eumque conſpicuum feciſſet. *Sueton.* in Auguſt. C. XLV. Doch finde ich auch das Gegentheil bey Perſius Satyr. I. v. 28.

At pulcrum eſt digitis monſtrari & dicier: hic eſt.

Was

Was nun der Grund ist, warum Kinder mit Fingern nicht gen Himmel weisen sollen, eben derselbe ist es auch, warum man ein Messer nicht auf den Rücken legen soll; denn man sagt, die Engel verlezten sich in solchen Messern. Rocken-Phil. eben daselbst. Damit nämlich das Messer desto weniger auf dem Rucken liegen bliebe, und sich Kinder und andre nicht damit verlezten.

* * *

Wenn man aus einem Viehstall die Spinnenweben wegfegt: gedeyht das Vieh nicht. In die Ställe ziehen sich, der Wärme und Nahrung halber, viele Mücken, welche dem Vieh beschwerlich werden. Treibt sie das Vieh durch Bewegung des Schwanzes von sich: so gerathen sie leicht in die Spinnenweben, und finden darinn ihren Untergang; desto eher kann alsdenn das Vieh gedeihen.

* * *

Wenn die Weiber eine Garnwasche haben: müssen sie brav dazu lügen; sonst wird

das Garn nicht weiß. Rocken-Phil. B. I. S. 27. Ohnfehlbar bewunderte einst ein Weib das weisse Garn ihrer Nachbarin, und fragte nach dem Mittel. Sie sagte es ihr, daß gute Laugen das beste dabey thun müsse. Sie schrieb es in ihr Koch- oder Hauß-Buch auf; aus Versehen aber ließ sie den Buchstaben (a) in dem Wort: Laugen, weg. Sie gebrauchte stets Lugen, und bekam allezeit weisses Garn. Die Tochter erinnerte sich, daß ihre Mutter immer so schön weisses Garn gesotten hatte, und fand endlich das Mittel in bemeldtem Buche, daß gut Lugen das beste dabey thun müsse. Wollten hernach vernünftige Weiber an der Kraft dieses Mittels zweifeln: so fand es doch in einem andern angenommenen Saz seine Stüze, welcher dieser ist: Hilfts nicht: so schadets doch auch nicht. Auf diese Weise schreibt man der Luge zu, was der Lauge zugeschrieben werden sollte.

* * *

Wenn man am Ostertage vor der Sonnen Aufgang aus einem Bach Wasser holt, ohne

ohne einen Menschen, der uns begegnet, zu grüssen, noch jemanden zu danken, der uns grüsset: so bleibt das auf solche Weise geholte Osterwasser immer frisch, und hat eine besondere Kraft, die Haut des menschlichen Leibs rein und vor Ausschlag zu bewahren. Nun ist es wol an dem, daß dergleichen Wasser sich lange erhält, und so leicht nicht faul und stinkend wird; es liegt aber die Ursache davon nicht darinn, daß es eben am Ostertag und unter Beobachtung eines beständigen Stillschweigens geholt worden; sondern das im Märzen, wo die Erde im Frühling stark dunstet, gesammelte Wasser hat, seiner besondern Eigenschaften halber, die Kraft, der Fäulniß zu widerstehen, und sich gut zu erhalten; daher auch z. B. die Dinte, die von Märzen-Schnee oder Märzen-Wasser angesezt wird, nicht leicht faul und schimmlicht wird. Man beredete ehedem den Pöbel, das geweihete Wasser werde nicht faul noch stinkend. Die Sache ist wahr; Ich habe gesehen, daß Märzenwasser in Glaßgefässen frisch und ohne Gestank Jahrlang

aufbewahrt worden ist. Sammelt man überdiß das Wasser vor der Sonnenaufgang, ehe noch die wärmende Stralen der Sonne im Wasser und in der in selbigem befindlichen Luft einige Veränderung verursachen konnte, ist es desto besser. Nun fällt das Osterfest meistens in den Märzen, oder auch zu Anfang des Aprils; es verlegte daher der Aberglaube das Wasserholen auf dieses Fest, um ihm desto mehr Kraft zu geben, und verordnet ein gänzliches Stillschweigen, daß diese Kraft durch Zauberey nicht entzogen werden könne. Man darf nicht grüssen, noch dem Grüssenden danken, weil es ein Zauberer oder eine Hexe seyn könnte, welcher man dankt.

Zu Chrysostomus Zeiten ist etwas diesem Osterwasserholen ähnliches gebräuchlich gewesen, da man nämlich zu Mitternacht an dem Tage, daran Christus getauft worden, auch Wasser aus der Kirche nach Hause getragen, welches einige Jahre unverdorben geblieben sey.

Wenn

* * *

Wenn eine schwangere Frau einem armen Sünder, der abgethan werden soll, nachgeht: stirbt ihr Kind eben auch dieses Todes. Rocken: Phil. Th. 6. S. 371. Man will damit üble Folgen bey Mutter und Kind vermeiden. Es können lebhafte Ideen der Einbildungskraft nicht allein im menschlichen Körper überhaupt, sondern auch in der Frucht einer schwangern Frau bewundrungswürdige Veränderungen und Bewegungen erregen. Das Beyspiel, das Friedrich Hoffmann in Halle erlebt hat, und das die gröste Glaubwürdigkeit verdient, ist anmerkungswerth. Man fand nämlich in einem weiblichen Cadaver das Herz ganz verkehrt liegen, wovon bey genauer Nachfrage, die man bey der noch lebenden Mutter that, weiter kein Grund ausfindig gemacht werden konnte, als dieser, daß die Mutter zu der Zeit, da sie mit diesem Kinde schwanger gegangen, der Zubereitung eines armen Sünders zum Tode beygewohnt hatte, wobey der Prediger öfters vom verkehrten Herzen geredet hat, welches bey der

schwangergehenden Frau einen allzulebhaften Eindruck verursacht hatte. Wer wollte daher zweifeln, daß die Imagination und die davon abhangende Ideen eine körperliche Veränderung und Bewegung hervorzubringen fähig sind? S. Diss. Friedr. *Hoffmanni* Cordis inversio memorabilis tam Physicis quam Theologis ac Medicis scitu admodum jucunda ac utilis, observata à Collegio Medico civitatis Hall. in anatomia cadaveris sexus fœminei. Lipsi. 1671.

* * *

Man muß die Leichen so begraben, daß sie ihr Angesicht gegen den Aufgang der Sonnen kehren: sonst spucken sie. Man lehrte ehedem in der christlichen Kirche, daß Christus seinen Siz im Himmel gegen Morgen genommen hätte, und daß er von Morgen her zum Gerichte über die Welt kommen würde; Man baute daher mit der Zeit die Altäre gegen Morgen, und man begrub auch die Todten in der Lage, daß sie ihr Angesicht gegen Morgen kehrten, damit sie bey der künftigen Auferstehung sich dem von Morgen kom-

kommenden Weltrichter in keiner unehrerbietigen Stellung zeigen, und so gleich bey ihrer Belebung das Licht der Welt in den Augen haben möchten.

Es würde weit weniger Aberglauben und geistlicher Thorheit in die Kirche sich eingeschlichen haben, wenn man nicht neubekehrten Heiden und Juden erlaubt hätte, Gott und unsern Erlöser durch diejenigen Gebräuche äusserlich zu ehren, womit sie vor ihrer Bekehrung theils ihre vermeinten Götter, theils den wahren Gott geehrt hatten. Man dachte durch diese Vergünstigung vielen den Uebertritt von ihrem väterlichen Glauben zum Christenthum zu erleichtern, und den Unterscheid des alten und des neuen Glaubens, der nicht wenige schreckte, zu verringern. Viele asiatischen Völker glaubten lange vor der Erscheinung Christi, daß Gott gegen den Aufgang der Sonnen, und sein Feind und Widersacher gegen den Untergang derselben wohne; daher entstand die Gewohnheit in vielen Ländern, daß man sich gegen Morgen kehrte, wenn man beten, und gegen

Abend,

Abend, wenn man dem Fürsten der Finsterniß, dem Feinde des Allerhöchsten, fluchen wollte. Die Lehrer des Christenthums hielten diese alte Weise für unschädlich, und meinten, daß die Gefahr, die etwa daraus erwachsen könnte, durch eine geistliche Deutung des Gebrauches sattsam würde abgewandt werden. Man ließ also diejenigen, die bey der Taufe dem Satan entsagen mußten, das Gesicht gegen Abend wenden, und diejenigen, die Christum für ihren Herrn erkennen sollten; ihr Bekenntniß gegen Morgen ablegen. Man litte es, daß die Christen nach ihrer alten Gewohnheit ihr Gebet gegen den Aufgang der Sonnen verrichteten; was entstand daraus? der Gebrauch breitete sich durch den gröſten Theil der Kirche aus, und ward auch da, wo er sonst unbekannt gewesen war, angenommen. Die Menge seiner Liebhaber und die Zeit erwarben ihm ein göttliches Ansehen. Man zweifelte, ob diejenigen erhörlich gebettet hätten, die gegen Mittag oder Mitternacht gesehen hatten; und der Irrthum, woraus der Gebrauch entsprungen ist, blieb in den Gemütern stehen.

Was

* * *

Was sterben soll, stirbt doch. Feiner lautet es so: Wenn mein Ende von dem lieben Gott beschlossen ist: so können alle Arzneyen in der Welt mich nicht vom Tode retten. Die Bestimmung und Festsezung des menschlichen Lebenszwecks von Gott geschieht nicht unbedingt, sondern bedingt, und hat man sich in allweg der Arzneyen zu bedienen; Viele aber, anstatt vernünftige Mittel zu wählen, gehen zu den unwissendsten Leuten, und fragen sie um Rath, und ein solcher Rath gilt ihnen zehnmal mehr, als was verständige Menschen sagen. Hr. Prof. Niemeyer sagt in seiner Schrift: über den Aberglauben bey Ertrunkenen. Halle 1783. S. 45. Ein armer Mann, der in meinem Hause arbeitete, erzehlte mir den Tod seines Kindes. Er war herzlich betrübt. Ich frug ihn, ob er dann nichts gebraucht hätte? die Krankheit sey doch sonst nicht tödtlich. Ich, sagte er, ich habe alles versucht; da kenne ich eine alte Frau, die versteht sich auf so was aus dem Grunde. Mutter, sagte ich, meinem Kinde ist was

angethan. Da geht meine Frau neulich auf der Strasse; begegnet ihr ein ander Weib, macht sich mit dem Kinde zu thun, gibt ihm eine halbe Semmel; seitdem ists nicht wieder zu gute gekommen; ich glaube, es geht drauf. Könnet ihr mir das Wurm nicht retten? Wir wollen sehen, sagte sie; ich weiß was, wenns das aushält: so behaltet ihrs, wo nicht: so stirbts. — Da kam sie zu mir vor Sonnenaufgang, und brachte einen Bund Heu mit, das sie sich wo um Gottes willen geholt hatte, machte im Ofen Feuer an, und warf das Heubund drauf, daß ein gewaltiger Qualm aus dem Ofen kam. Hernach nahm sie meinen Jungen, Gott hab ihn selig, ganz nackend, wie ihn Gott erschaffen hatte, legte seinen Leib auf ihre flache Hand, hielt ihn vor das Ofenloch, und sagte: Johann Christian, ich räuchere dich, was in dir steckt, das weiß ich nicht, im Namen Gottes, des Vaters u. s. w. Da ließ er auch gleich das Köpfchen hängen, und es wurd nicht lange, so verschied er. — Das erzehlte mir der arme Mensch mit nassen Augen; aber das ließ

er

er sich nicht einfallen, daß wol ein grosser Mensch den Kopf mochte hängen lassen, wenn man ihn räucherte, geschweige dann ein kleines todtkrankes Kind. Wohin kann der Aberglaube führen? Es ist grosse Frage, ob es nicht würde gelebt haben, wenn man statt solcher Vetteln, die schon manchen Menschen um Geld, Gesundheit und Leben brachten, vernünftige Männer gefragt hätte.

* * *

Um eine Kaze zum Ritt der Hexen untauglich zu machen, muß man ihr die Ohren abschneiden. Ein gewisser Mann von Rang hatte einen Kater, der oft ganze Täge von Hause wegblieb, und mehrmalen beschmuzt nach Hause kam. Der Herr war dieser garstigen Aussicht überdrüssig, und weil er nun einmal glaubte, der Kater werde von Hexen auf dem Ritt also mißhandelt: fragte er einen Viehhirten, der sich eine unumschränkte Macht über die Hexen anmaßte, was doch in diesem wichtigen Fall zu machen wäre? Es ist leicht, hier zu helfen, erwiederte der Hirte; ich brauche nur einen Sechsbäzner, eine gewisse

wisse Salbe zu machen, die die Hexen nicht leiden können; dieselbe schmiere ich an die Kaze: so wird sie keine Hexe mehr ansehen, und schneide ihr auch ein wenig von den Ohren ab, daß die Hexe auf ihrem Ritt sich nicht mehr an den Ohren halten kann. Der Hirte hat auch wirklich von den Ohren der Kaze die äusserste Theile abgeschnitten, und sie blieb richtig zu Hause.

Wenn den Kazen die Ohren abgeschnitten werden: so können die Regentropfen leicht in die Ohren fallen, und die eindringende Luft wird ihnen empfindlicher; daher bleiben sie eher zu Hause.

* * *

Warum hält man die Erscheinungen der Geister um Mitternacht zwischen 11—12. Uhr, aber auch die Mittagszeit für bequem und angemessen? Vielleicht liegt der Grund dieser fabelhaften Meinung in einer mißverstandenen Stelle der heiligen Schrift, wie Herr D. Semler gezeigt hat. In der Abfertigung der neuen Geister und alten Irrthümer in der Lohmännischen Begeisterung

rung zu Remberg, Halle 1760. S. 209. heißt es: daß in der sogenannten griechischen Uebersezung der 70. Dollmetscher Stellen gefunden werden, wo von δαιμονιον μεσημβρινον geredet wird, oder einem mittägigen Teufel, wie es die Christen nachmals unrecht verstanden; welches eigentlich einen heissen schädlichen Südwind bedeutet, und ein mittägiges Uebel, Unglück oder Ungeheuer anzeigt. So hat er auch in mehrern alten kirchlichen Schriftstellern von Spiritu, diabolo meridiano, gelesen, wodurch man wie mit fast allen hermenevtischen Unrichtigkeiten einen dogmatischen Saz irriger Meinung eingeführt hat, der noch bis izt in der Geisterlehre der gemeinen Leute gefunden wird, daß besonders um Mittag und Mitternacht die Geister und Gespenster rechte Freyheit haben; gleichwol war in dem Psalm blos die Rede von jähen tödtlichen Krankheiten und einer pestilentialischen Plage, die von heissen schädlichen Lüften entstund, wowider die göttliche Vorsehung allein helfen konnte.

* * *

Wenn die Gevatern mit dem Kinde zur Taufe gehen, und über ein Wasser kommen: sollen sie Brod ins Wasser werfen, damit das Kind zeitlebens keinen Mangel am Brod habe. Vermuthlich aus Mißverstand der Worte des Predigers II, 1. Laß dein Brod übers Wasser fahren: so wirst du es finden auf lange Zeit.

* * *

Am Tage Valentin darf man keine Henne sezen, um Eyer ausbrüten zu lassen; die Eyer werden faul. Wahrscheinlich ist dieser Wahn daher entstanden, weil jemand an diesem Tage mehrmalen eine Gluckhenne gesezt, und die Eyer faul worden. Es ist noch zu frühe im Jahre, am Tage Valentin, der im Februar einfällt, Eyer brüten zu lassen.

* * *

Hat Urbanstag schön Sonnenschein, verspricht er viel und guten Wein. In einigen Gegenden blüht der Weinstock schon gegen den

Urbans-

Urbanstag. Blüht er so früh und bey warmer Witterung: so blüht er bald ab, und ist viel und guter Wein zu hoffen. Auf die Blüthe des Rebstocks kommt sehr vieles an.

* * *

Welche in der Christnacht in den Bronnen schaut, die entdeckt ihren Bräutigam darinn, ob er krumm oder gerade, klein oder groß sey. Schüz vom Abergl. S. 383. Wohin verleitet nicht die abscheuliche Leidenschaft der ausschweifenden Liebe? Einst verabredeten sich ein paar Baurmädchen miteinander, sie wollten, wenn es in der Christnacht Mondschein wäre, in jenes Wäldgen gehen, und in dem Brunnen daselbst ihres zukünftigen Bräutigams Angesicht entdecken. Hans hörte es, gieng bälder dahin und stieg auf dem nächsten Baum, der an dem Brunnen lag. Voll Begierde näherten sich die Dirnen dem Brunnen. Hans, um in demselben von den Dirnen recht gesehen zu werden, legte sich mit dem Obertheil des Leibes weit herfür; hiedurch aber brachte er sich aus dem Gleichgewichte, und — stürzte

mit hölliſchen Geräuſche ins Waſſer herab. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Mädchen halb entſeelt davon liefen, und die Legende will, daß eine davon bald darauf an den Folgen des Schreckens geſtorben ſey.

* * *

Eine Wöchnerin ſoll währenden Wochen, ſonderlich Dienſtags und Freytags, nicht geſtatten, daß Brod oder Fleiſch aus dem Hauß verliehen werde; damit dem Kinde die Ruhe nicht benommen würde. Um dieſe Zeit kann die Wöchnerin noch nicht ausgehen, um für Mahlen und Backen zu ſorgen.

* * *

Wenn man eine Speiſe zum erſtenmal im Jahr iſſet, muß man dem Nachbar ins Ohr kneippen; ſonſt bekommt ihme die Speiſe nicht. Die Alten wollten dem Nachbar damit eine gute Erinnerung geben, an die Güte Gottes zu gedenken, daß Er die Zeit hat wieder erleben laſſen, woran man neue Speiſen zu eſſen bekommt.

Hier

* * *

Hier sagt man: **wenn das Enzwasser bräunlicht ist: wirds schön Wetter.** Dieses Wasser ist an sich sehr klar, indem es aus Brunnenquellen besteht. Die bräunlichte Farbe aber kommt daher: wenn die in den umherliegenden Wäldern entstandene Teiche, welche sich von dem hineingefallenen eichenen Laub und Holz nach und nach braun gefärbt haben, durch langwüriges Regenwetter überlaufen: so theilen sie ihre braune Farbe der Enz mit. Auf langwürigen Regen folget auch wieder Sonnenschein.

* * *

Der Tag, auf welchen das Aequinoctium fällt, ist denen Kranken fürchterlich und geheimnißvoll, oberachtet er so unschuldig ist, als seine nächste Gefehrten. Man kann überhaupt nur sagen, daß im Frühling und im Herbste die meiste Krankheiten zu herrschen pflegen.

* * *

Wer Käß und Brod bey sich trägt, ist sicher für Zauberey. So sagt Hübner de Amu-

letis p. 11. Obstetrices, nutrices particulas panis atque casei linteolo involutas infantulis pro amuleto adversus fascinum de collo adpendunt, daß sie nicht beschrien werden. Man gebrauchte ehedem schon Käß und Brod als eine Art von Orthalien, um einen, der eine Lasterthat verübt hatte, ausfindig zu machen, und waren sie unter dem Namen Caseus exsecratus und Offa judicialis bekannt, davon D. Cotta de Sortibus Sanctorum S. 53. Meldung thut.

Es ist ein andrer Grund, warum dem Käß und Brode die Abhaltung der Beschreyung zugeschrieben wird.

Das weite Gebiet, darinn man ehedem den Teufel seinen Unfug treiben ließ, und die Allkraft, die man im Pabstthum an jede kirchliche Segnung einer Creatur schürzet, haben Anlaß zu dem Aberglauben gegeben, als ob Käß und Brod die Zauberey abtrieben; denn das Brod wird also gesegnet, daß es zur Wolfart der Seele und des Leibes, und zur Hülfe gegen die gesammte Nachstellungen aller Feinde, und zur Erhaltung eines

langen

langen Lebens gereichen möge; ut sit salus mentis & corporis, atque contra omnes morbos, & universas cunctorum inimicorum insidias auxilium, & vitæ perennis tuitio. *Agenda Ecclesiæ Mogunt.* p. CXXXIII. Die Römische Kirche maßt sich eine gewisse Stapelgerechtigkeit an, wo die passirende Produkten der Natur und der Kunst, als: Feuer, Wasser, Wein, Brod, Fleisch, Salz, Käß, Fladen, Eyer, Oel, Kerzen, Stein, Palmen, Holz, Asche, Glocken, Fahnen, Amulete u. d. zuerst niedergelegt, durchweihet, und nachher mit reicher Ausbeute an die blinden Liebhaber umgesezt werden. Was die Weihe nicht veredelt, das ersezen die Wunder. Man lese Tim. 4, 4. 5.

In einigen Gegenden legt man Salz und Brod zu den Kindern, damit sie nicht behext werden können. In dem Oberrheinischen hinkenden Bothen auf das Jahr 1784. S. 37. steht: Im Elsaß hat ein Pfarrer, der schon mehrere Jahre bey einer Gemeinde steht, erst entdeckt, daß die Leute den Täuflingen Salz und Brod zwischen

die Wickelbinden stecken. Und in der **Wirtemb. Kirchenordnung** S. 433. wird ausdrücklich verboten, Salz und Brod aus Aberglauben zu den Kindern zu legen. In den ältesten Zeiten haben die Christen den Täuflingen Salz in den Mund gegeben, nicht aber in der Absicht, warum es heutiges Tags in der römischen Kirche geschieht, nämlich ad effugandum inimicum d. i. den Feind zu verjagen. Dieses hat Anlaß zu dem Aberglauben gegeben, daß, wenn auch nur Salz und Brod zu den Kindern gelegt würden, ihnen der Teufel und sein Anhang keinen Schaden zufügen könnte.

* * *

Von dem Anklopfen oder Anmahnen der ersten Christen in den Tagen der Adventswochen, nach den Worten: siehe ich stehe vor der Thüre und klopfe an ꝛc. ꝛc. hat sich eine Thorheit unter uns bis auf gegenwärtige Zeit erhalten. Ledige Leute sind drey Donnerstage vor dem Christtage Nachts umhergeloffen, haben an die Thüren geklopft, die Ankunft Christi verkündet, Glück gewünscht, und dafür alle Gattungen von Naschwerk

werk oder Geld erhalten. Daher unsre Klöpflens-Nächte.

* * *

In den Klöpflens-Nächten zeigt sich auch der schandliche Clauß den Kindern in einer fürchterlichen Gestalt, und wirft frommen Kindern gemeiniglich durchs Fenster Nüsse und anders Naschwerk zu. Schandlich Clauß ist aus Sanct Nikolaus entstanden. In dessen Lebensgeschichte heißt es so: Zu Parata war ein ädler, aber armer Mann, welcher drey Töchtern hatte, die er Alters halber längst hätte verheurathen sollen. Er konnte ihnen aber nicht nur nichts zur Ehe geben, sondern sie auch nicht einmal ernähren; gedachte daher, ihre Keuschheit um Geld preiß zu geben. Nicht so bald erfuhr dies der heil. Nikolaus, als er ihm des Nachts durch sein Fenster so viel Geld zuwarf, als zur Aussteuer für eine seiner Töchter nöthig war. So machte er es auch zum zweyten- und drittenmal ꝛc. S. Vit. Sanct. Comp. Har. p. 1073.

* * *

Wenn einem Pferdte, woferne es bis zum Schweiß zuvor geritten worden ist, am Stephanstage eine Ader geöfnet wird, soll ihm in selbigem ganzen Jahr nichts fehlen. Der Stephanstag ist von den lezten Tagen einer im Jahr. Auch die Pferdte brauchen bey ihren Aderlässen Ruhe. In den Feyertagen, da zumalen auch die Tage kurz sind, kann ihnen die Ruhe am leichtesten verschaft werden. Was sonst das vergossene Blut des heil. Stephans für eine Wirkung auf eine Aderlässe bey dem Vieh haben soll, weiß ich nicht.

* * *

Das Wetter schlägt nicht in das Haus, worinn ein Licht brennet. Um die an Lichtmeß in der römischen Kirche geweihten Lichter desto kraftvoller zu machen, schrieb man ihnen auch die sonderbare Kraft zu, den Wetterschlag von einem Hause abtreiben zu können, in welchem ein geweihetes Licht brennet. In Ermanglung dessen hat nun auch der Aberglaube ein nicht geweihe-

tes

tes Licht für fähig erklärt, den Wetterschlag abwenden zu können. Die Mönche machen auch aus geweiheten Palmen kleine Kreuze, von denen sie vorgeben, daß sie vor dem Donner bewahren. Die Bauren stecken solche Palmzweige auf die Felder, mitten in ihr Getraide, und bilden sich ein, es werde dadurch wider den Mehlthau und schädliche Wirkungen der Luft bewahrt werden. So weihet man auch an dem Feste Mariä Himmelfart alle Pflanzen und Früchte, weil Maria einer Rose und Lilie verglichen wird. Die Weiber bringen ganze Büscheln zur Kirche, womit man nach ihrer Weihung räuchert und opfert, Wetter, Gespenster und Gift vertreiben kann.

* * *

Am Mauritiustage soll man nicht Waizen säen; sonst kommt der Brand drein. Welcher Schluß! der heil. Mauritius war als ein Mohr schwarz; darum wird auch der Waizen schwarz oder brandicht, der an dem im Kalender ihm geweiheten Tage gesäet wird.

Wenn

* * *

Wenn man die aufgegangene Kohlsaat vor den Erdflöhen sichern will: muß man den Samen davon in einer Schüssel, aus welcher man den ersten weissen Kohl gegessen hat, unausgewaschen aufheben und daraus die weisse Kohlsaat säen. Dieses Kunststück hat ganz gewiß einmal ein lustiger Kopf einer schmuzigen Hausfrau aufgebunden, um nur ihrer Unreinlichkeit zu spotten.

* * *

In Dänemark steckt die Braut, wenn sie zur Kirche geht, Eßwaren in die Tasche, da sie für jedes Almosen ein Unglück misset; sie gibt folglich gerne. Das Unglück kommt alsdenn auf den, welcher die Gabe empfangt; daher wollen die Bettler oft ihre Gaben nicht annehmen. S. die Erste Sammlung fünftes Stück. D. Hildebrand in seinem Tractat: *De nuptiis Vet. Christianorum* p. 91. Buccellas Tertull. vocat panis frustula, quæ in eleemosynam dabant & mendicantibus singulatim porrigebant. Den

Zusaz

Zusaz hat der Aberglaube angeflickt. Kein Vernünftiger begreift, wie sich an die Gabe des Almosens eine mögliche Reihe von Unglücksfällen, die einen andern treffen sollten, anketten könne, so, daß dadurch die Eheleute aus dem Gleisse des Unglücks heraus und der Arme, der das Allmosen annimmt, in solches hineingesezt würde. Ob also gleich das Austheilen des Allmosens von Hochzeitleuten schon zur Zeit Tertullians, mithin in den allererſten Jahrhunderten, gewönlich gewesen, und solches seinen Grund in den Liebesmalen der ersten christlichen Kirche hatte: so blieb doch auch in diesem Fall der Aberglaube nichts schuldig.

* * *

Wenn man flucht: so gehts gut. Rocken Philos. B. II. S. 16 Einst blieb ein Kutscher mit einem alten Prälaten in einem tiefen Schlamm stecken. Ohnerachtet aller angewandter Mühe konnte er den Wagen mit seinen vier ausgearbeiteten Märren nicht aus dem Morast bringen. Die Pferdte kannten ihren Meister nicht anders, als an Flüchen, und ahndeten nicht eher

Geissel-

Geiſſelſchläge, als bis ſie Flüche voran donnern hörten. Wo fehlts, ſprach der alte Prälat, warum will es nicht voran? Es würde wol gehen, antwortete der rüſtige Kutſcher, wenn ich nur — dörfte? Bisher ſcheute ſich der Kutſcher in Gegenwart des Prälaten zu fluchen, weil dieſer in dem Geruch eines frommen Mannes ſtand. Was wollt ihr dann thun, erwiederte der Prälat, ihr werdet doch nicht mit Zauberey umgehen wollen! Nein, nein, ſagte der Kutſcher, das will ich nicht, wenn ich nur — fluchen dörfte: ſo würde es wol gehen. Nun ſo flucht nur ein wenig, erlaubte lächlend der Herr Prälat, damit wir hier nicht übernachten müſſen. So bald der Kutſcher die böſen Geiſter aus ihren unſeligen Abgründen polternd herfür citirte, und ſeine Flüche mit ſatten Geiſſelſchlägen begleitete: ſo kam der Herr Prälat plözlich aus dem Schmuz heraus.

Wenn man die Pferdte nicht eher den Ernſt ſpüren läßt, als bis Flüche vorangegangen ſind: ſo iſts kein Wunder, wenn ſie träge bleiben. Man gewöhne aber die Thiere an andre unbedeutende

Worte

Worte und begleite sie mit Schlägen: so werden die Worte ihnen so fürchterlich seyn, wie dem schüchternen Knaben Barbara celarent aus dem Munde eines polternden Schulmonarchen.

* * *

In der Christnacht soll man nasse Strohbinder um die Obstbäume binden, so werden sie fruchtbar. Rocken-Philos. Th. 1. S. 285. Würde man vor dem Winter um die Bäume graben und sie düngen: so könnte man eher auf ihre Fruchtbarkeit rechnen. Und den Ursprung dieses Aberglaubens? Ich denke, es ist so gekommen. In den älteren Zeiten mag ein ehrlicher, christlicher Gärtner also gedacht haben: „In dieser Nacht ist Christus geboren, und zwar in einem Stalle, wo er statt in einer Wiege auf Heu und Stroh liegen mußte, und hat uns doch den Segen vom Himmel gebracht. Dadurch hat er das Stroh geheiliget, daß es in dieser Nacht einen besondern Segen bringen muß." Es war natürlich, daß er diese fromme Entdeckung auf jene Bäume anwandte, sie mit dem heiligen Stroh um-

umwand, damit dadurch der von Christo mitgebrachte Segen sich auch seinen Bäumen mittheilte. Seine Zeitgenossen fanden diesen Gedanken und dies Verfahren sehr vernünftig und christlich, und fiengen weit und breit an, ihre Bäume mit Strohseilen in der Christnacht zu zieren, und so hat diese alberne Beschäftigung immer fortgedauert. Christus kam eben nicht so wol darum auf die Welt, um uns irdischen Segen zu erwerben, so sehr sich mancher eher nach diesem, als nach dem geistlichen Segen sehnet.

* * *

Die Kühe geben eine rothe Milch, weil sie bezaubert sind. Bey der Unwissenheit und Trägheit der Menschen, natürlichen Ursachen nachzuspüren, verfällt man gleich auf Zauberey; das geschah besonders zu der Zeit, da man dem Teufel die Sphäre seiner Wirksamkeit zu sehr erweiterte. Dunkel lag damals in diesem Punkte noch auf den heitersten Köpfen, die das drückende Joch des Vorurtheils nicht abschütteln konnten. Ich will es mit passenden Beyspielen aus Paulini Dreck-

Apo-

Apothecke beweisen; nur muß ich bitten, die Floskeln nicht auf meine Rechnung zu schreiben, sondern sie flieſſen aus der Feder des angeführten Paulini, der S. 423. also sagt: Wie jene Bäurin einst Blut von ihrer Kuh molk, und deßwegen sehr traurig war: so gab man ihr den Rath, sie sollte nur in die Milch hofiren. Sie thats, und die alte benachbarte Vettel bekam Augenweh, sie aber wieder weisse Milch. Man glaubte ehedem, es sey dem Beelzebul, diesem Dreckherrn, nichts mehr zuwider als der Menschenkoth. Schon in mehreren Fällen, wenn die Milch ihre natürliche Farbe verloren, habe ich in diesen Bogen gezeigt, daß es ganz natürlich dabey zugegangen sey, und man nicht nöthig habe, solche Schweinpelzereyen nachzumachen.

* * *

Am St. Johannstage in der Mittags-Stunde soll man St. Johannesblut sammlen, welches für viele Dinge gut seyn soll. Rocken-Philos. Th. II. p. 293. An bemeldtem Tage und Stunde suchen einige Leute ein Kraut,

welches auf ſandigen Boden wächst und polygonum cocciferum heißt; ſie ziehen es mit der Wurzel aus dem Boden, und finden an den Wurzeln einige röthliche runde Körnlein hangen, die in der Gröſſe einer kleinen Erbſe, wie Tröpflein Blut ſind. Dieſes ſoll, ihrem Vorgeben nach, von dem Blut des enthaupteten Märtyrer Johannis übrig ſeyn. So wie dies Thorheit iſt, ſo iſt auch jenes, als ob dieſes vermeinte Blut nur in der Mittags-Stunde am Johannistage zu haben ſey.

Schon mehrere Naturforſcher haben die Beſchaffenheit dieſer Körner unterſucht, und gefunden, daß es nichts anders als Eyerlein gewiſſer Würmer ſind; wenn ſie an die Sonne geſezt werden: ſo ſpringt die äuſſerſte Schaale auf, und es kriechen rothe Würmlein herfür, welche mittelmäſſigen Wanzen gleichen, und blutrothe Farbe von ſich geben. Vergebens hängen daher die Menſchen dieſe Wurzeln an ſich, oder ſchmieren dieſes vermeinte Blut an ihre Kleider, um von Krankheiten

ten oder von Unglück frey zu bleiben. Starckii Diss. de prodigiis Sanguinis. c. 3. §. 1.

* * *

Wenn der Herr der Bienen stirbt, muß man sie von der Stelle rücken; sonst sterben sie. Vielleicht hat der Erbe keine Lust zu Bienen, oder weiß auch nicht mit ihnen umzugehen; daher rücke man sie, das ist, man verkaufe sie. Ich theile hier eine Geschichte aus dem Nürnberg. Wochenblatt mit, welches 1782. unter dem Titel: Wochentliches Allerley zum Nuzen und Vergnügen erscheint, daselbst heißt es S. 603. also: Meister Steffen, der Schuster, lag schon vor seinem Hause auf dem Todtengerüste. Schon war der Todesgesang vom Schulmeister und einer ansehnlichen Leichenbegleitung angestimmt, als Nachbar Jerg die unzeitige Frage an seinen Gevatermann that: habt ihr eure Bienen auch gerückt? — Himmel! das ist vergessen, schrie dieser, eilte und rückte die Bienenkörbe. Die Bienen hielten diese gewaltsame Versezung für eine Kriegserklärung. Schnell entschlossen fielen sie ihren Feind

an, und je mehr Mannschaft sie für sich sahen, desto mehr Mannschaft boten sie auf. Voll Zuversicht auf den Beystand des Himmels bey einer so frommen Handlung und auf Herzensreden des Pastors leistete der Leichenkonduct den stärksten Widerstand; mußten aber bald der Uebermacht weichen in kürzerer Zeit, als bey Roßbach die entscheidenste Bataille des achtzehenden Jahrhunderts entschieden ward. Alles war gesprengt, der eine retirirte sich mit dem Kopf im Bett, der stürzte sich bis über die Ohren in Bach, der dritte kroch in den Rauchfang, der vierte wollte sich durch die Flucht auf den Kirchhof retten; und als er auch dahin verfolgt wurde: verbarg er sich ins Steffens ofnes Grab. Pastor und Schulmeister flohen in den nahe gelegenen Wald, und verbargen sich unter grünes und dürres Laub, andre liefen Stundenweit immer verfolgt. Den ganzen Tag ließ sich keine Seele mehr sehen. Erst gegen Abend schlichen Pastor und Schulmeister und ein kleiner Ueberrest von nicht ganz gesprengten und verwundeten herbey und stellten sich wieder — wo? auf

den

den Wahlplaz? — das wäre zu verwegen gewesen — nein, auf dem Kirchhofe, wohin Steffen sollte begraben werden. Sie stehen da; aber Steffen fehlt. Wer holt den Steffen? ich nicht — ich auch nicht. — Nach langem zunöthigen fanden sich endlich zwey Helden ein — aber nicht mehr als zwey — die Steffen holen wollten. Jeder erstaunte über ihre Kühnheit; denn es dachte ein jeder, es ist keine gute Sache — Sie erschienen beharnischt mit Bienenkappen, Stiefeln, ledernen Handschuhen, und Rauchfackeln, und brachten den guten Steffen auf einer Mistbahre so überzwerg, als er überzwerg gelebt hatte, weil sie mit der Todtenbahre nicht zurecht kommen konnten. Der Begräbnißgesang wurde nun angestimmt. Die Bienen, welche glaubten, es gelte ihnen aufs neue, stürzten zum andern mal mit einer Macht, die ihnen den Sieg zum voraus versprach, auf ihren Feind los. Alles war zur Flucht gefaßt; der Pastor wollte die Andacht nicht gestört wissen, und beschwur seine Versammlung auszuharren. Viele harrten; aber die verzweifelte Bienen wüte-

ten, so schön der Pastor auch predigte, und preßten bald da bald dorten ein o je! ach je! aus. Der Pastor schmält, und indem bekommt er selbst einen empfindlichen Stich, juckt und — Amen! Hat der Aberglaube bey dieser Geschichte etwas gelitten? Nein, Steffen mußte durch Abrede mit dem Teufel den Streich gespielt haben.

* * *

Der Scharfrichter ein Orakel.

(S. Oberrhein. hinkender Bothe 1784. S. 190.)

In der Stadt C . . wurden vor einiger Zeit einer obrigkeitlichen Person verschiedne Sachen entwendet. Der Bestolne schickt zum Scharfrichter mit dem Auftrag: durch die seinem Stande eigne Kunst den Dieb zu erforschen, und ihm ein Auge auszuhexen. Der Scharfrichter meinte, man wolle ihn zum besten haben, oder in Versuchung führen, und wies den Antrag ab; aber der vornehme Herr beharrte ernstlich auf seiner Forderung. Der Scharfrichter nahm daher endlich seinen Entschluß,

forschte

forschte genau nach allen Umständen des Diebstals, und da er fand, daß ein sehr wahrscheinlicher Verdacht auf eine gewisse Weibsperson fiel, versprach er endlich, zwischen heute (Montag) und Freytag dürfte sich vielleicht etwas ereignen. Hierauf ließ er obgemeldter Weibsperson sagen: Der Dieb sey entdeckt, und wenn er nicht vor dem nächsten Freytag alles gestolne zurückgebe, würde er ihm ein Aug ausheren. Das Weib ganz betroffen, aus Angst für den Bedrohungen des vermeinten Teufelsmannes brachte sogleich das Gestolne dem Eigenthümer zurück. So wurde dieser befriedigt. Der Scharfrichter verstärkte sich in dem Ruf eines übernatürlichen Künstlers, und war gewis bey diesem Vorfalle der gescheudeste von allen.

Macht der Freude.

Die arme Nichte und Erbin des Herrn von Leibniz, die nach dem Tode desselben 6000. Dukaten in einer Kiste unter seinem Bette fand, starb plözlich vor Freude.

Macht der Betrübniß.

Ein armer Schuster sezte sein noch übriges weniges Vermögen in die Lotterie. Ehe er hinging, um bey der Ziehung derselben anwesend zu seyn, sagte er seinem Eheweibe: wenn er glücklich wäre und eine Terne zöge, wolle er sich in eine Porteschaise sezen und nach Hause tragen lassen, und wenn sie die Porteschaise von ferne dem Hause sich nähern sehen würde, sollte sie recht frölich seyn und alle Fenster im Hause einschlagen. Die Lotterie wird gezogen und er gewinnt — Nichts, worüber er ohnmächtig hinsank. Man eilte, um ihn nach Hause zu bringen, sezte ihn in die nächste Porteschaise, und trug ihn nach Hause. Nicht so bald erblickt das begierige Weib die Porteschaise, als sie in die Höhe hüpfte und vor Freuden die Fenster einschlug. — Dieser Schurke lumpte in kurzem zum Kandidaten des Spitals herab.

Neuntes Stück.

Die weisse Frau. (*)

Infelix ſimulacrum atque ipſius umbra Creüſæ
Viſa mihi ante oculos & nota major imago
Obſtupui ſteteruntque comæ, vox faucibus hæſit.

Virgilius.

Unter allen Mitteln gegen den Aberglauben ſcheint mir keines ſicherer, als die Erforſchung des Urſprungs der Legenden und Fabeln; wenigſtens iſt ohnläugbar, daß es am allgemeinſten kann angewandt werden. Viele Menſchen, die man nicht ganz von der Thorheit aller Wundergeſchich-

(*) S. Berliniſche Monatſchrift auf das Jahr 1783.

ten, Hexenmärchen und Geistererscheinungen überzeugen kann, weil es ihnen an philosophischem Geiste, oder an kritischem Scharfsinn, oder an historischen Kenntnissen fehlt, kann man doch wenigstens dahin bringen, daß sie einzelne Geschichten verwerfen müssen, so bald man ihnen zeigt, was zu der ersten Sage davon Gelegenheit gegeben, und ihre Ausbreitung befördert hat. Dieses Mittel hat schon mehrmalen sein Glück gemacht, und nun, um aus so vielen nur ein paar Beyspiele anzuführen, wird kein Vernünftiger mehr an die heil. Veronika und ihr Schweistuch, worinn das Angesicht des Heilandes abgedruckt ist, glauben, da Mabillon in seinem Musæo Ital. T. I. p. 86. 87. dargethan hat, daß die Veranlassung zu dieser Fabel in der Etymologie des Wortes Veronika zu suchen sey, in dem dasselbe aus vera icon (wahres Bildniß) in ein Wort Veronica zusammengeflossen. Ex his intelligitur, inquit Mabillonius, *Veronicæ* vocabulum esse imaginis, non mulieris, tracto inde etymo, quasi diceretur vera icon, seu iconia, & con-

contractis in unum vocabulum literis, Veronica. So haben auch gelehrte Kunstrichter den Ursprung der Fabel von den eilftausend Jungfern in der unrichtigen Art, wie man den Namen einer S. Undecimilla oder der XI. M. (artyres) Virgines gelesen hat, sehr richtig entdeckt.

Ich würde mich glücklich schäzen, wenn ich die Anzahl dieser entlarvten Fabeln vermehren könnte, indem ich auf eine einleuchtende Art zeigte, was zu dem Mährchen der sogenannten weissen Frau Gelegenheit gegeben hat. Ausser daß dadurch dem Reiche des Aberglaubens wieder etwas würde abgenommen, das Reich der Wahrheit erweitert, und das Herz aufrichtiger Christen von einer unchristlichen Furcht befreyet werden: so könnte ich hoffen, daß dieser Versuch, wenn er glücklich ausfiele, vielleicht zu ähnlichen Versuchen Gelegenheit geben würde.

Das Mährchen von der weissen Frau ist zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, es weitläufig zu erzehlen. Man gibt vor, daß an einigen Höfen zu gewissen Zeiten sich eine lange weibliche

Gestalt

Gestalt sehen lasse, die man der langen weissen Kleider und Schleier wegen, mit denen sie umhüllet ist, die weisse Frau zu nennen pflegt. Der Aberglauben sezt hinzu, ihre Erscheinung sey allemal ein untrügliches Zeichen, daß irgend ein hohes Haupt an dem Hofe, wo sie sich sehen läßt, mit Tode abgehen werde. Der Ausgang hat diese Vorbedeutung unendlich oft widerlegt. Es sind Fürsten mit Tode abgegangen, ohne daß die prophetische Frau vorher erschienen, sie ist erschienen, ohne daß ein Todesfall erfolgt wäre, und man hat immer fortgefahren, an ihre weissagende Erscheinung zu glauben.

Man hat so gar die fürstlichen Höfe genannt, an denen sie so freundschaftlich erscheinen soll, und das sind London, Koppenhagen, Stockholm, Berlin, und einige andere; ja man hat endlich selbst den Weg, den sie auf ihrer Reise nimmt, so genau anzugeben gewußt, als wenn es die ausgemachteste Sache von der Welt wäre. Doch auch das ist noch nicht genug. Der Aberglauben, der mit seiner Leichtglaubigkeit selten auf halben Wege

stehen

stehen zu bleiben pflegt, hat sich einen so vollstän-
digen Roman über diese prophetische Erscheinung
aufheften lassen, daß man die Zeit, wenn sie ge-
lebt, ihr Geschlecht, ihren Namen, und ihre ganze
Geschichte anzugeben und zu erzehlen weiß. Die-
ser Roman lautet also: Die weisse Frau, erzehlt
die Legende, hies bey ihrem Leben Perchta, und
war eine geborne Gräfin von Rosenberg aus
Böhmen. Sie war ohngefehr ums Jahr 1420.
geboren, im Jahr 1449. ward sie am Sonntage
vor Martini mit Johann von Lichtenstein ver-
mählt. Sie hatte ihre Hand einem Unwürdigen
gegeben; denn sie durchlebte mit diesem Johann
von Lichtenstein eine höchstjammervolle Ehe, die
sich endlich mit dem Tode ihres grausamen Ge-
mals endigte. Er starb, und nach seinem Tode
begab sie sich zu ihrem Bruder; allein auch dieser
starb bald, und ihr blieb nach seinem Absterben
die Pflicht, seine Kinder zu erziehen. Dieser
Pflicht unterzog sie sich mit aller möglichen Sorg-
falt, und so brachte sie ihr übriges Leben bis an
ihren Tod in frommer Abgeschiedenheit zu. So

wie

wie sie ihr Leben in Erduldung vieler Leiden und in Erfüllung schwerer Pflichten zugebracht hatte: so widmete sie sich nach ihrem Tode der traurigen Pflicht, ihrer Familie, ja auch den fürstlichen Höfen, mit denen sie weitläufig verwandt war, den Dienst zu erweisen, und die daselbst sich ereignenden — wolbemerkt — männlichen Todesfälle, es läßt sich schwerlich sagen cui bono? durch ihre Erscheinung voraus anzudeuten. (*)

Ich bitte meine Leser sogleich zum voraus, auf den Umstand aufmerksam zu seyn, daß sie nur die männlichen Todesfälle prophezeihe; dieser Umstand wird uns vielleicht auf die Spur bringen, auf der wir zur Quelle des ganzen Mährchens gelangen. In diesem Puncte kommen alle an-

(*) Diese Erzählung ist gezogen aus Johann Christoph Nagels Diss. de celebri spectro, quod vulgo die weisse Frau nominant. Wittenberg 1723. woraus sie auch schon der neuste Uebersezer von Balthasar Beckers bezauberter Welt Leipzig 1781. Johann Moriz Schwager im I. Th. S. 185. 186. in der Anmerkung angeführt hat. Der Wittenbergische Schriftsteller hält die weisse Frau noch für ein gutartiges Gespenst.

angesehenen Gewährsmänner ihrer prophetischen Erscheinungen überein, und ich weiß nicht, ob ich nicht noch hinzusezen darf, daß sie vorzüglich den Tod der Häupter einer Familie anzeigte. Wenn dieser Umstand seine Richtigkeit hätte: so würde er meine Auflösung des Räthsels noch mehr bestättigen. Indes glaube ich ihn in folgender Erzehlung eines angesehenen, frommen und gelehrten Mannes augenscheinlich mit zu finden. Ich trage deswegen weniger Bedenken, sie hier ganz herzusezen, da die Beschreibung ihrer Gestalt und Kleidung, die darinn vorkommt, ganz auf meine bald folgende Erklärung der Fabel zu passen scheint. In der Leichenpredigt auf den Churfürsten Johann Sigismund von Brandenburg erzehlt der damalige Hofprediger Johann Bergius: „Nachmittag fragten endlich Seine Fürstliche Gnaden, ob man auch die weisse Frau wieder gesehen? Und zwar es hatte nicht allein dieselbigen Tage, sondern auch die ganze Zeit her, in welcher der höchste Gott das Haus Brandenburg mit so manchen Todesfällen heimgesucht, ein solch Gesicht in weiß-

leid-

leidtragender Gestalt, auf dem churfürstlichen Hause zu unterschiedenen malen allerhand Standes und Alters, auch fürstlichen Personen, jedoch ohne schädlichen Schrecken oder jemands Verlezung sich sehen lassen, also daß man nicht mehr daran zu zweifeln hat, wiewol auch unter dem gemeinen Volke viel dazu gedichtet und hin und wieder spargirt worden. Was aber davon zu halten, ob es ein Gesicht eines guten oder bösen Engels, oder vielmehr einer verstorbenen Seelen (wie man im Pabstthumb fürgegeben) oder ob es sonst nur ein merum phantasma sey, leidet die Zeit nicht, daß ich meine Gedanken erkläre. So viel mögen wir versichert seyn, daß solches Gesicht nicht ohne Verhängnis Gottes geschehen, daß es Gott auch nicht zum bösen, sondern zum guten Ende verhänge, zur Warnung denen, die sonst öfters nur allzusicher dahin leben; und folget doch nicht, daß eben ein Todesfall darauf erfolgen müsse, sondern wenn Gott solche Warnung zuschickt, so thut Ers zu dem Ende, daß wir, nach dem Exempel des Königs Hisklas, durch emsiges Gebet und

zeit-

zeitliche Busse das angedrohete Unglück entweder abwenden, oder ja desto besser uns dazu bereit halten mögen. — Als nun dennoch Se. Fürstliche Gnaden darnach gefragt, habe ich geantwortet: Sie hätten sich wegen der weissen Frau nicht zu fürchten, sie würde derselben nicht schaden können." u. s. w.

Eine so wol bescheinigte Erscheinung für ein Mährchen zu erklären, würde vermessen seyn, wenn man nicht wüßte, wie sehr die menschliche Einbildungskraft alles das zu sehen im Stande ist, wozu sie einmal durch die Vorurteile des Verstandes gestimmt ist. In den Zeiten, wo man noch an Gespenster und Hexen glaubte, sah jedermann in der Mitternachts-Stunde in jedem Winkel ein Gespenst, und man erklärte jede alte Frau für eine Hexe. Die Erzehlung des Hofpredigers Bergius hält mich also nicht ab, die Erscheinung der weissen Frau für eine Täuschung der Einbildungskraft, und alle Geschichten von ihr für Mährchen zu erklären, ja ich finde in derselben verschiedne Umstände, die meine Vermuthung,

welche ich dem Leser sogleich mittheilen werde, bestätigen helfen.

Wie ist also dieses Mährchen entstanden? ich glaube nicht anders, als so wie der Wahn entstanden ist, daß es eine üble Vorbedeutung sey, wenn einem Reisenden ein Haase über den Weg läuft. Es ist nicht gut, daß der Haase über den Weg läuft; es ist besser, wenn er gebraten in der Schüssel liegt. Diesen Ursprung hat man vergessen, und der Aberglaube hat sich gefreut, zu seinem prognostischen Gesezbuche eine neue Vorbedeutung hinzuzuthun. Ich sage auf eben die Weise ist das Mährchen von der weissen Frau entstanden. Die Erscheinung einer weissen Frau am Hofe bedeutete einen hohen Todesfall, das ist in einem gewissen Sinn richtig. Diesen Sinn hat man vergessen, und diese unschuldige Redensart hat dem Aberglauben Gelegenheit gegeben, die Erscheinung der weissen Frau zu einem vorbedeutenden Gespenste umzuschaffen. Welches ist aber diese unschuldige Redensart? Um diese Frage be-

antworten zu können, muß ich etwas weiter ausholen.

Die Geschichte sagt uns, daß in den mittlern Zeiten die Trauer einer Fürstin und Königin um ihren verstorbenen Gemal in einer weissen Tracht bestand. (*) Ich bin nicht im Stande genau anzugeben, wenn diese Mode abgekommen ist, und wenn an jedem Hofe die weisse Trauer der schwarzen Plaz gemacht hat. Von dem einzigen Castilianischen Hofe hat uns Herrera aufbe-

 halten,

(*) Diese Art der Trauer kam nicht erst in den mittlern Zeiten auf; denn *Polyd. Vergilius* de rerum inventoribus L. VI. c. 9. sagt: Fœminæ in luctu aurum & purpuram deponebant, albasque vestes, teste Plutar. in problem. induebant, ut quemadmodum mortui corpus albis vestibus velarentur. Alba autem veste idcirco cadaver exornabant, quia solus albus color sincerus ac purus minimeque inquinatus est, & ob id mortuis aptissimus. Sic in Evangelio legimus corpus Domini sindone involutum fuisse. — Hinc arbitror natum, ut hodie reginæ francorum post mortem viri, albis tantum induantur vestibus, & si qua vidua sit, reginæ albæ vulgo vocitetur. K.

halten, daß die weisse Trauer an demselben gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts abgekommen sey, und daß der lezte Prinz, der damit betraurt worden, Don Juan gewesen sey. Es war ferner gewönlich, daß die verwittibte Fürstin von dem Tode ihres Gemals an sich nicht anders als in Traur kleidete. Eine natürliche Folge von dieser Mode war, daß man die fürstlichen Wittwen weisse Frauen nannte, daß also, solange die fürstliche Wittwe lebte, eine weisse Frau oder weisse Königin sich am Hofe befand. Von dem Französischen Hofe wissen wir es gewiß, daß man die verwittibte Königin, zumal wenn auch eine regierende Königin am Hofe war, zum Unterschied, la Reine blanche (die weisse Königin) nannte, und an diesem Hofe muß auch die weisse Traur noch länger gedaurt haben, wenn es wahr ist, daß noch Heinrich III. von seiner Gemalin ist weiß betraurt worden. S. Carpentarii Glossarium v. Blanca.

Der Schriftsteller, aus welchem Carpentier diese Nachricht anführt, sezt hinzu, daß die Geschichte

schichtschreiber der Mutter Ludwig des heiligen mit Unrecht den Namen Blanche beylegen, sie habe eigentlich Clementia geheissen, und der Name Blanche sey ihr nur wegen ihres langen Wittwenstandes beygelegt worden. Eine Stelle, welche die Nachricht, daß die königlichen Wittwen die weissen Königinnen geheissen, unumstöslich beweiset, habe ich in dem alten berühmten Roman du Chevalier aux Cygnes gefunden, und ich wundre mich, daß sie Carpentiers Fleisse und Aufmerksamkeit entgangen ist. Dieser Roman ist wenigstens aus dem vierzehenten Jahrhundert, und enthält eine fabelhafte Abstammung des berühmten Gottfried von Bouillon, des Anführers des ersten Kreuzzuges und ersten Königes von Jerusalem. Er war ursprünglich in Versen geschrieben, man hat ihn aber auch in Prosa, und so ist er etwas verändert von Pierre Desray im Jahr 1499. gedruckt worden. Die eigentliche Aufschrift dieses Romans ist: Histoire miraculeuse du Chevalier au cyne (aux Cygnes) fils du puissant Roy Oriant, du quel est issu Godefroy de Bil-

lon (Bouillon) avec les faits de ce Roi & plusieurs autres Princes & Barons Chrenelis.

Die Mutter des Königs Oriant hieß Matbrune, sie wird aber als verwittibte Königin in dem Roman des Schwanenritters die weisse Königin (la Royne Blanche) genannt. Der Herausgeber der angeführten Memoires tirés d'une grande Bibliotheque macht dabey die Anmerkung, „daß man noch im vierzehenten Jahrhunderte die verwittibten Königinnen so zu nennen pflegte, es sey zum Angedenken der Königin Blanca, Mutter des heil. Ludewigs, oder weil sie immer in Nonnenschleyer, und weisse Florkappen gehüllt waren, und eine immerwährende Trauer durch ihren ganzen Wittwenstand trugen." Die erstere Vermuthung aber muß wegfallen, sobald man annimmt, daß die Mutter Ludewigs des heiligen selbst wegen ihrer langen Wittwentrauer la Reine Blanche (die weisse Königin) und nicht die Königin Blanca sey genennt worden, wie das aus der obenangeführten Stelle des Carpentier erhellet.

Ich

Ich glaube, meine Leser werden nun schon meine Auflösung der Aufgabe über den Ursprung von der weissen Frau von selbst gerathen haben. Es würde also ihrem Scharfsinn vorgreifen heissen, wenn ich noch hinzusezen wollte, die Redensart: **Die weisse Frau wird bald bey Hofe erscheinen**, habe nichts anders bedeutet, als: **es werde bald eine fürstliche Wittwe am Hofe seyn; es werde sich also bald ein hoher Todesfall ereignen.** Ich hoffe, man werde den Uebergang von dieser sinnlichen Redensart auf die vor dem Todesfalle hergehende Erscheinung eines Gespenstes von einer weissen Frau, und auf ihre prophetische Misdeutung nicht zu gähe finden. Wenn wir den Ursprung der Fabeln allezeit aus so wahrscheinlichen Hypothesen erklären könnten: so würden wir endlich immer mehr die Geschichte von Fabeln säubern, und den Täuschungen des Aberglaubens vorbauen. Daß man bey der unheilbaren oder gefährlichen Krankheit eines Fürsten seine Fürstin sich als Wittwe vorstelle, daß die besorgten und bekümmerten Gemüter das, was sie blos

besorgen können, schon zu sehen glauben, daß sie dann das Gesicht als eine Vorbedeutung halten, ist dem natürlichen Gange der menschlichen Seele so gemäß, daß man sich nicht wundern darf, wenn dieses unendlich oft in der Welt geschieht.

Man mag diese Erklärung halten, für was man will: so hat sie doch den Vortheil, daß sie sich in den ganzen Zusammenhang aller Umstände, die man von dieser vorbedeutenden Erscheinung anführt, am besten paßt. Ich habe oben als einen Hauptumstand angemerkt, daß nach dem Volksglauben die Erscheinung der weissen Frau einen männlichen Todesfall bedeute. Dieser Umstand läßt sich bey nahe nicht begreiffen, wenn man nicht annimmt, daß die weisse Frau ihren Ursprung von einer Wittwe habe. Die Ueberlieferung sagt ferner: Die weisse Frau erscheine in leidtragender Gestalt. Ich kann darunter nichts anders verstehen, als in den grossen langen schleppenden Kleidern, mit den überhangenden Schleyern, so wie man sie izt von schwarzer Farbe trägt,

trägt, wie sie aber zur Zeit des Ursprunges der Fabel von weisser Farbe getragen wurden.

Diese Schleyer sind augenscheinlich von den Nonnen hergenommen, deren Kleidung die verwittibten Fürstinnen aus guten Gründen nachahmten; da sie das Andenken ihres Gemals nicht besser, als durch eine gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt ehren, und die Grösse ihres Verlusts zu erkennen geben konnten, als wenn sie die Kleidung der Gottvermählten nachahmten, und dadurch bekannten, daß, nachdem sie ihren fürstlichen Gemal verloren, nun kein Sterblicher mehr, sondern der Höchste allein, seine Stelle in ihrem Herzen einnehmen könne.

Es wird, denke ich, niemand von mir verlangen, daß ich Schritt für Schritt zeige, wie aus einem so geringen Ursprunge eine so umständliche Geschichte habe entstehen können, als wir von der vorgegebenen weissen Frau oben angeführt haben. Nichts ist leichter und gewönlicher, als eine Fabel, wenn einmal der Grund dazu gelegt ist, durch weitläufige Erzählungen weiter aufzuschwellen,

schwellen, und durch die genauste Umständlichkeit noch ferner auszuschmücken. Nachdem einmal die Sage von den 11000. Jungfrauen Glauben gefunden hatte: so fand sich bald ein fruchtbarer Legendenschreiber, der ihre Thaten, ihr Vaterland, ihre Kriegszüge, Anführer u. s. w. so genau zu beschreiben wußte, als wenn er ihren Feldzügen selbst mit angewohnt hätte.

Ich könnte mich also völlig für entbunden halten, die Umstände, womit man das Mährchen ausgeschmückt hat, zu beurteilen, und daß sie erdichtet sind, darzuthun; denn auſſer daß sie mit der Hauptsache von selbst fallen müssen: sind wir von den Zeiten, wohin man sie versezt hat, zu weit entfernt, als daß man sich auf jede Kleinigkeit in derselben einlassen könnte.

Indeß enthält die Geschichte doch einen Umstand, der selbst verräth, daß sie erst erdichtet worden ist, nachdem man bereits lange an eine weisse Frau geglaubt hatte. Die Legende legt ihr den Namen Perchta von Rosenberg bey. In der Wahl dieses Taufnamens Perchta glaube ich eine

Spur

Spur zu finden, daß die Geschichte der Gräfin von Rosenberg bereits die Ueberlieferung von einem Gespenste voraussetze, und daß die Erstere dieser Leztern angepaßt sey. Der weibliche Taufname Prechta oder Perchta ist so ungewönlich, daß man sich billig wundert, ihn hier zu finden. Wenn man seinem Ursprung auf den Spuren der Analogie nachforschte: so müßte er von dem männlichen Taufnamen: Brecht, Bert abgeleitet werden, welcher aber ausser der Zusammensezung, als: in Albrecht, Berthold, Adelbert u. d. nicht vorkommt. Aus diesem Grunde läßt sich urtheilen, daß auch der Name Prechta, Perchta, Brechta, nicht ausser der Zusammensezung vorkommen werde. Wie kommt er also hieher? Ich will eine Muthmassung wagen, die ich für weiter nichts, als für eine Muthmassung ausgebe, die, wenn sie auch sich nicht sollte bestätigt finden, meiner Auflösung in der Hauptsache doch keinen Schaden thun würde.

Wir finden, daß dem heil. Dreykönigstage auch der Name Prechtag beygelegt werde. Verschiedene

schiedene Sprach- und Alterthumsforscher erklären diese Benennung unmittelbar für eine wörtliche Uebersezung des Worts Epiphanias; das thut Haltaus, (S. Haltausii Calendar. medii ævi S. 37.) dieser Ableitung ist die Sprache nicht entgegen; denn Brehen, Brechen hieß noch im fünfzehenten Jahrhundert so viel als glänzen. Das alte teutsche Vocabularium von 1482. gibt scheinend, prehend durch rutilus, und diese Ableitung schickt sich selbst sehr gut zu den Wörtern Brecht, Bert, Bern, Warn u. d. womit viele Namen berühmter, ädler, erlauchter und glänzender Männer zusammengesezt sind, und er ist noch in dem englischen brigt sichtbar.

Dem ungeachtet hat sie andern Sprachforschern nicht gefallen, und einige haben lieber die Benennung des heil. Dreykönigstages von einer Brech ableiten wollen, welche ein weibliches Gespenst seyn soll, das an diesem Tage und der darauf folgenden Nacht sein Wesen hatte, indem es, nach der Sage des Aberglaubens, den Leuten den Bauch aufschnitt. Frisch in seinem teutsch-lateinischen

nischen Wörterbuch von Percht sagt, daß man mit diesem Gespenste noch bis auf diese Stunde in Franken die Kinder in Furcht jage; er glaubt aber, daß das Gespenst seinen Namen von dem Brechtage, nicht der Brechtag den seinigen von dem Gespenste habe.

Ich nehme mir nicht heraus, diesen grammatischen Streit zu entscheiden; ich führe nur diese verschiedne Ableitungen in der Absicht an, um daraus zu zeigen, daß man der weissen Frau nicht ohne Ursache den Namen Perchta von Rosenberg gegeben. Wenn der weibliche Name Perchta oder Prechta ausser der Zusammensezung eben so wenig vorkommt, als der männliche Name Bercht und Brecht: so kann man schwerlich einen vernünftigern Grund angeben, warum die Legende gerade diesen Namen zur Ausschmückung ihres Mährchens gewählt habe, als weil er in der Geisterlehre des Volksglaubens der Name eines Gespenstes war.

Sonach träfen wir dann hier auf eine unzweydeutige Spur von der Erdichtung der Legende.

Es

Es ergäbe sich aus ihr selbst, daß der Wahn von einem Gespenste, das unter der Gestalt einer weissen Frau zu erscheinen pflegt, schon unter dem Volke gewesen sey, ehe man noch die Legende dazu erdichtet, indem selbst dieser Wahn den Erdichter derselben in der Wahl des Namens seiner Heldin geleitet zu haben scheint.

Ich müßte nicht wissen, welche Stärke der Beweise man für eine historisch gewisse Wahrheit mit Recht verlangen könne, wenn ich das Resultat meiner Untersuchungen über die weisse Frau für etwas mehr, als eine blosse, aber ziemlich wahrscheinliche Vermuthung ausgeben wollte. So schwach indessen diese Wahrscheinlichkeit immer seyn mag, so gibt sie uns doch immer eine mögliche Art an die Hand, das Entstehen und Ausbreiten einer solchen abergläubischen Ueberlieferung zu erklären, und entkräftet also die Beweise, womit der Aberglaube seinem Wahn ein Gewicht zu geben glaubt.

Nach-

Nachtrag zu der Legende von der weissen Frau.

Die Quellen des Aberglaubens sind eben so versteckt, und in ihrem ersten Ursprung eben so gering und unbedeutend, als die Quellen des Nil. Sie schwellen nach und nach zum Strom auf, der, ohne den Boden zu befruchten, über seine Ufer tritt, und Vernunft und Wahrheit mit sich fortschwemmt. Sie selbst werden oft erst spät nach vielen mislungenen Versuchen und abentheurlichen Theorien entdeckt und meistens da entdeckt, wo sie keiner vermuthete.

Wer je darüber nachgedacht hat, durch welche unmerkliche Fortschritte eine abergläubi che Idee zu wachsen pflegt, was für seltsame Kombinationen und rasche Sprünge sich die einmal durch Hang zur Schwärmerey, durch Andächteley, durch feyerliche Cerimonien, durch Furcht u. s. w. angeregte Imagination erlaubt, und wie oft der Aberglaube selbst aus Wortspielen und Sprachzweydeutigkeiten Nahrung saugt — der wird obige von einem der scharfsinnigsten Philosophen Deutschlands versuchte

Er-

Erklärung von dem Ursprung einer eben so berühmten, als lächerlichen Gespensterhistorie, nicht nur sehr sinnreich, sondern auch dem durch Geschichte und tägliche Erfahrung bewährten Gange aberglaubischer Ideen und schwärmerischer Verirrungen ungemein anpassend finden; und er muß es dem Philosophen Dank wissen, der, statt mit allgemeinem Räsonnement oder Deklamation gegen den Aberglauben zu kämpfen, von dessen Panzer auch die schärfsten Pfeile des Räsonnements zurückprallen, lieber mit der Fackel der Geschichte die oft verwehte Spur seines Gangs verfolgt, um die dunkle Geburtsstätte, und die meistentheils sehr kleine und armselige Wiege des vermeinten Riesen zu finden, den nur blinde Leichtgläubigkeit und schwerhörige Einfalt zum Riesen machten.

Da der berühmte Verfasser der vorigen Abhandlung die eigentliche Legende nur kurz berührt hat, und ich vermuthen darf, daß eine etwas ausführlichere Nachricht für viele Leser nicht unnützlich seyn dörfte: so liefere ich einen Nachtrag, so gut ich ihn aus den wenigen Quellen liefern kann.

Meine

Meine Gewährsmänner sind — lauter leichtgläubige Mährchenerzähler, der Jesuit Balbinus, der ehemals berühmte, jezt vergeßne Polygraph, Erasmus Francisci in seinem wenigstens dreymal aufgelegten höllischen Proteus, einer wahren Fundgrube des lächerlichsten und widersinnigsten Aberglaubens; Brand, Rektor zu Spandau in einer kleinen Schulschrift: Die von Gott erschaffene unsichtbare Welt. 1725. u. s. w. freylich sehr trübe schlammige Quellen! Aber das sind eben die Quellen des Aberglaubens und der Schwärmerey.

Die gewöhnlichste Tradition ist, daß die weisse Frau eine böhmische Gräfin Perchta von Rosenberg sey. Sie ward zwischen 1420—30. geboren. Ihr Vater, Ulrich von Rosenberg, war Oberburggraf in Böhmen, und unter Autorität des Pabstes oberster Feldherr des katholischen Heers gegen die Hussiten. Er vermählte seine Tochter an Johann von Lichtenstein, einen Steyrischen Freyherrn, einen lasterhaften und äusserst hartherzigen Mann. Ihre Ehe mit diesem Barbaren war voll

Elend und Jammer. Endlich befreyte der Tod des Tiraunen das lang gequälte seufzende Weib aus ihrer Sclaverey. Sie kehrte nach Böhmen zu ihrem Bruder Heinrich zurück, und übernahm nachmals mit eben so vieler Klugheit als Gutherzigkeit die Erziehung mehrerer Pupillen aus ihrer Familie, unter andern auch der verwaisten Söhne des Meinhard von Neuhaus. Bey diesen ihren dankbaren Zöglingen blieb sie bis an ihren Tod, und hieß schon bey ihrem Leben wegen ihrer weissen Wittwentracht die weisse Frau.

Sie erbaute das Neuhäusische Schlos. Dieser Bau daurte viele Jahre lang zu grosser Beschwerde der Unterthanen, die bey Grabung und Aufführung der Wälle, Aufrichtung der Thürme, und Zuführung der Baumaterialien gebraucht wurden. Der freundliche Zuspruch der weissen Frau erleichterte ihnen indessen die Last des Frondienstes. Nach Vollendung des Baues richtete sie allen Unterthanen ein kostbares Mahl an, und machte eine Stiftung zur jährlichen Wiederholung eines solchen Liebesmahls, das nachher auf dem grünen

Donnerstag verlegt, und von dem dabey gewöhnlichen Hauptgericht der süsse Brey genannt ward. Ob diese Stiftung noch bestehen mag, ist mir unbekannt; wenigstens bestand sie noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Böhmische Jesuit Balbinus versichert, daß er selbst mehr als einmal unter den Zuschauern zugegen gewesen, und daß jedesmal zum wenigsten 7000. zuweilen 9—10,000. Arme aus der ganzen umliegenden Nachbarschaft auf den geraumigen Schlosplätzen zu Neuhaus wären bewirthet worden. Zehntausend hungrige Mägen auf einmal zu bewirthen, und satt zu machen, will freylich für einen böhmischen Edelmann immer schon viel sagen. Indessen was thut und glaubt man nicht, um nur nichts mit der weissen Frau zu schaffen zu haben! denn das sonst so gutmüthige und freundliche Gespenst gerieth doch, sagt man, jederzeit in die äusserste Wuth, wenn einmal in einem Jahr aus Geiz oder Nachläßigkeit der Besizer von Neuhaus die feyrliche Mahlzeit des süssen Breys unterblieb. Dis geschah fürnemlich im dreyssigjährigen Kriege,

als die Schweden eine Zeitlang Neuhaus im Besiz hatten, und sich um die weisse Frau und süssen Brey nicht bekümmerten. Jezt erschien sie nicht, wie sonst, mit der Mine einer ruhigen Dulderin, sondern mit aller Würde und Wuth eines zürnenden Weibes. Das ganze Schloß war voll Lärm und Unruhe, die Wachen wurden verjagt, geschlagen, und von einer unsichtbaren Kraft zu Boden gestürzt, die Officiers bey Nacht aus den Betten geworfen, und auf der Erde herumgezogen. Endlich rieth ein Burger dem Schwedischen Kommandanten, das unterlassene Liebesmal anzurichten. Er thats, die weisse Frau ward besänftigt, und siehe, auf einmal war alles wieder ruhig. Balbinus berichtet, in dem neuhäusischen Schlosse stehe ein Bild in Lebensgrösse, das die weisse Frau vorstelle; alle, denen die weisse Frau jemals erschienen, gestünden, daß dis Bild ihr wie aus den Augen geschnitten sey. Er selbst sah es 1655. und bemerkte auf demselben nicht nur das rosenbergische Wappen, sondern auch den Namen Perchta.

Uebri-

Uebrigens erscheint sie in Böhmen an mehrern Oertern, immer indessen nur bey vornehmen Familien. Warum sie aber fürnemlich in dem Schlosse zu Rosenberg und dem zu Neuhaus zu erscheinen pflege, ist sehr begreiflich, da sie in jenem geboren worden, in diesem hingegen, das sie selbst erbaut, gestorben ist. Sie erscheint daher nirgend öfters als zu Neuhaus, und sie ließ sich zu der Zeit, als Balbin in dem dasigen Jesuiter-Kollegium sich befand, so weit herab, durch ihre Erscheinung auch die Todesfälle der Mitglieder dieses Kollegiums zu weissagen. Der Pater Müller erzehlte dem Balbin, er habe selbst die weisse Frau um Mittagszeit gesehen, wie sie aus einem Schloßfenster von einem öden Thurm auf die Stadt Neuhaus habe herabgesehen. Als aber jedermann auf dem Markt mit Fingern auf sie gezeigt, wäre sie zwar von ihrem Plaz nicht weggetretten, wäre indessen immer kleiner geworden, und endlich verschwunden. Wilhelm Slavata, böhmischer Reichskanzler und Herr dieses Schlosses, erwähnt nicht nur in seinen libris apologeticis der Erscheinung

der weissen Frau als einer sehr gewöhnlichen landkundigen Sache, sondern sezt auch hinzu, die weisse Frau befinde sich im Fegefeur, und könne daraus nicht eher erlöst werden, als bis das Schloß zu Neuhaus entweder eingefallen, oder niedergerissen seyn würde.

Die andre Oerter in Böhmen, wo sie von Zeit zu Zeit erscheinen soll, sind nach Balbins Bericht Krumlow, Wittengau, Frauenberg, das Schloß zu Bechin, zu Telzen, das uralte Schloß zu Kraselow oder Schwanberg und das Schloß der Herrn von Berka. Vermutlich sind diese Familien sämtlich durch Verwandschaft mit den Häusern der Herrn von Rosenberg und Neuhaus verknüpft.

Sie erscheint indessen nicht immer blos als Todesprophetin, sondern auch bey bevorstehenden Geburten, Vermählungen und andern frohen Begebenheiten in der Familie. Zum Unterschied trägt sie bey einem Sterbefall an beyden Händen schwarze Handschuhe; zur Anzeige frölicher Vorfälle hingegen erscheint sie, nach Francisci Ausdruck, durchaus weiß im Talar nach der Weise vornehmer Standes-

Witt-

Wittwen. Doch schreibt Gerlach im türkischen Tagbuche, der kaiserliche Gesandte bey der Pforte, Freyherr von Ungnad, habe in Konstantinopel erzehlt; so oft einer vom rosenbergischen Geschlechte in Böhmen geboren würde, erscheine ein Weib in weisser; wenn aber jemand stürbe, in schwarzer Kleidung.

Bisweilen geht sie in Neuhaus mit raschem Gang durch das Schloß, öfnet und verschließt bald dieses, bald jenes Zimmer mit einem an ihrem Gürtel hangenden Bund Schlüssel. Sie ist überhaupt nicht leutscheu, und zeigt sich daher nicht nur zur gewönlicher Gespensterstunde bey Nacht, sondern selbst bey hellem Tage. Wenn ihr jemand begegnet und sie begrüst, ertheilt sie ihm mit Neigung des Hauptes und mit aller Gravität einer bejahrten vornehmen Wittib einen freundlichernsthaften Gegengrus, und geht, wenn man sie nicht hindert, ruhig und sittsam, ohne jemand zu beleidigen, ihren Weg fort. Nur dann, wenn jemand sie mit Flüchen begrüst, wird sie zornig, und macht ein finsters Gesicht; ja zuweilen verfolgt sie

den vermessenen Lästerer mit Steinen, und allem, was ihr in die Hände kommt. Diese Reizbarkeit bewies sie vornemlich 1539. auf dem Schlosse zu Wittengau, als der nachmalige Besizer desselben, Peter Wock von Rosenberg, der der lezte seines Stammes war, noch als ein neugebornes Kind in der Wiege lag. Das Kind war ein besondrer Liebling der weissen Frau. Sie wiegte es, wenn die Wärterinnen schliefen, nahm es, wenn es weinte, freundlich aus der Wiege auf ihre Arme, koſete und spielte mit ihm, und trug es mit aller Freundlichkeit und Herzlichkeit einer Kindermuhme durch die Zimmer herum. Nach einiger Zeit ward eine neue Kinderwärterin angenommen, der dis Schauspiel ganz neu war, und der die Kollegenschaft eines Gespenstes nicht anstand. Sie faßte daher einmal das Herz, und riß der geschäftigen weissen Frau das Kind aus den Armen. Izt war sie aufs äusserste erbittert, und hielt an die vermessene Magd eine scharfe Rede, worauf sie verschwand, ohne sich wieder bey dem Kinde sehen zu lassen, nachdem sie es noch der Amme nach-

drück-

drücklich empfolen, und ihr zugleich aufgetragen, ihm einst in seinen Jünglings-Jahren die Liebe der weissen Frau für ihn zu erzehlen, und ihm dabey den Ort in der Wand zu zeigen, wo sie aus und ein zu gehen pflegte. Diß geschah, und Peter Wock lies, als er Besizer des Schlosses geworden, in der Wand nachgraben, und fand — einen unermeßlichen Schaz, wovon er 1611. dem Kaiser Rudolph einige 100,000. Thaler zur Löhnung für das misvergnügte Passauische Kriegsheer vorschos.

Ueberhaupt hat sich die weisse Frau bey mehrern Gelegenheiten dienstfertiger und herablassender gezeigt, als man es von einer Matrone ihres Standes und von der furchtbaren Todesverkünderin erwarten sollte. Als im Jahr 1604 Joachim von Neuhaus auf dem Tode lag, und niemand einen Beichtvater holte, übernahm die weisse Frau in höchsteigner Person dis Geschäft, und rief dem Pater Rektor des Jesuiten-Kollegiums, Nikolaus Pistorius. Ein andermal als Frau Katharina von Montfort die Frau Maria von

Hohenzollern in ihrer Krankheit zu Bechin besuchte, und nicht gleich eine Fackel bey der Hand war, erschien auf einmal die weisse Frau, und leuchtete mit der Fackel voran. Einer grossen Fürstin, die eben vor dem Spiegel stand, und ihre Kammerfrau fragte: wie viel die Uhr sey, erschien ebenfalls plözlich die weisse Frau mit der Antwort: Zehn Uhr ists, ihr Liebden!

Fragen wir, wie dann dis böhmische national-Gespenst dazu gekommen, sich auch in Berlin und an andern Höfen in Europa sehen zu lassen: so weiß sich die Legende zu helfen. Das Rosenbergische Hauß, heist es, war seit je her wegen seines grossen Ansehens und Reichthums mit mehrern fürstlichen Hänsern Deutschlands verschwägert. Wilhelm von Rosenberg, Oberburggraf von Böhmen, heurathete viermal, und jedesmal eine Fürstentochter Deutschlands, besonders ist seine Vermählung mit des Churfürsten von Brandenburg Joachim zweyten jüngster Tochter Sophia merkwürdig und historisch gewis. Er hielt 1561. ein prächtiges Beylager zu Berlin, und ein Theil seiner

seiner Morgengabe war — die weisse Frau. Vermuthlich war das Fegfeur bisher zu unwirksam gewesen, um alle irdischen Schlacken aus ihrer Seele auszubrennen, so daß sie auch hier noch dem Stolz unterlag, den der neue unerwartete Glanz ihres Hauses bey den fürstlichen Vermählungen ihres Urneffen rege machte. Genug, sie wollte nicht allein zurückbleiben, und erhob sich also nunmehr aus dem Range eines hochgräflichen Gespenstes zu dem eines fürstlichen. Ihr Stolz begnügte sich damit noch nicht. Sie bildete sich ein, alle mit dem Hause Brandenburg nahe oder fern verwandte Häuser wären nun auch ihre Verwandten, denen sie daher von Zeit zu Zeit einen freundschaftlichen Besuch schuldig sey. Und so kam sie denn nicht nur nach Bareut, wo sie 1678. den Tod des apanagirten tapfern Prinzen, Erdmann Phillipp, Markgraf Georg Albrechts Sohn, durch ihre Erscheinung auf seinem Stuhl vorherverkündigte (S. Rentsch Brandenb. Cedernhayn S. 714.) sondern auch nach Wirtemberg, überdiß nach London, Koppenhagen, Stockholm u. s. w.

Ihr

Ihr Besuch am Berlinischen Hofe im Jahr 1628. ist besonders merkwürdig. Bisher war sie immer stumm gewesen. Die lang unterdrückte Weiblichkeit siegte endlich. Die weisse Prophetin that ihren Mund auf und rief mit vernehmlicher Stimme: Veni, judica vivos & mortuos. Goldschmid erzehlt in seinem höllischen Proteus, daß in den Jahren 1659. und 60. sich die weisse Frau in Berlin sehen lassen, und daß bald darauf die Mutter des Churfürsten zu Krossen, und seine Schwester die Herzogin von Kurland (diese leztere starb doch erst 1676. die erstere aber wirklich 1660.) gestorben wären. Ein Umstand, der der sonstigen Tradition widerspricht, die sie nur männliche Todesfälle verkündigen läßt. Bey ihren damaligen Besuchen zeigte sie sich so rüstig und mannhaft, daß sie den churfürstlichen Oberstallmeister von Borgstorf, der anfänglich ihr Daseyn bezweifelt hatte, und sie, als er ihr begegnete, etwas hart anredete — die Treppe hinunter — warf.

Im

Im Jahr 1667. erschien sie abermals wider die Regel als weibliche Todesprophetin, um den Tod der Churfürstin Luise Henriette anzudeuten; und zwar erschien sie dismal im Schlafzimmer der Churfürstin, am Tische sizend, als ob sie schriebe. Als die Churfürstin selbst kam: stand sie auf, verneigte sich und — verschwand. Der Tod des grossen Churfürsten ward ebenfalls von ihr geweissagt. Wenigstens sah sie im Jahr vorher der Hofprediger Brunsenius auf dem Schloß herumgehen, als er eben an einem Sonntage sich auf dem Schlosse, um daselbst zu predigen, eingefunden. Er bemerkte sich Tag und Stunde, und nach einem Jahr an demselben Tage erfolgte der Tod des Churfürsten.

Der Aberglaube ist nie mit sich selbst einig. Man darf sich also nicht wundern, daß uns ausser der Böhmischen Gräfin Perchta von Rosenberg noch andre Frauenzimmer genannt werden, die nach ihrem Tode die Rolle der weissen Frau zu spielen übernommen. Man nennt fürnemlich eine verwittibte Gräfin von Orlamünde, über deren

Namen

Namen man jedoch nicht einmal einig ist. Nach einigen hieß sie Beatrix, und war des Grafen Otto I. von Orlamünde Wittib; nach andern Kunigunda, und eine dritte Nachricht nennt sie Agnes. Der Burggraf von Nürnberg, Albrecht der schöne, machte einen so tiefen Eindruck auf ihr Herz, daß sie sich über die Regeln der weiblichen Sittsamkeit hinwegsezte, und sich ihm selbst zur Gemalin antrug; aber sie hatte von ihrem ersten Gemal zwey Kinder am Leben. Diese dienten dem feinen Burggrafen zum Vorwand, um dem unerwarteten Antrage mit guter Manier auszuweichen. Ihre Liebe ward durch dis Hinderniß nur noch mehr entflammt. Sie schwur ihren Kindern den Tod. Eine lange dazu verfertigte Nadel, die sie ihnen durch die Hirnschale stieß, ward das Werkzeug des Mordes. Die grausame That bliebe nicht verborgen, und die Mörderin kam in ein ewiges Gefängniß. Hier von zwey Furien gefoltert, von verschmähter beleidigter Liebe und von dem Bewußtseyn des schröcklichsten Mordes, nährte sie in ihrer rachsüchtigen Seele den Wunsch,

einst

einst nach ihrem Tode den Abkömmlingen des Zollerischen Hauses, solange nur noch einer des Stammes übrig wäre, zum Schrecken in weisser Tracht zu erscheinen. Ihr Wunsch, sagt die Legende, ward erhört, und sie — spuckte. Nach dieser Erzehlung ist nun die weisse Frau nicht mehr warnende Freundin, sondern ein feindliches rachsüchtiges Weib.

Der Rektor Brand nennt ferner eine Gräfin von Leiningen, die zu den Zeiten Joachim I. am brandenburgischen Hofe gelebt, und dieses Churfürsten Ehe gesucht habe, von welcher ich weiter keine Nachricht finde.

Bekannter ist die Anna Sidow, Beyschläferin des Churfürsten Joachim II. die schöne Giesserin genannt, weil sie vorher mit einem Stückgiesser verheurathet gewesen war. (S. Oelrichs Beyträge zur Brandenb. Geschichte S. 210. 211.) Der Churfürst erzeugte mehrere Kinder mit ihr, und sie hatte so viele Gewalt über ihn, daß er schon 1561. den Churprinzen Johann Georg sich eidlich anheischig machen ließ, künftig ihr und

ihren

ihren Kindern alles zu lassen, was ihnen der Churfürst gegeben, und sie überhaupt freundschaftlich zu behandeln. Johann Georg brach sein Wort, und sezte sie gleich nach dem Tode seines Vaters nach Spandau, wo er sie bis an ihr Ende sehr hart hielt. Und nun entstand der Wahn, daß sie, um sich zu rächen, im Schloß erschien. Man hat mehr Exempel von Weibern, die aus Rachsucht nach ihrem Tode gespuckt haben sollen, und wenn sie auch nicht tödten konnten, wenigstens Todesprophetinnen wurden. Unstreitig hat die gewönliche Meinung von der Gräfin Perchta von Rosenberg den meisten innern Zusammenhang. Ueberhaupt ist es mir aus mehrern Ursachen wahrscheinlich, daß das Mährchen von der weissen Frau weder früher noch später entstanden, als unter Churfürst Joachim II. der, wie ich oben erwähnte, seine Tochter an den Grafen von Rosenberg vermählte. Joachim II. war zwar aufgeklärt genug, das Joch des Pabstes abzuschütteln, aber in mancher andrer Rücksicht noch sehr schwach und leichtglaubig; daher er mit Projectmachern aller Art,

mit

mit Goldmachern, ja wie ihm wenigstens Schuld gegeben ward, mit Geisterbannern und Schwarzkünstlern sich einließ. An einem solchen Hofe konnte die Fabel von der weissen Frau sehr leicht aufkeimen und reif werden. Dazu kam die Sage von einer besondern Vorhersehungsgabe des Churfürsten Joachim II., durch die er fürnemlich von hohen Todesfällen in seiner Familie belehrt worden seyn solle. Ein sehr merkwürdiger Umstand ist es, daß er unter andern auch den Tod seiner an den Grafen Rosenberg vermählten Tochter auf diese Art vorhergewußt. (*)

Unter

(*) Beym *Cernitius* (Electorum Brandenb. eicones eorumque res gestæ) heißt es p. 64. Illud maxime admirabile fuit in Joachimo, quod sæpissime impulsione secreta de principum & domesticorum emigrationibus ex hac vita admoneretur, antequam ipsi nunciarentur. Qua in re præternaturalis in ipso vis fuisse putatur. — Non præmonitus rescivit mortem Philippi, Cattorum principis. — Quum esset in arce Copnicnsi, in qua vitam finivit, conturbatus est nonnihil incerti animi præsagio, quod quum explicare ilico non

Unter König Friedrichs I. Regierung fand man 1709. beym Schloßbau, da man einen Theil des Gebäudes niederriß, in einer Mauer ein weibliches Gerippe, das man treuherzig genug für das Gerippe der weissen Frau hielt, und es auf dem Domkirchhofe begrub, in der Hofnung, sie würde nunmehr nicht wieder kommen. Wirklich ließ sie, wie Rektor Brand versichert, sich geraume Zeit hindurch, ungeachtet der öftern Todesfälle in dem königlichen Hause nicht ferner sehen; doch wagte sie es noch einmal unter König Friedrich Wilhelm. Als aber der König das Gespenst von der Wache gefangen nehmen, und öffentlich in die Fiedel stellen ließ, (S. Nicolai Beschreibung von Berlin II Th. 4. Anhang S. 8.) vergieng ihr seit dem aller Lust zu spucken. Es ist sehr begreiflich, daß Betrug und Schelmerey sich den einmal herrschenden

non potuisset, jussit observari id temporis momentum tanquam sibi aliquid portendens. Id postea præcise comperit fuisse horam *emigrationis suæ filiæ, quæ Rosenbergio nobilissimorum ac opulentissimorum Bohemiæ procorum facile principi nupta erat.*

schenden Wahn sehr oft zu Nuze gemacht haben mag.

Leider — mit Erröthen schreib ichs — ist der Glaube an die weisse Frau noch nicht ganz ausgestorben. Ein Aberglaube, der Jahrhunderte lang sich festwurzelte, ist schwer auszurotten. Es sind noch nicht zwey Jahre, da man sich noch eine Erscheinung der weissen Frau ins Ohr flüsterte. Es wäre in der That kaum zu begreiffen, wie in Berlin noch immer so viel Aufklärung und so viel Einfalt, so viel Verachtung aller geheiligter Vorurteile und Schwärmereyen, und so viel Aberglaube ruhig nebeneinander wohnen können, wenn nicht alle grosse Städte ähnliche Erfahrungen lieferten. Immer ist es indessen nur dem Pöbel zu unsern Zeiten verzeihlich, an Mährchen der Art, wie das von der weissen Frau ist, zu glauben; Aber was soll man dazu sagen, wenn Leute, die durch Geburt, Erziehung und Stand über den Pöbel erhaben sind, dennoch hierinn mit dem Pöbel übereinstimmig denken?

Hunc igitur terrorem animi tenebrasque aliquando
Non radii solis neque lucida tela diei
Discutient.

* * *

(Der Freymüthige. Freyburg 1783. S. 332.)

Zu Ueberlingen lag der Fuhrknecht eines benachbarten Pfarrers schon etliche Tage krank, um sich das linke Schenkelbein, welches ein Wagenrad ihm entzwey gebrochen hatte, kuriren zu lassen. Ein Pater Kapuziner besuchte ihn fleissig, und weil er den frommen Willen des Mannes merkte, schwazte er ihm sehr viel von dem grossen neuen Heiligen, dem Laurentius von Brundusium, vor, der unbeschreiblich viele Wunder in Italien gethan habe. — Den Tag vor der Kanonisations-Feyr erschien der Pater Krankenwärter am frühen Morgen wieder, verehrte dem Kranken ein paar Bilochen, die den Heiligen und seine Trophäen vorstellten und welche auf den gebrochenen Fuß mußten aufgebunden werden; erzehlte nochmals

ein

ein langes und breites von den Wundern des Seligen, und schlos mit der Versicherung, daß der Heilige, wenn anders der Kranke ein recht vestes Vertrauen auf ihn sezen würde, ganz gewis dem beschädigten Theil bis morgen die vorige Gesundheit verschaffen würde; denn es müsse dem Heiligen daran gelegen seyn, seinen Pflegkindern in einer Stadt, die so viel fromme und wohlthätige Seelen fasse, seine Hilfe nicht zu versagen. Er soll es also morgen früh nur getrost versuchen, den Fuß aus dem Bette zu heben, und gerades wegs der Kapuzinerkirche zuzulaufen.

Der Kranke brannte von Verlangen, welches durch einen Traum, worinn ihm der Heilige den Schenkel berührte und heilte, bis zum Enthusiasmus erhoben wurde.

Als die zum Mirakel bestimmte Zeit gekommen war: löste sich der Kranke die Binde ab,

Digitized by Google

ergrif mit gestärkter Kraft den schweren, ohnmächtigen Fuß, schleuderte ihn zum Bette heraus, und — fiel plözlich zur Erde. Der schon eingerichtete Schenkel brach wieder entzwey, und der arme Betrogene sah sich genöthiget, von neuem sich dem Wundarzte zu überlassen, der sich nun alle Mühe gibt, allmählich wieder gut zu machen, was ein bigoter Krankenwärter verdorben hat.

Zehendes Stück.

Ueberbleibsel des altheidnischen Aberglaubens unter den Christen.

Eine Fortsezung des sechsten Stücks.

Nimirum insanus paucis videatur, eo quod
Maxima pars hominum morbo jactatur eodem.

Horatius.

* * *

Pendant zu den Charfreytags-Prezeln, welche, nüchtern genossen, das Fieber abhalten sollen. Nach des Herrn Rektor Schüzen Abhandlung vom Aberglauben wird in der Gegend Wernigerode eine gleiche Kraft den Gründonnerstags-Prezeln beygelegt. S. 366.

Digitized by Google

Ovid sagt in Fast. VI. 179. und folgg. wer den 27. May von gemischtem Bohnen- und Kornmehl esse, der bleibe innerlich gesund.

Terra fabas tantum duraque farra dabat,
Quæ duo mista simul sextis quicunque Calendis sc. *Junii*s
Ederit, huic lædi viscera posse negant.

d. i. „Die Erde gab Bohnen zu Meel. Wer diese zwey zusammengekocht am ersten Tage des sechsten Monats genüßt, soll von aller Krankheit frey bleiben."

Es ist das Vorgeben, als ob das Prezelnessen an jenem Tage das Fieber abhalte, ein Kneiff der Becken, damit sie desto eher ihre theure Waaren verschliessen. An den Feyrtagen hat das Baurenweib Geld, und Neigung, etwas gutes zu essen; Auch weil es Fastenprezeln sind, hört man bey dem Ende der Fastenzeit gewönlich auf, sie zu backen.

* * *

Einer Kindbetterin muß man ihre Scheere, Nadel und einen Knaul Faden, wenn sie stirbt, mit in die Bahre geben. Daß sie durch nichts

nichts mehr herbeygelockt werde, und im Hauſe nicht ſpucke, gibt man ihr ihr Liebſtes mit ins Grab. Scheere, Nadel und Faden ſind zwar der Kindbetterin das Liebſte nicht, ſondern das Kind, das ſie geboren hat; aber ſie hat dieſe Werkzeuge nöthig, um ihrem Kinde Hemde u. d. zu machen. Damit ſie alſo ſich nicht nach dieſen Werkzeugen in dem Hauſe, darinn ſie im Leben gewohnet hat, umſehe, legt man es ihr in die Bahre. Dem Helden oder auch den Rittern gibt man den Degen, Sporn, Orden, Wappen, Ring u. d. mit unter die Erde. Bey prächtigen Leichenbegängniſſen eines Fürſten trägt man die Inſignien, und führt ſein Leibpferdt voran. Dem Geiſtlichen gibt man die Bibel in die Hände. Prof. Röhler ſagt in dem erſten Band ſeiner Sammlung neuer Reiſebeſchreibungen von den Nordamerikaniſchen Wilden S. 270. „Die Wilden begraben ihre Todten mit groſſem Wolſtand, und errichten Denkmäler über ihre Gräber. Seine liebſten Sachen und Werkzeuge geben ſie ihm mit ins Grab; ſeine Pfeiffe, Toback, Bogen, Pfeile u. ſ. w.

damit es ihm an nichts fehle, wenn er in die andre Welt kommt."

Ezechiel. 32, 27. heißt es: Alle Helden, die unter den Unbeschnittenen gefallen sind, und mit ihrer Kriegswehre zur Hölle gefahren, und ihre Schwerdter unter ihre Häupter haben legen müssen. — So beschreibt Virgil seine Helden in den Elysäischen Felde.n:

— — — Quæ gratia currûm,
Armorumque fuit vivis, — —
— — eadem sequitur tellure repostos. *Æneid.* Lib. 6. v. 653.

d. i. „eben dieselbe Liebe zu Wagen und Waffen, die sie im Leben gehabt haben, hängt ihnen noch unter der Erde an."

Die Nordischen Völker, Scythen, Thracier, Gallier, auch die alten Teutschen gaben ihren Todten zur Aufwartung und zum Gebrauch mancherley in die andre Welt mit. Ein Beweiß, daß sie doch die Unsterblichkeit der Seele und einen Zustand nach dem Tode annahmen. Nach dem Herodotus Libr. IV. Vers. Vallæ fol. 88. begruben die

Scy-

Scythen mit ihren Königen, eum, qui vina miſcebat, & coquum, & equi agaſonem & miniſtrum, & qui erat a nunciis, nec non equos, & aliarum rerum primitias, quin & phaleras aureas.

Eben dieſer meldet von einigen thraciſchen Völkern L. V. fol. 105. daß auch unter den vielen Weibern diejenige, welche die Liebſte des Verſtorbenen zu ſeyn glaubte, ſich mit dem Leichnam ihres Ehemanns verbrennen ließ. *Cæſar* de bello gallico VI. 19. inquit: omnia, quæ vivis cordi fuiſſe arbitrantur, in ignem inferunt, etiam animalia — ſervi & clientes —. *Tacitus* ſchreibt von den Teutſchen c. 27. Funerum nulla ambitio, id ſolum obſervatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis crementur. Struem rogi nec veſtibus nec odoribus cumulant. *Sua cuique arma*, quorundam igni equus adiicitur. Reyßler führt aus nordiſchen Sagebüchern Stellen an, daß man den nordiſchen Helden nicht nur ihre Schwerdter, ſondern auch ihre Pferdte, und wenn ſie keine hatten, Schuhe mitgab, damit ſie dieſelbe

auf

Digitized by Google

auf ihrer Reise nach Walhalla, und während ihres Aufenthalts in demselben brauchen könnten. So gar gute Freunde und Knechte entleibten sich, damit diese in Walhalla, so nannte man den Ort, wo sich die Helden nach dem Tode bey dem Allfadur (Altvater) ergözten, Umgang und Aufwartung bekämen. Die alten Lappen gaben ihren Todten Axt, Bogen, Pfeile, Stahl und Stein mit, damit sie sich durch die dicken Wälder Plaz machen, die wilden Thiere unterwegs verjagen, und wo es nöthig wäre, auch Feur schlagen könnten.

Es ist auch zu allen Zeiten die Gewohnheit gewesen, die Begräbnißpläze der Helden mit ihren Schwerdtern und andern Siegeszeichen des Kriegs auszuzieren. Man lese 1 Macc. 13, 29. So beschreibt Virgil die Grabstätte des Misenus

— — — ingenti mole sepulchrum
Imponit suaque arma viro. *Æneid.* L. VI. v. 232. sq.

d. i. „ er bauete dem Manne ein grosses Grabmaal und hieng seine Waffen daran. "

Lykur-

Lykurgus machte bey den Lacedämoniern ein Geſez, daß nichts zugleich mit dem Leichnam begraben, ſondern daß derſelbe nur in ein rothes Tuch eingewickelt, und ein Olivenblatt an das andre auf ihn hingelegt werden ſollte. Lycoſth. Apophth. p. 672. Bey allen heidniſchen Völkern waren dreyerley Reinigungen üblich, mit Feur, Waſſer und Schwefel; wie Ovid bemerkt:

Terque ſenem flamma, ter aqua, ter ſulphure luſtrat.

wobey auch Zweige oder Blätter von Oelbäumen erfordert wurden. So ſagt Virgil

—— Ter ſocios pura circum luit unda
Spargens rore levi & ramo felicis olivæ,
Luſtravitque viros. *Æneid.* L. VI. v. 229. ſq.

Das mag die Urſache ſeyn, warum Lykurg Oelblätter auf den Leichnam zu legen verordnet hat.

* * *

Bey dem Lichte in Spiegel zu ſehen, wird für ſchädlich gehalten; der Böſe guckt heraus. Es zeigt ſolches ein eitels Gemüte an, bey der Nacht hat man nicht mehr nöthig, ſich

zu

zu puzen ; mithin iſt ſich auch des Spiegels nicht weiter zu bedienen.

Pythagoras ſagt: Ad lucernam in ſpeculo faciem ne contemplator : d. i. bey dem Lichte betrachte dein Angeſicht nicht im Spiegel. Ich führe dieſen Denkſpruch aus des bemeldten Herrn Rektor Schüzens Abhandlung S. 416. an, welcher Bürge dafür iſt, daß er den Pythagoras zum Schöpfer habe. Seine Meinung iſt geweſen ; man ſolle den Schmeichlern nicht trauen, weil ſie uns beſſer fürſtellen, als wir ſind.

* * *

Das Begegnen eines ſchwarzen Hundes rechnet man unter die ungünſtigen Anzeichen. Dem Cardinal Creſcentius, der Präſes bey der tridentiniſchen Verſammlung war, begegnete des Nachts ein kohlſchwarzer Hund, welches ihm einen tödtlichen Schrecken einjagte. Creſcentio Cardinali, præſidi conventus, canis ater nocturnus exitialem incuſſit metum. S. *Cluveri epitome Hiſtoriarum.* p. 605.

Phor-

Phormion ſagt bey dem Terenz Act. 4. Scen. 4. v. 25.

— — poſt illa monſtra evenerunt mihi:
Introiit in ædes ater alienus canis. &c.

d. i. Nach dieſen wunderbaren Zeichen, welche meine ehliche Verbindung verhinderten, iſt mir widerfahren, daß ein fremder ſchwarzer Hund in mein Haus gekommen; welches Phormion unter die unglücklichen Anzeichen gerechnet hat; er befürchtete, es werde durch das Kommen eines ſchwarzen Hundes in ſein Haus ein Ehebrecher angebitten. ——

* * *

Heiden, Juden und Chriſten rühmen ſich der Kunſt, das Feuer beſprechen zu können. Ich habe in der vierten Sammlung des Grabs des Aberglaubens S. 192. folgg. ſchon weitläufig hievon gehandelt, und zeige hier nur aus dem Plinius, daß dieſe Meinung, als könne man das Feur beſprechen, ein altheidniſcher Aberglaube ſey: Etiam parietes incendiorum deprecationibus circumſcribuntur. Libr. 28. cap. 2. p. 123.

Digitized by Google

p. 123. ed. Elzevir. Auch die Wandungen werden durch Feursprüche (wider die weitere Ausbreitung des Feuers) gesichert. Man rühmt vielmals diese Kunst der Besprechung von Landesregenten; allein wenn dieser bey der Feursbrunst zugegen ist: so leistet man seinen Befehlen Gehorsam, und ist arbeitsamer. Ohnediß ergreift nicht selten der Pöbel diese Gelegenheit, durch die Riegel, die seiner Tollkühnheit gesezt sind, zu brechen, und an Vorgesezten mit einer wilden Ausgelassenheit seinen Muth zu kühlen. Aus der Tuscischen Sprache ist eine Redensart bekannt, die hieß Arse verse, welche über die Hausthüren geschrieben wurde, um das Feur von einem Hause abzuwenden. Entweder sind diese Wörter willkührlich erdichtet, wie wir dergleichen viele bey magischen Künsten antreffen, oder kommen sie von arsisse und verte oder averte her.

* * *

Man muß den Sohn Adam, und die Tochter Eva heissen: so werden sie alt werden, und glücklich seyn. Diese Meinung ist

nicht

nicht allgemein. Wenn der Grund der Glückselig-keit in der Benennung läge: so würde jeder die-sen Namen führen wollen. Der Name **Adam** deutet den rohen Stof an, woraus der erste Mensch gebildet worden ist; und **Eva** zielet auf das Le-ben, das sie als die erste Mutter allen Lebendigen gibt. 1. Buch Mos. 3, 20. Dieses Ehepaar ist zwar zur Unsterblichkeit und unveränderlichen Glück-seligkeit bestimmt gewesen; allein es hat sich und die Nachkommen durch den Fall darum gebracht; mithin ist auch in der göttlichen Bestimmung die-ses Ehepaars kein Grund für jene Meinung zu suchen, als ob die Namen Adam und Eva glück-lich machten. Inzwischen hat man je und je da-für gehalten, daß in dem **Namen etwas** fata-les stecke; daher die Alten, welche in der dicken Finsterniß des Aberglaubens herumirreten, absón-derlich einige Namen der Könige für glücklich, und der Republik zuträglich; andere hingegen für un-glücklich, und dem gemeinen Wesen schädlich hiel-ten. Also nenneten die Egyptier alle Könige Pha-raone, die Syrer Seleucidas, die Pontici Mithri-

dates, die Parther Arsacidas, die Armenier Tigranes, und die Römer ihre Kaiser Auguste. In Frankreich ist der Name Heinrich fatal, weil ausser dem ersten Könige dieses Namens die übrigen eines gewaltsamen Todes gestorben; in der gräflich Reussischen Familie scheint er desto glücklicher zu seyn. —

* * *

Man muß dem Todten, ehe er begraben wird, eine Münze zwischen die Zähne thun. S. gestrieg. Rocken-Philos. B. 3. c. 20. Man gibt vor, daß, wenn man dem Verstorbenen den Mund frey lasse, so fienge er an, sein Leichgeräthe zu belecken, mit einem lauten Geräusch daran zu saugen, und vermöge einer verborgenen sympathetischen Kraft würden die hinterbliebenen Blutsfreunde angesteckt. Um dieses zu verhindern, legt man den Todten auch einen grünen Wasen unter das Kinn. S. Tharsanders Schauplaz vieler ungereimten Meinungen St. VIII. S. 460. An einigen Oertern gibt man den Todten auch darum eine Münze zwischen die Zähne, daß, wenn

sie

sie einen verborgenen Schaz hinterlassen haben, sie nicht wieder kommen, und darnach sehen.

Daß man dem Todten eine Münze zwischen die Zähne stecken müsse, ist ein uralter heidnischer Aberglaube, welcher von den Christen beybehalten und noch mehr verunstaltet worden ist. Die Egyptier, Griechen und Römer haben ihren Todten, ehe sie solche begruben oder verbrannten, etwas Geld in den Mund gesteckt, damit diese dem Charon, dessen Ursprung, nach dem Diodor von Sicilien, egiptisch ist, das Fährgeld bezalen könnten. Bey den Griechen war es ein Obolus, der wegen seiner Bestimmung Naulum hieß, bey den Römern meistentheils ein Quadrans. (*)

In den Zeiten der Dummheit gaben die Christen ihren Todten, statt des dem Charon gewid-

(*) Der Chevalier von Hankarville hat berechnet, daß von dem Obolus des Charons, oder der Münze, die man den Todten mitzugeben pflegte, 10. Milliarde und 80. Millionen Livres von Orpheus Zeiten an bis auf Konstantin in der Erde liegen müssen.

Digitized by Google

meten Fährgelds, das Nachtmahlsbrod zum Zehrpfenning oder Paß mit. Ein fast lächerlicherer Aberglaube als der Russen, welche den Todten Empfehlungs-Schreiben und Pässe an die Heiligen mitgeben, und solche ihnen zwischen zwey Finger legen, folgenden Inhalts: „Wir Bischoff und Priester allhier bezeugen hiemit, daß gegenwärtiger N. bey uns als ein rechter griechischer Christ gelebet, und ob er wol bisweilen gesündiget, hat er doch seine Sünden gebeichtet, und die Loßsprechung und das heil. Abendmal zur Vergebung seiner Sünden empfangen. Er hat auch Gott und seinen Heiligen recht gedient, gefastet und gebetet, hat sich auch mit mir, seinem Beichtvater, in allem wol verglichen, so daß ich ihm seine Sünden gänzlich vergeben habe. Hernach haben wir ihm diesen Paß mitgegeben, ihn dem heil. Petro und andern Heiligen zu zeigen, damit er ungehindert zur Thür der Freuden möge eingelassen werden.“ Es steht zwar nichts hievon in des Heineccius Abbildung der griechischen Kirche, sondern D. Hildebrand führt solches

ches an in seinem Tractat: De Offertorio primitivæ Ecclesiæ pro Defunctis. p. 120.

* * *

Das Mutisheer wird noch öfters von dem Pöbel gehört. Es soll eine Menge Kinder seyn, welche in den Wochen gestorben, ehe sie zur heil. Taufe gelangen konnten; und daher unwürdig seyen, in Himmel aufgenommen zu werden, und hielten sie sich bald da bald dorten unter vielem Winseln und Seufzen in der Luft auf.

Aeneas beschreibt etwas ähnliches:

Continuo auditæ voces, vagitus & ingens,
Infantumque animæ flentes in limine primo,
Quos dulcis vitæ exsortes, & ab ubere raptos
Abstulit atra dies, & funere mersit acerbo.

Virg. Æn. VI. v. 435.

Gleich vorne dringt sofort ein Winseln zu ihm ein,
Er hört der Stimmen Laut und Kinderseelen schreyn,
Die um das süsse Licht des Lebens bald betrogen,
Noch von der Mutter Brust ein früher Tod gezogen.

Digitized by Google

* * *

Wenn man das Ey ausgeleert hat, muß man die Schaale zerbrechen, oder sie ins Feuer werfen; sonst können die Hexen zu. Plinius drückt sich also hierüber aus: Defigi quidem diris deprecationibus nemo non metuit. Huc pertinet ovorum ut exsorbuerit quisque calices cochlearumque protinus frangi, aut eosdem cochlearibus perforari. Libr. 28. c. 4. ed. Hard. Jeder fürchtet sich, von bösen Zauberspruchen getroffen zu werden. Hieher gehört die Gewohnheit, die Schalen der Eyer, sobald man sie ausgesupft hat, und der Schnecken gleich zu zerbrechen, oder mit Löffeln zu durchboren. Harduin sezt die Note bey: wenn man die Namen oder die Bildnisse oder die Eyerschalen mit einer Nadel gestochen habe: seyen die Menschen, dem vermeinen nach, durch eine solche Zauberey verlezt worden. Um dieses abzuwenden, habe man die Eyer- und Schnecken-Schalen zerbrochen.

Ver-

Vermuthlich hat die Zerbrechung der Eyerschale eine ganz andre, und zwar ökonomische Ursache zum Grund. Woferne die ausgeleerte Eyerschale unzerbrochen hingeworfen wird, daß sie die Henne zu Gesichte bekommt: so fängt sie an, die Schale an der schon geöfneten Seite auszufressen, wodurch sie gereizet wird, ihre eigne noch volle Eyer anzupacken. Wenn dem Ey aber durch zerquetschung der Schaale die Form genommen ist: gleicht sie dem von ihr gelegten Ey nicht mehr, und läßt sie folglich das Ey ungefressen und ganz. Auch gibt die Asche von Eyern eine besonders gute Lauge zum Grunbleichen. Sie ins Feuer werfen hat also seine physische Ursache.

* * *

Die fallende Krankheit will man durch ein Amulet heben, worauf folgende Verse geschrieben sind:

Caspar fert myrrham, thus Melchior, Balthasar aurum,
Hæc tria qui secum portabit nomina Regum,
Solvitur a morbo Christi pietate caduco.

Hubneri Amuletorum Historiarum p. 18.

Caspar bringt Myrrhen, Melchior Weyhrauch und Balthasar Gold. Wer diese Namen der drey Könige bey sich trägt, der wird durch die Frömmigkeit Christi von der fallenden Krankheit heil.

Vor Jahrtausenden dachte man nicht so beutelschneiderisch. Galen soll durch das Anhängsel der Päonienwurzel die fallende Krankheit geheilt haben. Es ist begreiflich, wenn man sich erinnert, daß er von den frischen, d. i. von den noch mit flüchtigen und auf die Nerven wirkenden Theilen versehenen Wurzeln und von der Epilepsie der Kinder redet, deren Haut besonders stark resorbirt. S. Götting. Anzeigen 1784. S. 1243.

* * *

Woher würden solche Leute so reich, spricht der Abergläubige, wenn sie kein Geldmännlein hätten? Unser Einer läßt sichs doch auch sauer werden, und bringt doch nichts für sich; sie müssen es nur vom Bösen haben. Woher mag der Glaube entstanden seyn, daß der Satan Reichthum und Güter dieses Lebens zuwenden

könne,

Digitized by Google

könne, da er doch nichts davon in seiner Gewalt hat, und er auch bey Christo nichts von seinen lügenhaften Versprechungen halten konnte? Matth. 4, 8. f. Ich kann den Ursprung dieses Aberglaubens wieder nirgend anderswo, als in dem finstern Heidenthum finden. Gold und Silber, diese ädeln Metalle, in deren Besiz man den Reichthum und alle Glückseligkeit dieses Lebens sezt, kommen aus dem Eingeweide der Erde. Die Heiden verehrten einen Gott, den sie Plutus, das heißt Reichthum, nannten, und von dem sie erdichteten, daß er im Schooße der Erde, in unterirrdischen Wohnungen lebte, und über alle unterirrdische Schäze zu gebieten hätte. Dies war nun ursprünglich Erdichtung und Glaube der alten heidnischen Griechen. Von ihnen kam es zu den Römern, und diese pflanzten es auf die Teutschen fort, welche sie zum theil besiegt hatten. Diese nahmen, wie es immer so zu geschehen pflegt, als Ueberwundene, den Glauben ihrer Ueberwinder, wo nicht ganz, doch zum theil an. Als unsre Vorfahren zum Christenthum bekehrt wurden: sag-

ten ihnen ihre Bekehrer, um ihnen das Heidenthum desto mehr zu vereckeln, daß sie, nach Versicherung der heiligen Schrift, in den Götzen eigentlich dem Teufel dienten, und daß ihre Götzen Teufel wären. Nun blieben die alten heidnischen Gottheiten zum theil in ihrem Kopfe fest sizen, nur daß sie ihnen andre Namen gaben, sie Teufel nannten, und sie verabscheueten. So blieb auch der Abgott Plutus an seinem alten Orte, nur daß er unter einem andern Namen gedacht, und von ihm geglaubt wurde, daß er über die unterirrdischen Schäze zu gebieten habe. Dieser heidnische Unsinn hat den Aberglauben erzeugt, der sich unglücklicher Weise bis auf diesen Tag unter den Kindern der Einfalt fortgepflanzt hat, daß der Satan Gold- und Silbergruben in seiner Gewalt, und damit die Macht habe, Menschen reich zu machen.

Alle diejenigen, die durch die bösen Geister Geld gesucht haben, sind lebenslänglich die ärmsten Teufel geblieben. Und wenn man auch gleich arbeitet; man arbeitet aber nicht mit Verstand

und

und Ueberlegung: so kommt man im Vermögen nicht voran. In der römischen Geschichte ist Julius Cresenus bekannt, welcher von seinen neidischen Nachbarn der Zauberey beschuldiget wurde, weil sein Acker mehr trug, als der ihrige; allein er rechtfertigte sich hinlänglich, als er von der Obrigkeit deßwegen zur Rechenschaft gefordert wurde.

* * *

Wenn die Henne krähet, wie ein Hahn, bedeutet es Unglück. Diesen Scrupel haben die Bauren in vielen Provinzen. Wenn es sich zuträgt, daß eine Henne krähet oder singt, sind sie traurig; die Henne muß ohne Barmherzigkeit sterben; denn dieses zeigt den Tod des Mannes an, oder doch wenigstens, daß das Weib die Herrschaft über ihren Mann bekommen werde. Das Leztere befürchtet auch **Phormion** bey **Terenz**, wenn jener sagt: Gallina cecinit. *Act.* 4. *Scen.* 4. v. 27.

Die Henne singt, wenn sie gut im Futter steht und fett wird, und alsdenn hört sie auf,

Eyer

Eyer zu legen, welches für die Haushaltung nicht zuträglich ist.

* * *

Wenn man einer wichtigen Sache Ausgang erfahren will, muß man die Bibel ungefehr aufschlagen; was man zuerst erblickt, daraus entdeckt man das Gesuchte. S. die gestriegelte Rocken-Philosophie, fünftes Hundert. S. 180. folgg. Es zeigt auch der sel. D. Cotta in seinem Traktat: De Sortibus Sanctorum p. 58. daß der Erfolg eines Vorhabens noch heutiges Tags auf bemeldte Weise gesucht werde: Solent noſtra ætate nonnulli, cum de rebus futuris inſtituunt deliberationem, ſacrum adire codicem, eundemque admota manu utraque ita evolvere, ut quem primum dextro pollice tetigerint verſiculum, hunc ipſum pro oraculo cœlitus ſibi reddito accipiant, atque exinde, an res proſperum an ſiniſtrum eventum ſit nactura, augurentur.

Einst wollte ein gewisser Edelmann wissen, ob er eine mit Dornen und Stechbeeren bewachsene

sene Heide urbar machen solle. Er war auch gewohnt, seine Unternehmungen in solchen Fällen durch den Ausspruch der heil. Schrift bestimmen zu lassen, und traf auf die Stelle: Jer. 10, 19. ich denke aber, es ist meine Plage, ich muß sie leiden. So unterblieb dieses nüzliche Vorhaben.

Daß man auch die biblischen Spruchkästlein zu einem Zauberspiegel macht, worinn man seine künftigen Schicksale entdecken will, habe ich oben in der vierten Sammlung S. 151. gezeigt. Sie will mich immer bereden, sprach eine gewisse Frau in Regenspurg zu ihrer Freundin, als ob ich in diesem Wochenbette nicht sterben würde; ich mag aber fast einen Spruch in dem Hällischen Schazkästlein aufschlagen, wenn ich will, so handelt er allemal vom Sterben. Diß machte bey ihr einen solchen Eindruck, daß sie, obgleich ihre Umstände nicht gefährlich waren, dennoch bald starb. S. Danziger gelehrte Berichte. 1768. S. 569.

Der Ursprung dieser Loose ist wieder in dem Heiden-

Heidenthum zu suchen. Die Griechen brauchten den Homer, und die Lateiner den Virgil, um den Ausgang einer wichtigen Sache zu erfahren. Ob nun wol der Homer, welcher der älteste griechische Schriftsteller ist, der zu uns gekommen, gar nicht in der Absicht geschrieben hat, um die Welt mit einem Punktirbuche zu belästigen: so fanden sich doch Leute, welche seine Schrift dazu gebrauchten, und an diesen Seifenblasen ein solches Gefallen hatten, daß sie die Aussprüche für untrüglich hielten, wenn sie gleich keinen höhern Rang verdienten, als die Träume, davon unter hunderten kaum einer eintrift. Als Opilius Makrinus, der dem Kaiser Karakalla den Rest gab, wissen wollte: ob er Kaiser werden würde? so fiel der Forscher auf folgende Verse des Homers: O Senex, certe valde jam te juvenes premunt bellatores: Tua autem vis soluta est; gravis autem te senectus insequitur. Wirklich erhielte auch Makrinus in seinem Alter die Kaiserliche Krone, welche er aber nicht über 14. Monate trug.

So

So zogen auch Heiden und Christen aus dem Virgil Orakelsprüche heraus, welche oft zur Strafe für die Fragenden eintrafen. Ich will nur das einzige Beyspiel des unglücklichen Königs Karl I. in England anführen. Er war einst auf der Bodleianischen Bibliotheck zu Oxfort, und sah unter andern einen prächtigen Band des Virgils. Auf Veranlassen Falklands forschte er darinn nach seinen Schicksalen, welches aber nicht nach seinem Wunsch ausfiel, da er dazumal wegen innerlichen Unruhen in grossem Gedränge war. Er traf auf folgende Stelle:

At bello audacis populi vexatus & armis
Finibus extorris, complexu avulsus Juli,
Auxilium imploret, videatque indigna suorum
Funera: nec cum se sub leges pacis iniquæ
Tradiderit, regno aut optata luce fruatur.
Sed cadat ante diem, mediaque inhumatus arena.

Æneid. Libr. 10. v. 615. sqq.

Ich habe gerade eine Poetische Uebersezung von einem Götting. Mitgliede bey der Hand, die ich hierüber mittheilen will:

So

So müß' ein kühnes Volk ihm doch zur Geiſſel ſeyn!
Verjagt, und fern vom Jul ſoll er nach Hülfe ſchreyn,
Und an den Seinigen den herbſten Tod erblicken!
Ja wenn er Frieden ſucht, und ſich verſpricht zu bücken:
So kürz ihm euer Zorn ſo Reich als Leben ab;
Er falle vor der Zeit, und liege ſonder Grab.

Falkland war nicht glücklicher, der auch mit Aufſchlagung des Virgils einen Verſuch machte, und fiel auf die Reden des Evanders, der den frühzeitigen Tod ſeines Sohnes, des Pallas, beweinte. *Æneid.* L. XI. v. 152.

Die Chriſten glaubten Anfangs, ſie ſeyen verbunden, ſtatt des Homers und des Virgils, die heil. Schrift zu dergleichen Wahrſagereyen zu gebrauchen. Daß aber ſolcher Gebrauch auf verſchiednen Concilien verboten worden, und was ſich ſonſt hiebey zugetragen, mag in oben angezogenen Traktat: De Sortibus Sanctorum, nachgeleſen werden.

* * *

Es iſt nicht gut, wenn man über Land reiſet, und läuft einem ein Haaſe über den Weg.

Digitized by Google

Weg. Dieser Wahn ist so entstanden: Es ist nicht gut, hat man gesagt, daß der Haase über den Weg lauft; es ist besser, wenn er gebraten in der Schüssel liegt! diesen Ursprung hat man vergessen, und die Vorbedeutung angenommen. Tausendmal werden die Reisende von dem Gegentheil dieses Sazes überzeugt worden seyn. Den Haasen sieht man immer gern in der Schüssel. Unter den hermenevtischen Regeln, welche die Augures zum Grund ihrer heillosen Wahrsagereyen legten, war auch diese:

Inauspicatum dat iter oblatus lepus.

d. i. ein begegnender Haas gibt eine unglückliche Reise. (*)

* * *

Wenn ein Selbstmörder auf den gewöhnlichen Kirchhof begraben wird: so gibt es eine schlechte Erndte; weil der Selbstmörder, der

(*) S. *Brown* Essai sur les Erreurs populaires. II. p. 192.

der durch ein unehrlich Begräbniß nicht gestraft wird, den Fluch über das Land bringen soll.

Ich finde etwas ziemlich ähnliches in der griechischen Geschichte. Die Einwohner zu Haliarte, welche eine schlechte Erndte und grosse Ueberschwemmungen gehabt hatten, glaubten, ihre Drangsalen wären daher gekommen, weil sie zugegeben, daß das Grab der Alkmene erbrochen und durchsucht, mithin entheiliget worden sey. Man ließt dergleichen Gedanken in vielen Legenden, in Absehen auf die Zergliederung oder Wegführung der Heiligen.

Plutarch sagt in Libro de Socratis Genio p. 576. f. daß Agesilaus, König von Sparta, die Ueberbleibsel der Alkmene, welche man göttlich verehrte, nach Lacedämon habe bringen lassen wollen; man aber nichts in der Baare gefunden, als zwey irdene Gefässe, ein Armband von Erzt, und eine kupferne Tafel, worauf Buchstaben gegraben waren, die niemand kannte. ——

Man

* * *

Man sagt, daß die Bienen unter vielen Personen, die sich ihren Stöcken nähern, diejenigen auf das genauste zu unterscheiden wissen, welche unzüchtig seyen. Plutarch. in præc. conjug. p. 144. Die sinnlichen Werkzeuge der Bienen sind so zart, daß eine Ausdünstung der Körper, welche die Sinnlichkeit der Menschen nicht reizet, dennoch den Geruch der Bienen oder Ameisen reizen kann. Daß sie einen starken Geruch haben, behauptet auch *Lucretius* Libr. IV. de Nat. rer.

ideoque per auras
Mellis apes quamvis longe ducuntur odore.

Heißt es doch auch von einem Menschen, nämlich dem Jesuiten, P. Cotton, in dessen Lebensbeschreibung, er habe in diesem Stücke einen so zarten Geruch gehabt, daß die Personen, welche sich ihm nach übertretenen Gesezen der Keuschheit genähert, bey ihm die Empfindung eines unerträglichen Gestanks erregt haben. Sensus frenabat accurata custodia & horrore quodam im-

puritatis; quam etiam in iis, qui se illa fœdassent, ex graveolentia nescio qua discernebat. Die Saite ist zu hoch gespannt. Ich will zugeben, daß er seinen Körper durch Wollust nicht entweiht, und sich mit einer bewundrungswürdigen Vestigkeit des Geistes, gleich einem h. Franciscus, gegen die Reizungen der Venus gestämmt habe: so ist doch jenes offenbar übertrieben.

Auch bey den Bienen ist die Sache überspannt. Sie fliehen zwar allen üblen Geruch. *Ælian.* L. I. c. 58. inquit: tetro quovis odore apes offenduntur. Und Virgil gibt die Anweisung, den Bienenstand von sumpfichten, stinkenden Oertern zu entfernen: Georg. L. IV. v. 49.

—— —— altæ neu crede paludi
Aut ubi odor coeni gravis;

allein ob ihnen die Ausdünstung eines Unzüchtigen entgegen sey, will ich nicht entscheiden. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß der berühmte Naturforscher, Abt Nollet, lange Zeit einen mit der venerischen Krankheit angesteckten jungen Menschen in seinem Dienste gehabt, dem unter andern auch die

Pflege

Pflege der Bienen anvertraut gewesen sey, ohne daß sich auf diese Weise dieselben durch seine schmuzigte Ausdünstung hätten irre machen lassen. Wenn man also fürgibt, daß die Bienen die Unzüchtigen unterscheiden: so hat entweder ein Spaß hiezu Gelegenheit gegeben, oder wollte man hiemit die gröste Reinlichkeit andeuten, die man bey Besorgung der Bienen anzuwenden habe.

* * *

In der Wallburgis-Nacht reuten die Hexen auf Gabeln, Böcken u. d. auf den Blocksberg, Heuberg, u. d. um sich daselbst an ihrem Sabbat lustig zu machen. — So berühmt in Teutschland der Blocksberg ist, so viel Wesens macht der Pöbel in Italien von Noce di Benevento. In Teutschland ist die Vortänzerin die heidnische Diana, in England eine Herodias, in Frankreich eine Abundia, und in Italien die Redodese, und wenn auf den Creuzstrassen die Zusammenkunft geschieht, Tregenda, von Trivium.

Die ganze Reuterey hat schon längstens den Staubbesen bekommen. Wer eine Muthmassung ihrer Entstehung halber lesen will, findet solches in Keysleri Antiquit. Select. Sept. & Celt. p. 88-92. er findet aber nichts als Muthmassung. Ich will noch eine andre Meinung anführen: die Hexen waren bey den Heiden weisse Weiber, welche die Göttin Freya, oder die Erde, eine eingebildete Ehefrau des Thuis, des obersten Abgottes der Teutschen, ehrten. Sie feyrten ihr zu Ehren ein grosses Fest am ersten Maytage, und zwar immer auf einem Berge. Hier kamen sie zusammen, erzehlten sich ihre Kuren, sammleten frische Kräuter, nahmen andre Weiber in ihre Zunft, stellten Gastmale an und tanzten. Ein solches Fest, und zwar das Hauptfest von der Art, wurde auch auf dem Brocken gefeyrt, wohin sich aus nahen und entfernten Gegenden Teutschlands, die weissen Weiber versammelten. Sie opferten der Göttin Freya einen Besen und Ofengabel, vermuthlich vor Freuden, daß sie, nach nun geendigtem Winter, den Besen zur Reinigung der

Schorn-

Schornsteine, und die Ofengabel zur Einheizung der Oefen nicht mehr brauchten. Nach eingeführtem Christenthum daurte diß Fest aus Liebe zum Alten, vielleicht unter einem christlichen Namen noch fort, wie die jährliche Wallfarten, welche vernünftige Katholicken verabscheuen. Die christliche Obrigkeit verbot nachher das Blockebergsfest; doch schlich man sich noch immer in der Wallburgis-Nacht auf den Brocken heimlich; um dabey ungestört zu bleiben, breiteten sie aus, daß die Vertrauten der alten Götter, oder die Hexen, doch noch des Nachts ihr altes Fest auf dem Berge begiengen, und durch die Luft auf Besen und Ofengabeln dahin ritten. Das glaubte man, und die unwissenden Christen glauben es noch. Daß die teutschen Weiber für weise gehalten worden, sagt Tacitus Hist. IV. 16. vetus apud Germanos mos erat, quo plerasque feminarum fatidicas arbitrentur. Quin etiam *sanctum* & *providum* iis inesse putabant, quod idem de Morib. Germ. c. 8. prodidit. Die Kunst ist schon in dem grausten Alterthum getrieben worden. Rektor Damm

versichert in seiner Einleitung in die Götterlehre §. 283. „Wenn die Weiber in Thessalien sich mit einer gewissen Salbe bestrichen hatten: so wurden sie in das Thier verwandelt, auf welches die Salbe eingerichtet war; daß wir ja nicht etwa meinen, sezt er hinzu, unsre Blocksberg-Reisende hätten in der ältern Welt nicht ihres gleichen gehabt. Das sind die portenta Thessala und die terrores magici.“ Damit zielt Damm auf die Verse des Horaz.

Somnia, terrores magicos, miracula, sagas,
Nocturnos lemures, portentaque Thessala rides?
Libr. II. Ep. v. 209.

Jamblichus im Leben Pythagoras S. 128. redet noch von einer andern, nämlich der Reuterey des Abaris, die er auf einem güldenen Pfeile, welchen Apollo ihm verehrt hat, über Hecken und Stauden, über Syrten und Sandbänke weg mitten durch die Luft gemacht, wie unsre Heren auf einem Besen reuten, wenn sie zu ihrem Sabbath gehen. Cum Apollinis, ejus qui ab Hyperboreis colebatur, jaculo sibi donato inequitaret, fluvios

fluvios & maria, ac loca inacceſſa per aërem quodammodo incedens permeabat. Dieſer Pfeil des Abaris war von Golde, und ihm ſo nöthig zu ſeiner Reiſe, daß er geſtehen mußte, er könne ohne denſelben die Wege nicht unterſcheiden, die er nehmen müſſe. Pythagoras erwieß ihm eine kleine Tücke, und nahm ihm ſeinen Pfeil heimlich weg, da dann Abaris, welcher eben ſo ſehr darüber erſchrocken war, als ein Blinder, der ſeinen Stab verloren, die Nothwendigkeit deſſelben bekannte.

Ganymedes, der Sohn eines Königes in Troja, machte wieder auf eine andre Weiſe eine Reiſe durch die Luft. Ein Adler nahm den Ganymedes mit ſeinen Klauen bey den Haaren, und hütete ſich äuſſerſt, demſelben Schaden zu thun.

Martial Epig. VII. Libr. I. ſagt:

Ætherias aquila puerum portante per auras,
Illæſum timidis unguibus hæſit onus.

Und *Plinius* L. XXXIV. c. 8. Leochares aquilam ſentientem quid rapiat in Ganymede, &

cui ferat, parcentem unguibus etiam per veſtem.

Alle dieſe Luftfahrten ſind Geburten eines kranken Gehirns. — — Aber Heil Ihm, dem ſcharfſinnigen Montgolfier, der die Luft auf ſeinem ſtolzſteigenden Ball weit richtiger durchſchneidet! —

* * *

Wenn bey der Nacht die Hunde heulen: bedeutet es Unglück. Wollten die Menſchen mit einem unbefangenen Geiſte auf die Folgen ſehen, würden ſie bald inne werden, daß dieſer Saz ganz ungegründet iſt, und daß dem die Schellen gehören, der ihn noch glaubt. Hunde heulen bald für Hunger; bald wegen des widrigen Tones bey dem Läuten und Schlagen der Glocken; oder wenn ſie bey der Nacht auſſer dem Hauſe ſind; oder auch wenn ſie Schmerzen haben.

Virgil ſagt, daß nach dem Tode Cäſars die Hunde durch ihr ſchreckvolles Heulen, und die Vögel durch ihr Geſchrey Unglück verkündiget hätten:

Obſcœ-

Obſcœnique canes, importunæque volucres
Signa dabant.
Per noctem reſonare lupis ululantibus urbes.
Georg. Libr. 1. v. 513.

* * *

Durch das Sieb ſich weiſſagen zu laſſen, welche Art noch unter den Chriſten ſehr im Schwang geht, war ebenfalls unter den blinden Heiden üblich; wie aus dem Wort: Cribro divinare, erſichtlich iſt. Dieſe verwerfliche Kunſt hieß Coſcinomantia.

* * *

Wenn eine Maus an eines Kleide genaget hat: bedeutets Unglück. S. geſtriegelte Rocken-Philoſophie Th. 1. S. 355. Es iſt immer Unglück, wenn ein Kleid verderbt wird. Einſt kam ein Strohkopf zitternd zu Kato, dem er klagte, daß Mäuſe ſeine Beinkleider benagt hätten, was es doch zu bedeuten habe? Es ſey kein Wunder, antwortete Kato, daß Mäuſe ſeine Hoſen benagt hätten; aber das wäre wunderbar, wenn die Mäuſe von den Hoſen benagt worden wären.

Non

Non eſt, inquit, oſtentum, quod ſorices arroſerunt caligas; ſed ſi caligæ arroſiſſent ſorices, id demum fuiſſet oſtentum. v. *Lycoſth. Apoph.* p. 550. Cicero ſagt ganz recht: wenn man in der Angſt und Furcht iſt, ſey man leichtglaubig, und die erdichtete Lügen giengen ungeſtrafter hin. Es komme ja den Mäuſen zu, Tag und Nacht zu nagen; ob es an einem Schild oder Sieb geſchehe, ſey immer einerley, und könne keine widrige Bedeutung haben. Accedit illud etiam, quod in metu & periculo cum credantur facilius, tum fingantur impunius. Nos autem ita leves & inconſiderati ſumus, ut ſi *mures corroſerint* aliquid, quorum opus hoc unum eſt, monſtra putemus. Ante vero Marſicum bellum, quod clypeos Lanuvii arroſerint mures, maximum id portentum haruſpices dixerunt, quaſi vero quicquam interſit, mures diem noctemque aliquid rodentes, ſcuta an cribra corroſerint. Nam, ſi ita ſequitur, quod Platonis poliſiam nuper apud me mures corroſerint, de rep. debui pertimeſcere —— Libr. II. de *Divin.*

Stünde

* * *

Stünde dieser nicht mit dem Teufel in Bündniß, er hätte das nicht thun können. So sind schon manche, die sich durch Verstand und Muth ausgezeichnet haben, aus schwarzen Neid oder frecher Bosheit der Zauberey beschuldiget worden. Zauberey zeigt in einer engern Bedeutung ein Bündniß zwischen dem Menschen und dem Teufel an, vermöge dessen der Mensch sich dem Teufel als eigen übergibt, und dagegen die Hülfe des leztern, etwan auf eine gewisse Zeit zugesichert, bekommt. Bald bringt er sie nach ihrem Verlangen zu grossen Ehren, Reichthum, bald zu allem Vergnügen u. s. w. Oft ist auch der Teufel selbst in sichtbarer Gestalt eines Viehes oder Menschen ihnen zugegen.

Melack, der Kommandant der Veste Landau, speisete bey dem Prinz Ludwig von Baden, der ihm tausenderley Höflichkeiten erwiesen, und zu ihm gesagt: Man glaube bey der kaiserlichen Armee, daß er ein Bündniß mit dem Teufel hätte; worauf Melack geantwortet, daß

er

er eben so viel Bündniß mit demselben habe, als er; daß aber ihre Gemeinschaft besser sey, weil sie ihm besser gedient hätten, als den Kaiserlichen. Journal du Siege de Landau. p. 295. Die Soldaten, die unter ihm dienten, sagten aus, er habe einen grossen Hund bey sich geführt, der ein vertrauter Geist gewesen, und der seinem Herrn die Posten der Feinde, ihre Anzahl und Anschläge entdeckt hätte. Es ist dem Herrn von Melak vielleicht nicht unangenehm gewesen, daß man diese Meinung hatte, weil sich die Soldaten deßwegen unter seiner Anführung weniger fürchteten. Man sehe, was Plutarch von dem Rehe des Sertorius in dem Leben dieses Feldherrn berichtet. Agrippa, der fürtrefliche Mann, liebte einen Hund, der auch der Teufel seyn mußte. *Mart. del Rio* Disquisit. Mag. Libr. II. Quæst. XII. n. 10. Ich mag mich bey diesen Teufeleyen nicht länger aufhalten, sondern ich will nur noch von den erleuchteten Einsichten des Inquisitions-Gerichts einen Beweiß geben: „Ein wackerer Steurmann erfand einen weit nähern Weg, von Gallao nach

Val-

Valparaiso in einem Monate zu kommen, wozu man ehedem ein ganzes Jahr nöthig hatte. Das ist Zauberey, schrie die heil. Inquisition, diese teufelische Erfindung des unmenschlichsten Aberglaubens, der Zauberer gehört auf den Scheiterhaufen! Er wurde auch wirklich in Verhaft genommen, und man bereitete schon den Scheiterhaufen, auf dem der Unglückliche, nach der Gewohnheit dieses abscheulichen Gerichts, lebendig verbrannt werden sollte. Glücklicher Weise führte der Mann ein umständliches Tagebuch seiner Reise, worinn er mit grosser Genauigkeit angemerkt hatte, wie weit er an jedem Tage gekommen sey. Damit rechtfertigte er sich, und rettete kaum sein Leben. S. Entdeckung von Amerika, von Campe. Th. III. S. 190.

Von den Zauberern habe ich schon oben im IV. Theil S. 70. meine Meinung gesagt. Die Thessalier beschuldigte man der Goetie aus eben dem Grund, warum man einen Albertus M., Agrippa u. a. beschuldigte. Man hielte sie von den ältesten Zeiten her für tapfre und wackre Leute.

Sie

Sie sollen auch die ersten seyn, so das Reuten erfunden haben. Also dieser Aberglaube, daß mancher im Bündniß des Teufels stehe, und daher unerwartete Dinge thun könne, ist ein Bach, der auch aus der heidnischen trüben Quelle auf christliche Auen geflossen ist.

* * *

Noch ein Wort von der heiligen Inquisition! In allen heidnischen Schriftstellern, die ich durchsuche, finde ich ihres gleichen an Unmenschlichkeit nichts. Campe nannte sie im vorigen Stücke eine teufelische Erfindung des unmenschlichsten Aberglaubens. Zaupser in der Ode auf sie:

Megäre, Inquisition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer!
Pest der Vernunft und der Religion! —

Kann man wol hieran gedenken, ohne sich der klaglichen Worte des Lucretius zu erinnern:

Tantum Relligio potuit suadere malorum!

Wozu ist ein wütender Religions-Eifer nicht fähig?

Tristius haud illo monstrum, nec sævior ulla
Pestis & ira Deum stygiis sese extulit undis.

Virgil. Æneid. Libr. III. v. 214.

Wer

* * *

Wer sein Kleidgen, das er mit hat auf die Welt gebracht, aufhebt, und bey sich trägt, der hat Glück in allem Vornehmen. S. gestriegelte Rocken-Philosophie Th. III. S. 194. Manche Wehmütter wissen von diesem Häutchen viel zu sagen, und geben andern noch Unterricht, was sie mit demselben thun sollen. (*) Man nennet die Kunst, durch die Betrachtung des Häutchens, Amnios, welches das Kind in Mutterleibe umhüllet, zu wahrsagen, die Amniomancie. Dieses Häutchen reißt gemeiniglich, wenn das Kind geboren wird; allein manchmal erhält

(*) In einer gewissen Gegend macht man aus diesem Häutchen ein Pulver, und gibt es dem Kinde ein, um dessen Leib fest zu machen, und in den Kriegsgefahren sicher zu stellen. Thorheit! wenn auch der Mensch taglebens in dieses Häutchen, das ihn in Mutterleibe umgab, eingewickelt bleiben könnte: würde er doch nicht fest seyn; wie viel weniger wenn es zu Pulver zerrieben ist? Man frage die Aerzte nach der Bestimmung dieser Häutchen; sie werden uns eine ganz andre anführen, als die Einfalt davon träumt.

erhält es ſich ganz, und dieſes hält man für ein glückliches Zeichen. Daher iſt das Sprüchwort gekommen: Das Kind hat ein Kleidchen mitgebracht. Paul Jovius, jener gelehrter Biſchoff, wird beſchuldiget, er habe dieſer Kunſt zuviel Glauben beygemeſſen. Martin del Rio Disquis. Mag. Libr. IV. Cap. 2. Quæſt. 7. Sect. 1. tadelt ihn: Sed & Jovius, ne quid Superſtitionis omitteret, nimis hujusmodi vanitatibus pro Epiſcopo deditus, in Ferdinandi Davali nativitate hujusmodi pelle involutum ex utero prodiiſſe conſideravit.

* * *

Die angezauberte oder gemachte Läuſe darf man nicht todt machen, man kann ſie ſonſt nicht loß werden. S. Rocken-Philoſ. Th. V. S. 127. In dem Leben des heil. Franciſcus ſteht, daß er einsmal eine Lauß, die er auf ſeinem zerlumpten Kleide fand, an ſtatt ſie zu tödten, mit dieſen Worten: Meine liebe Schweſter Lauß, lobe mit mir den Herrn! ganz ſanft wieder auf ihre Waide geſezt habe. Die Söhne

ſind

sind in diesem Stücke klüger als der Vater. Sie halten ihre Kutten über das Feur, und stürzen die garstigen Schwestern zu tausenden in die prasselnden Flammen. S. den Freymüthigen III. Band 1. St. S. 204. *Cicero* gibt de Offic. I. 36. die Regel: Adhibenda est præterea munditia non odiosa neque exquisita nimis, tantum quæ fugiat agrestem & inhumanam negligentiam. Eadem ratio est habenda vestitus, in quo mediocritas est optima. *Erasmus* sagt in seinem Gespräche: Die reichen Bettler: Sitis, cujusmodi voletis, ego vix Petro fiderem, si tali cultu ad me veniret.

* * *

Wer ein Allrünchen hat, dem fehlt es nicht an Geld. S. Schützens Abhandl. vom Aberglauben S. 194. Die Marktschreyer nennen es auch ein Galgenmännlein. Sie bereden das Volk, es würde selbiges unter den Hochgerichten aus der Erde gegraben; daselbst würden sie aus dem herunterfallenden Samen der Erhenkten gezeugt. Ebendas. S. 194. So fabelhaft

dieſes iſt, eben ſo iſt es auch mit jenem Gerüchte von der Helena, die ſich nach dem Tode des Menelaus an eine Eiche gehenkt, und Thränen vergoſſen hat, davon ein Kraut gewachſen, welches man Heleneion genannt, und diejenigen zankſüchtig gemacht habe, die davon gegeſſen. Plinius im XXI. B. Cap. 21. eignet dieſem Kraute andre Eigenſchaften zu: es hat das Frauenzimmer ſchön, und diejenigen luſtig gemacht, die es in ihren Wein gelegt haben.

Die Marktſchreyer geben den Alraunen, welche nichts anders als die Mandragora-Wurzeln ſind, eine menſchliche Geſtalt, ſtecken in dieſelbe ein Gerſtenkorn, welches aufwächßt, und deſſen kleine Zäſerchen als Haare vorſtellt. Hierauf ziehen ſie ihm ein Hemdgen an, binden einen Gürtel um den Leib, und legen es in ein Schächtelgen. Dasjenige, was ſo viele Ausleger verleitet hat, aus den Dudaim, deren im 1 Buch Moſ. 30. Meldung geſchieht, Alraunen zu machen, iſt ihre vermeinte Kraft, zur Empfängniß behülflich zu ſeyn; eine Kraft, welche ihnen bey den Grie-

chen

chen und Römern den Namen der Liebes-Aepfel zuwege gebracht hat. *Ludolf* in Hist. Æthiop. Comment Libr. I. c. 72. hat hievon weitläufig gehandelt. Auch hat der sinnreiche D. Calmet in seinem Wörterbuche die zwo Hauptgattungen der Alraunen beschrieben. Hübner leitet dieses Wort von Rühnen oder Raunen, d. i. eine unvernehmliche Stimme von sich geben, her; Keyßler aber sagt: die Alraunen seyen Priesterinnen und weissagende Personen gewesen; die Thorheit der Menschen hätte sie zu einer Wurzel gemacht, welche den Fragenden Antwort gebe.

Folgender Brief ist aus des bemeldten Keyßlers Antiqq. Sel. Septentr. p. 507 – 509. genommen: Briederliche Liebe und Treue und sonst alles gutes bevor, lieber Bruder! Ich habe dein Schreiben überkommen, und zum theil genug woll verstahen, wie daß du, lieber Bruder, an deinem Huse oder Hove Schaden gelitten hast, daß dir deine Rinder, Schweine, Kühe, Schafe, Pferdte alles sterben, dein Wein und Bier versäuren in deinem Keller, und dein Nahrung ganz und gar

zurückgeht, und du ob dem allen mit deiner lieben Hausfrauen in grosser Zweytracht lebest, welches mir von deinetwegen ein groß Herzeleyd ist zu hören: so hab ich mich nun von deinetwegen höchlich bemühet, und bin zu den Leuten gangen, die solcher Dingk Verstand haben, hab Rat von deinetwegen bey ihnen suchen wollen, und hab sie auch daneben gefragt, woher du solches Unglück haben müssest. Do haben sie mir geantwortet, du hättest solches Unglücke nicht von Gott, sondern von bösen Leuten, und dir kunnte nicht geholfen werden, du hättest den ein Alrunikken oder Ertmänlein, und wenn du solches in deinem Huse hättest oder Hove, so würde es sich mit dir bald anders schicken, So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet, und bin zu den Leuten gegangen, die solches gehabt haben, als bey unserm Scharfrichter, und ich hab ihn dafür geben als nemlich mit viert und sechzig Thaler und des Budelsknecht ein Engeldskleid zum Trinkgeldt, Solches soll dir nur lieber Bruder aus Liebe und Treue geschenkt seyn, und so soltu es lernen wie

ich

ich dir ſchreib in dieſem Brieve. Wenn du den Erdman in deinem Huſe oder Hove überkümmeſt ſo hebe es woll uff und bade es in warmen Waſſer mit dem Bad ſolltu beſprengen dein Vieh und die Sullen deines Huſes do du und die deinen übergehen ſo wird es ſich mit dir woll bald anders ſchicken und du wirſt woll wieder zu dem deinen kommen wenn du dieſes Erdmännelen wirſt zu rade halten und du ſollt es alle Jahr viermal baden und ſo oft du es badeſt ſolltu es wieder in ſein ſeiden Kleid winden und legen es bey deinen beſten Kleidern die du haſt ſo darffſtu Ihnen nicht mehr thun. Das Bad darin du es badeſt iſt auch ſonderlich gut wenn eine Frau in Kindesnöthen iſt und nicht gebären kann daß ſie ein Löffel voll davon trinket ſo berth ſie mit Freuden und Dankbahrkeit und wenn du für Richt oder Raht zu thun haſt ſo ſtecke den Erdmann bey dir unter den rechten Arm ſo bekümpſt du eine gerechte Sache ſie ſey recht oder unrecht. Nun lieber Bruder dis Erdmännlen ſchick ich dir zu einem glückſeligen neuen Jahr und laß es nicht von dir kümmen das

es magk behalten dein Kindeskind hiemit Gott befohlen. Datum Leipzig Sonntag vor Faßnacht 75.

Hanß.

* * *

Von dem Nestelknüpfen trift man auch Spuren unter den Heyden an. Numantina, des Plautius Silvanus Ehegattin, ist angeklagt worden, als habe sie ihren Ehmann durch blosse ausgesprochene Worte behext und kalt gemacht. *Tacitus* sagt: Mox Numantina prior uxor ejus accusata injeciſſe carminibus & veneficiis vecordiam marito. Annal. Libr. IV. cap. XXII. aufs 777. Jahr. Es kann dieses aber auch anderst erklärt werden, sie habe ihn durch Zauberkünste verrückt gemacht. Der römische Kaiser Honorius heurathete nacheinander zwo Töchter Stillikons, Maria und Thermantia. Ihre Mutter, die Serena, konnte sich nicht entschliessen, weder die Heurat ihrer Tochter mit dem Kaiser zu verschieben, noch zuzugeben, daß der Natur durch Vollziehung der Ehe mit der Maria Gewalt geschähe,

die

die noch nicht in mannbarem Alter war; sie hat daher ein Mittel erfunden, dem Honorius die Nestel knüpfen zu lassen. Sie machte eine in dergleichen Künsten erfahrne Frau ausfindig, welche gemacht, daß Honorius, wenn er bey seiner jungen Gemalin schlafen wollte, die ehliche Pflicht weder leisten wollen noch können. Maria ist bald darauf und mit ihrer Jungferschaft gestorben. Gleiches Schicksal hatte auch die Thermantia. Was Zosimus davon sagt, will ich in der Uebersezung anführen: Quum Honorius matrimonium cum Maria contraheret, mater ejus Serena, quæ puellam nec dum nubilem ætatem attigisse cerneret, ac neque sibi posset imperare, ut nuptiæ differrentur, & immaturam maritali consuetudini tradere, nihil esse arbitraretur aliud, quam injuriam naturæ facere; nacta mulierem, quæ rebus hujusmodi remedium adferre sciret, ejus opera perfecit, ut filia cum principe quidem viveret, actori consors ejusdem esset, verum ille nec vellet nec posset,

ea, quæ matrimonium requireret implere. — Zoſim. Libr. V. p. m. 333.

Die kirchliche Einſegnung neuer Eheleute zeugte deutlich davon, daß von dem heidniſchen Aberglauben des Neſtelknüpfens in die erſte chriſtliche Kirche hinübergefloſſen ſey; dann man betete zu Gott, alſo, daß weder der Teufel, der ein geſchworner Feind der Eheleute ſey, noch ein Asmodeus ihnen ſchade, keine Uneinigkeit unter ihnen anrichte, das Kinderzeugen nicht hindere, ſie durch keinen frühen Tod trenne, ihren Hausſtand nicht anfeinde, noch er ihnen ſonſt ſchade, welches er auf tauſend Weiſe thun könnte. S. D. Hildebrandi de Nuptiis veterum Chriſtianorum p. 76. Was wird hier nicht alles dem Teufel für eine Macht über angehende Eheleute eingeraumt? Ich habe oben ſchon zugegeben, daß ein Mann auf die natürlichſte Weiſe zum Eheſtand untüchtig gemacht werden könne, beſonders auch durch Krankheiten. So lieſt man in den Götting. Anzeigen 1778. St. 123. Daß bey den Scythen eine Krankheit geherrſcht haben ſoll, welche machte, daß ſich

Män-

Männer selbst für unmännlich hielten, weibliche Kleider anlegten, und Geschäfte der Weiber verrichteten.

Zudem wer bedenket, was die ungesunde Einbildungskraft für erstaunende Wirkung hat, wird sich über die Vorstellung eines Manchen, der sich zur ehelichen Pflicht untüchtig glaubet, nicht wundern. Waren doch selbst zween Gelehrte, Rorarius und Barläus, diesem Fieber der Vernunft unterworfen, daß sie sich in gläserne und stroherne Männer verwandelt zu seyn glaubten; denn jener schlich mit der ängstlichsten Behutsamkeit auf der Strasse, weil er alle Augenblick befürchtete, er möchte irgendwo anstossen, und als Glaß in Stücke zerbrechen; der andere aber schrie aus vollem Halse, wenn er Licht sah; denn er befürchtete, er möchte wie Stroh Feur fangen und verbrennen. Wenn daher ein Milzsüchtiger vorher einen Nebenfreyer oder auch mit einem andern Verdrüßlichkeit gehabt: so kann er ein Nestelknüpfen sich bereden.

Die

Die Schnur oder Neſtel, mit welcher der Knoten geknüpft wird, kann von Leder, Wolle, Seiden oder Leinen ſeyn. Zu dem eigentlichen Neſtelknüpfen mögen die Worte des Virgils Eclog. 8. Anlaß gegeben haben:

Necte tribus nodis ternos, Amarylli, colores,
Necte, Amarylli, modo, & Veneris, dic, vincula necto.

d. i. „Amaryllis, mache drey Knoten an einem dreyfärbichten Stücke Tuch und ſage: auf dieſe Weiſe mache ich den Knoten der Venus.“

Auch izt noch muß man wenigſtens die Taufnamen der Eheleute während dem Neſtelknüpfen ſprechen.

Bey dem Beſchluß dieſes Artickels fällt mir noch von der ſonderbaren Wirkſamkeit der theſſaliſchen Kräuter ein Vers aus dem Horaz ein:

Quæ ſaga, quis te ſolvere theſſalis
Magus venenis, quis poterit Deus?
Libr. I. od. 27.

* * *

Hexen werden noch immer von den Unwiſſenden

den geglaubt. Den muthmaßlichen Urſprung des Wortes Hexe mag ich nicht anführen, um des Papiers zu ſchonen. In vielen Büchern heiſſen ſie Striges, von einem Nachtvogel dieſes Namens, welcher den Ziegen die Milch auszuſaugen pflegt. Ovid Faſt. VI. 135. beſchreibt ihr gefährliches Geſchäfte:

Nocte volat, puerosas petit nutricis egentes,
Et vitiat cunis corpora rapta ſuis.

Wider dieſe Strix hat ſo gar Serenus Sammonicus ein Recept verſchrieben:

Allia præcepit Titini ſententia necti,
Qui veteri claras expreſſit more togatas.

Den Knoblauch brauchen auch jezo die Griechen wider die Gello; dann von einem Vogel kam der Aberglaube auf ein Weib. Die alten Griechen hatten die Lamia, die neuern die Gello, von welcher die neuen Griechen noch izt fürgeben, daß ſie die Kinder ſtehle. Die Lamia war Neptuns Tochter, mit welcher Jupiter Kinder zeugte, die alle von der eiferſüchtigen Juno umgebracht worden, welches die Mutter in eine ſo wütende Betrübnis

ſtürzte,

Digitized by Google

stürzte, daß sie nicht allein häßlich, sondern auch so grausam wurde, daß sie fremde Kinder raubte, und sie tödtete. Horaz gibt hierüber in Art. Poët v. 338. gute Lehren:

Nec quodcunque volet, poscat sibi fabula credi,
Neu pransæ Lamiæ vivum puerum extrahat alvo.

* * *

Beschreyen oder Besprechen heißt, einen Menschen oder Thier durch übermäßiges Loben oder auch bey übermäßigem Loben durch giftige Blicke bezaubern. Die Griechen hielten schon dafür, daß die Kinder durch das Beschreyen könnten verwahrloset werden. Aus diesem Grunde pflegten sie die Göttin Adrastea vorher um Erlaubniß zu bitten, und sie als eine Rächerin der Hoffärtigen zu verehren, wenn sie einen loben wollten. Einige, wenn sie Jemand sehr gelobt hatten, fügten sie hinzu: ἀβασκάντως. Es heißt eben das, was bey den Römern præfiscini (sine fascino) war, daß er nicht bezaubert werde. Freylich wird die Mutter hochmüthig, und also gleichsam bezaubert,

wenn

wenn ihr Sechswochenkind zu sehr gelobt und bewundert wird. Diejenigen, welche die abergläubigen Eltern nicht beleidigen wollen, sezen nach ihren Lobsprüchen hinzu: Gott behüte es. Gott gebe, daß ich es zu guter Stunde sage, daß ichs nicht berufe. Trägt es sich indessen doch zu, daß dem Kinde eine Krankheit zustößt: so heißt es: Das Kind ist beschrien.

Gellius IX. 4. führt aus dem Plinius an, daß in Afrika einige Familien seyen, welche mit Worten bezaubern können, so daß wenn sie schöne Bäume, treflichen Samen, angenehme Kinder, wol gemästetes Vieh u. d. über die Maasen gelobt hätten, solches alles davon plözlich zu Grunde gerichtet worden sey. (*)

Wenn

(*) Esse quasdam in Africa familias hominum, voce atque lingua effascinantium, qui si impensius forte laudaverint pulcras arbores, segetes lætiores, infantes amœniores, pecudes pastu & cultu opimas, emoriantur hæc omnia repente. nulli alii causæ obnoxia.

Digitized by Google

* * *

Wenn die Eule auf einem Hauſe ſchreyet: ſtirbt jemand bald in demſelben. Wenn eine Eule als ein Raubvogel auf dem Dache eines Sterbehauſes ſich ſehen oder hören läßt, und dieß den Gedanken der Tödtung erreget: ſo kann es gar wohl ſeyn, daß man daher einen Sterbefall vermuthet hat. Memini, ſagt D. Sprenger in der Diſſ. de Sympathia &c. S. 9. Laborantem phthiſi & in campo aperto notabilem e putridis pulmonibus fœtorem exſpirantem à comite vix potuiſſe defendi a corvis in eum irruentibus inde prænuntia noctua mortis. **Seneka** nennt die Eule den Leichen-Vogel, Luctiferum.

Ovid. Metam. VI.

Tectoque profanus incubuit Bubo.
Infauſtus Bubo dirum mortalibus omen.

Virgil.

Solaque culminibus Ferali carmine bubo
Sæpe queri longasque in fletum ducere voces.

* * *

Wer um die Zeit des Vollmonds in die Ehe

Ehe tritt, der wird gesegnet an Kindern und in der Haushaltung. Auch haben es die Weingärtner gerne, wenn der Rebstock um die Zeit des Vollmonds blühet; sie glauben, daß alsdenn die Traubenbeere auch groß und voll würden. Der sündigte Grund zu diesen Meinungen beruhet auf dem unmangelhaften und vollkommenen Stande des Mondes, dessen Zunahme und Abnahme in ganz keiner Verhältniß mit dem ehelichen Glücke steht. Auch diese tolle Meinung ist eine Ueberlieferung aus dem Heidenthum. Cicero sagt schon: Luna graviditates & partus affert, maturitatesque gignendi.

* * *

Um das Blut zu stillen, soll man sagen: Sanguis, mane in tua vena, sicut Christus in sua pœna. d. i. Blut, bleibe in deiner Ader, wie Christus in seiner Strafe bleibt; welches grundfalsch ist. Hubneri de Amuletis. p. 18. Die Heiden bedienten sich ehedem auch gewisser Worte, um das Blut zu stillen. Homer sagt, daß Ulysses durch ein Zauberlied das Blut an sei-

nem verwundeten Schenkel gestillt habe. Dixit Homerus, profluvium sanguinis vulnerato femine Ulyxem inhibuisse carmine: Theophrastus, Ischiadicos sanari; Cato prodidit, luxatis membris carmen auxiliari: M. Varro, podagris. v. *Plin.* Libr. 28. c. 2. p. 124. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil.

* * *

Ars Atracia, die schwarze Kunst, hat ihren Namen von Atrax, der die ansehnliche Stadt, Atracia, in Thessalien bauen ließ. Er soll auch der Urheber der Magie unter den Thessaliern gewesen seyn, die in diesem Stücke sehr beschrieen waren. *Plin.* hist. nat. L. XXX. c. 1. In diesem Verstande muß man folgende Verse des Valerius Flaccus, in den Argonauten im VI. B. 447. v. nehmen:

Quamvis Atracio lunam spumare veneno
Sciret, & Hæroniis agitari cantibus umbras.

* * *

Wenn man ohngefehr einem Wolfe begegnet, und der Wolf siehet den Menschen eher,

eher, als der Menſch den Wolf: ſo wird der Menſch ſtumm oder heiſcher. Rocken-Philoſ. Th. 5. S. 93. Plinius führt eben dieſes auch an, und ſagt: In Italia, ut creditur, luporum viſus eſt noxius, vocemque homini adimere, quem prius contemplatur. Auch Virgil ſagt ein gleiches:

Vox quoque Moerin
Jam fugit ipſa, lupi Moerin videre priores.

Von gleicher Bedeutung iſt auch das Sprüchwort: Lupus in fabula, deſſen man ſich bedient, wenn derjenige, welcher der Gegenſtand des Geſpräches war, unverhoft eintritt, worauf plözlich eine tiefe Stille entſteht. Wenn ein Reiſender unvermuthet auf drohende Wölfe ſtößt: ſo erſchrickt er und ſchweigt. Nichts anders als der Schrecken macht ihn ſtumm. Der Aberglaube läßt die Wölfe ſchädliche Dünſte von ſich geben, wodurch der Wanderer heiſcher oder gar ſtumm gemacht werden ſoll.

* * *

Wer von einer Hexe begrüßt wird, ſoll ihr nicht danken, ſondern böſe Reden geben,

damit ſie nicht ſchaden könne. Hubn. de Amul. p. 21. Alii vetulis ſalutantibus, quas pro veneficis habent, non gratias agunt, ſed mala dicunt verba, ne inferant ipſis mala. Eine teufeliſche Volksmeinung! zur Zeit der Weinleſe ſtieſſen die Römer die heftigſte Schmähungen wider diejenigen aus, die am Weinberge vorbeygiengen, und die hingegen nichts ſchuldig blieben. Es geſchah dies in Feſcenniſchen Verſen, welche ſo hieſſen, weil die Alten glaubten, die Zaubereyen damit abtreiben zu können; quia faſcinum arcere ea putabant veteres. Jenes erhellet aus dem Horaz L. 1. Sat. 7. v. 28.

Tum præneſtinus falſo multumque fluenti
Expreſſa arbuſto regerit convitia durus.
Vindemiator & inviſtus, cui ſæpe viator
Ceſſiſſet, magna compellans voce cucullum.

Bey Hochzeiten waren die feſcennia auch gebräuchlich, die oft ſaftig genug müſſen ausgefallen ſeyn, um die Anweſende damit aufzuheitern; gleichwol waren mit dieſen auch Schmähungen verbunden, um die neue Eheleute vor Zauberey

ſicher

ſicher zu ſtellen, daher ſezt Seneca L. II. Cap. 31. Sales & convitia zuſammen; und Horaz ſagt:

Non ſoliti luſere ſales, nec more ſabino
Excepit triſtis convitia feſta maritus.

* * *

Wenn man einen lebendigen Froſch in der Hand ſterben läßt: wird der Blutfluß aufhören. Deßgleichen wenn man eine getrocknete Kröte unter die Achſel bindet. Der Abſcheu, den man vor dergleichen Thieren hat, verurſacht, daß ſich die Gefäſſe der Haut zuſammenziehen, und den Ausfluß des Blutes verhindern. Die Alten legten einen Froſch auf ein verrenktes Glied, und verſprachen ſich Wunderdinge. v. Cato de re ruſt. c. 160. Harundinem prende tibi viridem, pedibus IV. aut V. longam; mediam diffinde, & duo homines teneant ad coxendices. Incipe cantare in alio S. F. motas Væta daries, dardaries, aſtataries, diſſunapiter usque dum coëant. Ferrum inſuper jactato. Ubi coierint

& altera alteram tetigerit, id manu prende & dextra ſiniſtra præcide. Ad luxum aut fracturam alliga, ſanum fiet. Et tamen quotidie cantato in alio, S. F. vel luxato. Vel hoc modo, huat, hanat, huat, iſta piſta fiſta, domiabo, damnauſtra & luxato. Vel hoc modo, huat, haut, haut, iſta ſis tarſis, ardannabon, damnauſtra. Wie finſter mag Cato ausgeſehen haben, als er ſeine froſtige Einfälle niederſchrieb?

* * *

Man ſammlet am Oſtermontag Eyer; eine alte, aber der Geſundheit ſchädliche Gewonheit! der Urſprung davon iſt bey den Heiden zu ſuchen, welche jährlich um dieſe Zeit herum, da der Chriſten Oſtern einfällt, ihre Eyerſpiele und Eyerfeſte hatten, indem ſie ihren beyden Eyergöttern, dem Caſtor und dem Pollux, die aus einem Ey entſprungen ſeyn ſollen, zu Ehren in einem Eyrunden Kreiſe nach Eyern um die Wette liefen. Heißt izt auch Zimpfeltag, gleichſam Symboltag, eo quod illis ovis, ceu Symbolis collatis & collectis

lectis una epulari consuetum esset. Um diese Zeit segnet und bekreuzt man in der römischen Kirche Eyer, welche sofort die Kraft haben sollen, des Menschen Leib innerlich zu heiligen. Juvenalis zeigt Sat. 6. v. 517. daß man sich auch mit Eyern bey den Helden reinigen konnte: Nisi se centum lustraverit ovis.

* * *

Wenn einigen etwas gestolen worden, laufen sie zu Betrügern, die durch Siebdrehen u. d. entdecken wollen, wer der Dieb sey, und wo man die gestolne Waare oder Geld antreffen könne. Apulejus sagt, er habe im Varro gelesen, daß Fabius, als er hundert Pfennige verloren, den Nigidius um Rath gefragt habe; welcher durch die Stärke seiner Bezauberungen kleine Jungen gezwungen hat, zu sagen, wo man den Beutel hin vergraben hatte, in welchem ein Theil von diesem Gelde war, und wie das andere getheilt worden; und daß Cato, der Philosoph, etwas davon gehabt; man sezt dazu, Cato habe es zugestanden, daß er es von einem Knechte erhalten

hätte. Itemque Fabium, cum quingentos denarios perdidisset, ad Nigidium consultum venisse: ab eo pueros carmine instinctos indicasse, ubi locorum defossa esset crumena, cum parte eorum, cæteri ut forent distributi: unum etiam denarium ex eo numero habere M. Catonem philosophum, quem se a pediſſequo in stipem Apollini accepisse Cato confessus est. In Apologia p. 301.

* * *

Die Wasserprobe ist schon alt. Plinius sagt VII. 2. Eosdem non posse mergi, ne veste quidem degravatos. d. i. sie könnten nicht untergetaucht werden, ob sie gleich mit Kleidern beschwert wären.

* * *

Den sogenannten Aprilnarren leiten einige von dem heidnischen Gott des Lachens und seinem Fest in diesem Monat her.

* * *

Der Eichmistel heile die fallende Krankheit, und sey bey Menschen und Vieh nüzlich.

lich. Plinius ſagt davon: Si terram non attingit, comitialibus mederi, conceptum feminarum adjuvare, ſi omnino ſecum habeant. L. XXIV. C. 4. Die heutigen Aerzte finden die groſſe Kraft nicht darinnen.

* * *

Wichtige Wirthſchaftsgeſchäfte, beſonders die Saat- und Aerndte-Arbeiten ſoll man nicht des Montags, ſondern an jedem andern Werkeltage anfangen. Die Tage ſind alle des Herrn. Jeder Tag hat ſeine Plage, aber auch ſeinen Segen. In der alten Welt war nicht nur bey den Juden, ſondern auch bey den Heiden der Neumond ein Feyrtag. Dieſe verſprachen ſich in ihren Unternehmungen nicht eher einen glücklichen Fortgang, bis ſie ſich die Götter durch Feyrung des Neumond-Feſtes zu guten Freunden gemacht hatten; daher lieſſen ſich auch die Teutſchen einſt in eine Schlacht vor dem Neumond nicht ein. Julius Cäſar fragt einige Teutſchen, die er zu Gefangenen gemacht, warum Arioviſt nicht ſchlagen wolle? Sie gaben ihm zur Antwort: Die

Teutſchen hielten ein Treffen vor dem Neumond für unglücklich. Cum ex captivis quæreret Cæſar, quamobrem Arioviſtus prælio non decertaret; hanc reperiebat cauſam, quod apud Germanos ea conſuetudo eſſet, ut matresfamilias eorum ſortibus & vaticinationibus declararent, utrum prælium committi ex uſu eſſet, nec ne: eos ita dicere: non eſſe fas Germanos ſuperare, ſi *ante novam Lunam* prælio contendiſſent. Jul. Cæſaris Comm. Libr. I. c. L. §. 4. 5. Dieſe Thorheit widerlegte ſich ſelbſt; denn in dem Treffen, welches die Teutſchen nach dem Neumond mit Cäſar hielten, wurden ſie tüchtig geklopft. Tacitus ſagt auch: wenn nichts ungefähres einfällt; ſo kommen die Teutſchen an gewiſſen Tägen zuſammen, wenn der Mond entweder anfängt oder voll wird; dann das halten ſie für den beſten Anfang, etwas zu thun. Coeunt, niſi quid fortuitum & ſubitum inciderit, certis diebus, cum aut inchoatur Luna, aut impletur; nam agendis rebus hoc auſpicatiſſimum initium credunt. De Mor. Germ.

Als nachher dem Monde der zweite Wochentag gewidmet und nach ihm genennt wurde: glaubte man, er müßte billig immer gefeyrt werden; allein das gieng bey eingeführtem Christenthum nicht an, weil von den ersten Christen schon der Sonntag zur Feyer ausgesezt war; daher glaubte man, seine alte Ehrfurcht gegen den Montag dadurch zu befriedigen, daß man an dem Tage wenigstens keine Arbeit anfieng. Sonderbar ist es also, daß die ehemalige abergläubige Hochachtung gegen den Montag in eine abergläubige Furcht vor ihm übergegangen ist, und man fürchtet, von einer am Montag vorgenommenen Aussaat keine gute Aerndte zu erhalten, da doch die Erfahrung das Gegentheil beweißt. Warum man aber den Montag einen blauen Mantag nennt, woran nicht gearbeitet wird, weiß ich nicht: Man sagt alsdenn: einen blauen Montag machen.

* * *

Wenn der Hundestern am Himmel ist; so werden die Hunde gerne wütend; Man darf keine Arzney nehmen u. d. Die Fixsterne, unter

unter welchen der groſſe Hund einer von der erſten Gröſſe und uns der nächſte iſt, haben wegen ihrem ſehr weiten Abſtand von der Erde nicht den geringſten Einfluß auf ſie; die groſſe Hize in den Hundstagen verurſacht ſchädliche Wirkungen. Es kommt aber die Hize nicht von dem Hundsſterne, ſondern von den zu dieſer Zeit ſenkrecht auf unſre Erde fallenden Sonnenſtralen her. Bey der gröſten Hize ſoll man nicht ohne Noth mediciniren.

Hippokrates ſagt Aph. V. Sect. IV. Sub canem & ante canem difficiles ſunt medicamentorum purgationes. Zu Ciceros Zeiten glaubte man, durch Beobachtung dieſes Geſtirns vorausſehen zu können, ob das Jahr geſund ſeyn würde. Ceos accepimus ortum caniculæ diligenter quotannis ſolere ſervare, conjecturamque capere, ſalubrisne an peſtilens annus futurus ſit. De Divin. L. 1. cap. 67. Die Einwohner Calabriens thaten ehemalen dem Hundsſterne Gelübde.

Sic

Sic cum ſtabulis & meſſibus ingens
Ira Deum & Calabri populator Sirius arvi
Incubuit, coit agreſtem manus inſcia priſcum
In nemus, & miſeris dictat pia vota ſacerdos.
Valer. Flaccus Argonaut. Libr. I. v. 682.

Was für Aberglauben! allein dieſer war noch nicht der wunderlichſte in dem Heidenthum.

* * *

Wenn Kröpfe, Warzen u. d. mit der Hand eines getödteten Miſſethäters berührt werden: vergehen ſie. Als D. Dodd in London vor einigen Jahren gehenkt wurde, lieſſen ſich manche alſo berühren. Der Abergläubige ſchreibt dem gehenkten Miſſethäter zu, was doch vielmehr den lebhaften Ideen der Einbildungskraft zugeſchrieben werden ſollte, welche im menſchlichen Körper oft bewundrungswürdige Veränderungen herfür bringen. Plinius ſagt ſchon: Immatura morte raptorum manu ſtrumas, parotidas, guttura tactu ſanari affirmant.

* * *

Bey dem Johanniofeſte miſchten ſich heidniſche Gebräuche ein. Das Johannisfeur und

Tänze

Tänze um einen aufgerichteten Baum waren so wol bey den mitternächtlichen und teutschen Völkern, als auch bey den Römern gewönlich. Die erstern hatten ihr Noodfyr, von welchem man ein besonders Buch des Joh. Reiske (Frankf. 1696. 8.) hat; und die andern pflegten um diese Zeit das Fest der Vesta mit Anzündung eines Feuers, das durch heftiges Reiben eines Brets an dem andern entstund, unter Tänzen und andern Lustbarkeiten zu begehen. Das Nothfeuer ist noch wirklich in grossem Ansehen, und wird für ein Specifikum gegen den tollen Hundbiß gehalten. Folgende Geschichte, die nach dem Nürnb. wochentlichen Allerley (1782. S. 603.) sich vor kurzem in dem Odenwald zugetragen hat, beweißt es: Schreyend fuhr der Schweinhirt ins Dorf — was bedeutet das? fragten die Bauren. Es ist ein wütender Hund unter die Herde gekommen. Plözlich versammlete sich das Dorf, und berathschlagte sich über der Kur, die man anzuwenden hätte. Lasset uns zum Scharfrichter auf Hirschhorn schicken! rieth einer. Der von Eberspach ver-

versteht das Ding besser! antwortete ein andrer. Der dritte: Geht zur Frau auf Grossachs, die weiß es ganz allein in einem Brunnen, der für alle Schäden gut ist. Der vierte: geht zum Mann nach Neidenau, der kanns Wasser besehen — Endlich ein Ortvorsteher: Schickt überall hin: so gehts sicherer. Schon waren die Kuriers bestellt, als ein Gerichtsmann aufstund und sagte: Macht ein Nothfeur, ist das Mittel nicht allemal probatum gewest? Nothfeur! Nothfeur! schrie nun alles. Verfallet doch nicht auf Aberglauben, ließ der Pfarrer sagen, sucht ohne Zeitverlust die Wunde auf, brennt sie mit einem glühenden Eisen aus, verwahrt die verwundeten Schweine, gebt ihnen Queckſilber, und schießt sie vor den Kopf, wenn ihr merket, daß sie anfangen zu trauren. Glaubt dem Pfarrer nicht, heißt es, der hats mit den studierten Doktors zu Heidelberg, und die wissen viel. Was säumen wir. Nothfeur! Nothfeur! Bittel und Scharwächter durchsuchten alle Häuser, löschten das vorhandene Feuer aus, und verboten auf höhern Befehl vor Endigung der Expedition

anders

anders anzumachen. Andre holten Eisen, Stroh, Holz, Schwamm und Schwefelfaden — Nichts gieng über die Ernsthaftigkeit, die patriotische Mine, die herkulische Anstrengung mit Eisen in der Hand Feuer aus dem Holz zu erpressen — und doch gabs kein Feur. Es muß irgendwo noch Feuer seyn? Flugs wurde visitirt und der Pfarrer schuldig erfunden. Man traute nicht dem Pfarrer weiter zuzusezen; diese Hinderniß aber suchte man durch doppelte Anstrengung wegzuschaffen. Es raucht! Nun erholen sich alle Kräfte. Es gibt Flamme! ein allgemeines Jauchzen entsteht, das Nothfeur war fertig. Die Freude aber wurde bald durch eine neue Hinderniß gestört; die versammelte Herde Schweine wollte nicht durchs Feuer. Die Bauren hezten sich heiser, sie fluchen, schlagen mit Strohfackeln auf die Schweine, aber alles vergebens. Das Feur, der Dampf, die brennenden Strohkerzen, das heisere Hezen, die ausgebrüllten Flüche, und das Grunzen der Schweine stellten eine Scene für, als ob die Hölle bestürmt würde. Die Schweine wollen noch nicht

durchs

durchs Feur. Barthel, ein flinker und verständiger Mann, riß die Gemeine aus der Verlegenheit. Er erwischt das erste beste Schweinchen beym Ohr, springt damit durchs Feur, und hälts, daß es schreyen muß. Nun springt die Mutter — der Eber — die übrigen Schweine durchs Feur auf den Barthel los; Barthel von Schweinen untertretten, gibt einen jämmerlichen Ton von sich, der die Bauren nöthiget, auch durchs Feuer ihm zu Hülfe zu springen; und noch eben kam ihre Hülfe zu rechter Zeit an, wenn sie ihm das Leben retten wollten.

Fast sollte man wünschen, daß nach dieser Kur die Schweine wütend geworden wären, der Bauer hätte vielleicht seinen Aberglauben einsehen gelernt. Das geschah aber nicht, und konnte nicht geschehen, weil der Hund nur von seinem Herrn verlassen, und vom Hirt gereizt wurde, seine Herde anzubellen. Die guten Folgen stärkten die Bauren im Aberglauben und ich wollte dem Pfarrer nicht rathen, unglimpflich dagegen zu predigen.

* * *

Wenn es am Johannistage regnet: so gerathen die Haselnüsse nicht. Sie sind um diese Zeit noch zart, und gehen bey einem etliche Tage anhaltenden Regen zu Grunde.

* * *

Das allerneuste Geldmännchen.

Zwey Nagelschmide in Gb. welche des Klöpflens müde worden waren, liessen sich von einem heillosen Kerl über den Tölpel werfen, und sich für zwölf gute Karolins von gleichem Schlag ein Geldmännchen anschwäzen. Diese blinden Leute entlehnten sie in L. unter dem Versprechen, das Geld in wenigen Monaten wieder heimzugeben; denn sie rechneten, wenn auch das Geldmännchen wochentlich nur eine Karolin fallen läßt, könnten sie schon Wort halten, und das entlehnte Geld mit schwerem Dank wieder heimgeben. Der Betrüger war selbst ein Nagelschmid, und arbeitete bey ihnen. Wenn er des Morgens in die Werkstätte gieng, geschah es nicht anderst, als mit Anstim-

stimmung eines geistlichen Liedes, und christliche Reden flossen den Tag über aus seinem Munde. Sein gerader Lebenswandel, die erbauliche Reden, die er führte, sein mitleidiges Bezeugen gegen Elende, und die dringende Vorstellungen, die er diesen Brüdern, den beyden Nagelschmiden, machte, ihr Glück nicht zu verscherzen, brachten es endlich bey ihnen dahin, daß sie einwilligten, und das Geld entlehnten. Er nahm die zwölf Karolins, und legte sie in ihrer Gegenwart in ein Schächtelchen, allein er verwechselte dieses mit einem andern, welches jenem so sehr glich, daß die Nagelschmide den Unterschied nicht merken konnten, und übergab es ihnen zu sorgfältiger Verwahrung. Der Betrüger nimmt Abschied, sie begleiten ihn und wünschen ihm noch Glück und Segen auf den Weg. Der gegebenen Anweisung gemäs sollten sie erst nach ein paar Wochen das Schächtelchen eröfnen, wollten sie anders nicht unglücklich seyn; das fürwizige Weib aber öfnete es schon den dritten Tag, und fand unter der Baumwolle, statt der Karolins, aus Leimen

schlecht geformte Bazen. Sie sehen einander an, — eilen dem verwegenen Betrüger nach, und treffen ihn zu St. auf der Kirmse an, wo er sich auf ihre Kosten recht lustig machte. Die Ortsobrigkeit nimmt die noch nicht verpuzte Karolins, die sie bey dem Betrüger fand, zur Hand, welche sie aber nicht an die betrogene Nagelschmide zurückgibt, sondern sie zur Bestreitung der Gefängniß- und andrer Unkosten beybehält, da der Betrüger nicht einen Bazen im Vermögen hatte. Bey ihrer Zurückkunft wollten die Nagelschmide eilends ihren Kummer in den Schoos ihrer Obrigkeit ausschütten; diese nahm sich zwar ihrer an; allein sie machte ihnen auch noch die Zeche und strafte sie. Die da reich werden wollen, fallen in thörichte und schädliche Lüste.

Der getäuschte Prophet.

(Hollberg. Briefe Th. I. S. 154.)

Ein Engländer hatte sich eine Zeitlang damit abgegeben, künftige Dinge vorherzusagen. Um diesem Propheten sein Prophezeyhen abzugewöhnen,

nen, gab ein sinnreicher Kopf für, daß er das Handwerk weit besser verstünde, und den Tag, ja gar die Stunde vorhersagen könnte, wenn eine Sache geschehen würde. Hierauf fieng er an, von den Begebenheiten des künftigen Jahres zu weissagen, und sagte unter andern, das der berühmte engliche Weissager zu einer gewissen Stunde des Nachts in einem Monate, den er willkührlich annahm, plözlich sterben würde. Weil er nun dieß mit einer grossen Gewißheit vorgab: ward dem Weissager todtbange, und diese Begebenheit gab zum Gelächter und Scherzreden Anlaß.

Elftes Stück.

Von der magiſchen Kraft der Glocken.

Sit aura pia, dum rogat iſta Maria,
Eſt ſua vox Ban, Ban, potens repellere Satan,
Tonitruum rumpo, mortuum fleo, Sacrilegum voco.

Aufſchrift der Glocke zu Butzbach.

Diejenigen, welche die Menſchen hintergehen wollten, bemüheten ſich jederzeit, es durch etwas groſſes und auſſerordentliches zu thun. Sie ſahen auf einer Seite das Verderben des Herzens, auf der andern die Schwachheit des Verſtandes. Dem einen haben ſie Strafen und Belohnungen vorgeſtellt, den andern aber durch etwas auſſerordentliches

liches zu verblenden gesucht. Einem haben sie die Unwahrheit als Wahrheit dargestellt, und öfters der Wahrheit alle Farben der Lügen angestrichen; und um den andern zu hintergehen, unterstu. sie sich die heiligsten und die in dem Glauben be- festigtsten Dinge zweifelhaft und lächerlich u chen. Durch Wunderwerke ist die Ver leicht. Diese Krankheit greift besonders den Pö bel wegen der Unwissenheit, die bey demselben herrschet, an. Es scheint ihm alles groß und be- deutend, wenn die Triebfedern nicht sichtbar sind. Er staunt noch die Augenverwendung eines Ma- rienbildes an, und sieht mit grossen Augen auf das fliessende Blut des heil. Januars. Traurige Auftritte des allerneusten Zeitalters in zwey an- sehnlichen Städten, um das Volk an dem Gän- gelbande seiner Vorurtheile zu behalten, und den Umlauf der Wahrheit unter demselben zu erschwe- ren! Ich wollte auch nicht jedem *Layen rathen*, hinter den Vorhang sehen, und Zweifel dawider aufwittern zu wollen; er würde Gefahr laufen, von der ehrwürdigen Geissel unbarmherzig disciplinirt

nirt zu werden, oder auch sich, gleich Taupfern, an die Kette seines Amtes kürzer geschlossen zu sehen. Ich beklage ein Volk, das in seiner Schwachheit den Gebrauch der Sinne verliert, und so zu reden, zu einem Steine wird, so bald es die Augen auf ein falsches und abgeschmacktes Wunder geworfen hat. Als ich am Tage Johannis des Täufers einst in Dijon war, und das Volk haufenweise heranwallen sah, um das ausgesezte Haupt des heil. Johannis in dasiger Benediktiner-Kirche aus heiligen Absichten zu küssen: so gestand mein Führer, ein Benediktiner, frey zu, daß die Kraft damit nicht verbunden sey, welche sich das Volk davon verspräche; inzwischen sey man genöthiget, diese Gewohnheit beyzubehalten, weil das Volk davon nicht abzubringen wäre. Jeder Vernünftige lacht über den heil. Niklas in M. dem die Baurenweiber Flachs, Hanf, Eyer, Besen u. d. aus den lächerlichsten und unanständigsten Absichten opfern. Deßwegen wird doch das kropfigte, ebentheurliche Bild, das so viele Thorheiten unterhält und etwa jährlich einige

Gul-

Gulden einbringt, nicht hinweggeschaft. Dergleichen Thorheiten hindern, daß die Menschen die göttliche Kraft der Religion nicht fühlen und sie behaupten ihr altes, gothisches Ansehen ewig, wenn man nicht ein lautes, allgemeines Geschrey dagegen erhebt. Dieses ist aber auch das einzige Mittel, das zuverlässig seine Wirkung thun, und besonders jene zahlreiche Gattung von Menschen aus ihrem Schlummer wecken wird, die zwar nicht erleuchtet genug sind, um die Wahrheit durch sich selbst zu finden, aber doch Fähigkeit besizen, diese einzusehen, und den Willen haben, sie zu ergreifen, so bald sie kenntbar genug vorgestellt wird. Was die niedrigste Volksklasse betrift, bey der die ganze Religions-Uebung nichts anders ist, als Phantasie, Bilderey, Kutten, Skapulier, Rosenkranz, Chorsingen, Benedictionen u. d. die meinet nun freylich, man wolle ihr die Religion rauben, wenn man ihre Afterandachten verdrängen will, und wähnet bey der heilsamsten Religions-Neuerung die Ankunft des Antichrists und des jüngsten Tages; aber man lasse nur dem Talente

seine elastische Kraft, man begünstige Preßfreyheit und gesunden Menschenverstand, man arbeite gemeinschaftlich zur Aufbesserung des Volks: nach und nach werden dem Pöbel die Schuppen von den Augen fallen, und die Ehrfurcht, die er ehedem für den Popanz hatte, wird sich in Unwillen und Abscheu verwandeln. Der minder aufgeklärte, vielleicht der gröste Theil der Klerisey, wird sich am längsten sträuben, wird allen Kräften aufbieten, um das ausgebreitete Reich des Aberglaubens nicht zerstören zu lassen, besonders auch darum nicht, daß seine Einkünfte nicht geschwächt werden, welche sie z. E. von Amuleten, Benedictionen und hundert andern Stücken gezogen hat. Ich bedaure übrigens den Geistlichen, der aus Mangel besserer Einkünfte, die ihm der Staat verschaffen sollte, sein Nöthiges auf eine so elende Art erwerben muß. Es wird aber eine geraume Zeit nöthig haben, bis das grosse Rad an der Staatsmaschine sich umdreht, durch dessen Wendung die Fonds geistlicher Einkünfte eine andre Verhältnis zu ihren Amtsverrichtungen gewinnen wer-

werden; bis dahin werden die Glocken geweiht werden, es wird Wettergerechte Geistliche, Gewitteramulete u. s. w. geben, und eben dadurch das Geschäfte einer allgemeinen Aufklärung erschwert werden.

Die Glocken haben durch ihre Weihe und Taufe eine magische Kraft erhalten, böse Geister, Hexen und Gespenster, Hagel und Ungewitter, Seuchen und Krankheiten zu vertreiben, so weit der Schall solcher geweihten Glocken sich verbreitet. Die Aufschriften auf denenselben beweisen es: Auf der grossen Glocke zu Erfurt steht:

Die grosse Susanna
Treibet die Teufel von danna.

Zu Stuttgart in der Stiftskirche hängt eine grosse Glocke, welche man die Gulden-Glocke nennet, die nach der Sattlerschen Beschreibung des Herzogthums Wirtemberg S. 25. folgende Aufschrift hat:

Osanna heiß ich,
Der böse Feind fleucht mich.

Und

Und weiter unten herum:

Ich bitt, Herr Christ am Creuze fron,
Du wollst gesegnen meinen Ton,
Daß er all Ungewitter vertreib,
Und bhüt Menschen Seel und Leib,
Durch Fürbitt der Muter din
Dann im Feur ich gegossen bin
Im 1520. Jahr das geschach
Durch Marx Hillern von Bibrach.

Auf einer andern Glocke daselbst heißt es also:

Haylgen Craizes Glock ich genannt bin
Und han eben meiner Schwester Osanna Sinn
Daß wir miteinander gossen sind.
Wir wollen Ungewitter und Wind
Mit Gottes Hülf vertreiben gar
Martin Billing von Bibrach goß mich och.

Eine Glocke zu Annaberg führet folgende Aufschrift:

Quæ potes immensum Anna tu flectere Jovem,
Pelle mala & morbos, contortaque fulmina pelle.

Anderswo:

Der geweihte Schall
Ist der Heren Fall
Und vertreibt die Gewitter überall.

Der

Der Fürst Erzbischoff zu Salzburg mußte noch in seinem am 15. Jul. 1782. erlassenen Hirtenbrief allgemein verbieten, daß das am Vorabend des St. Johannis des Täufers Feste angefangene, und bis 4. Uhr früh fortgesezte Hexenläuten allenthalben aufhören soll.

Ich muß ein wenig weit ausholen und untersuchen, zu welcher Zeit die Glocken in der Kirche eingeführt worden sind, und nach und nach solche Kraft erlangt haben. Paulinus, Bischoff in Nola, soll im vierten Jahrhundert nach der gemeinsten Meinung die Glocken erfunden haben. Man schließt es daher, weil die Glocken Nolæ und Campanæ heissen. Der Grund ist seicht; denn bey den Römern waren von langen Zeiten her schon Glocken im Gebrauch, ja selbst der Name Nola üblich. Kaiser Augustus ließ Glocken auf den Tempel des Jupiters zu Rom hängen, (*) und Martialis (**) redet von einer Glocke, womit

(*) *Suetonius in vita Augusti* c. 91. Is enim audita in Somnis Jovis Capitolini querela cultores sibi

mit das Zeichen zum Band gegeben worden. In Campanien aber wurden gröſſere Glocken und in mehrerer Anzahl gegoſſen.

In den erſten Jahrhunderten durften die Chriſten nicht laut ſchnaufen, geſchweige durch das Geläut der Glocken ihre Verſammlungen verrathen; ſonſt würden ſie ſelbſt mit allen Fleiß ihren raſenden Feinden in das Meſſer geloffen ſeyn. Den Gliedern der Kirche war entweder die Zeit des Gottesdienſtes bekannt, oder wurde ſie ihnen durch ſogenannte Läufer angekündigt, welche neben andern Geſchäften den Auftrag hatten, die Gemeinde zum Gottesdienſt zu rufen. Ohnfehlbar ſiehet Ignatius

ſibi abduci, mox tintinnabulis faſtigium ædis redimivit. (**) I. 14. epigr. *æs thermarum* dixit. — Erat inſuper mos antiquus Græcorum & Romanorum, ſervos, campanulis ad id deſtinatis, à ſomno excitandi, cujus *Lucianus de mercede conductis* T. I. oper. p. 319. meminit: *deinde mane ad tintinnabulum expergefactus diſcuſſa ab oculis dulciſſima ſomni parte &c.* & aliquanto poſt p. 330. *Dum hæc tecum loqueris*, ſonuit *tintinnabulum*, *jamque ad eadem tibi redeundum eſt.*

tius auf diese Gewohnheit, wenn er Polykarpen in einem Brief ermahnt, öfters Zusammenkünfte zu halten, und alle mit Namen zu berufen. Diese Gewohnheit blieb so lange, als die Zeiten der Verfolgung währten, vielleicht auch eine geraume Zeit hernach; wenigstens liest man nirgends, daß ein besonders Zeichen zum Gottesdienste gegeben worden wäre. Wenn Athanasius, der im vierten Jahrhundert lebte, eine ganz unvermuthete Versammlung beschreiben will, spricht er: „sie wären gar nicht zur Kirche gekommen; denn es „wäre weder Bischoff noch Klerisey gerufen worden, sondern man habe sich ohne eine Ankündigung versammlet." Nach der Zeit erdachte man verschiedne Mittel, die Gemeine zu versammeln. In den Nonnenklöstern pflegte eine von den Jungfrauen durch wiederholten Ruf: Halleluja! das Zeichen zum Gottesdienste zu geben. Unter den Anachoreten war es Sitte, daß, wenn die Stunde zu heiligen Uebungen sich näherte, mit einem Hammer an die Thüren der Zellen geklopft wurde. Anderwärts blies man auf einem Horn,

oder

oder schlug mit einem Hammer an hangende Bretter, welche ligna sacra genannt wurden; etwa auf diejenige Weise, wie heutiges Tags in der römischen Kirche während der stillen Woche, worinn das Getöse der Glocken vermieden wird, mit hölzernen Klöppeln ein Zeichen zur Kirche gegeben wird. Den Gebrauch dieses dumpfen Schalls der Bretter behielt die griechische Kirche lange bey; denn es erzählen die Väter auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, daß, „als man die Gebeine des Märtyrers Anastasius nach Cäsarea gebracht, habe man an die Bretter geschlagen, darauf sey jedermann zugeloffen, und mit grosser Freude diesem Märtyrer entgegen gegangen." Biß auf diese Zeit lieset man also in Griechenland von keinen Glocken, da sie doch in der römischen Kirche schon üblich waren. Erst ohngefähr um das Jahr 865. wurden sie auch in Griechenland durch folgende Gelegenheit bekannt. Es hatten die Sarazenen, die sich in der Insel Kandia festgesezt, einen Einfall in Dalmatien gewagt, und sowol die ganze Küste des adriatischen Meeres, als auch das feste

Land

Land in groſſe Furcht geſezt. Als ſie nun bis an die Stadt Gradum fortrückten, und dieſen Ort wirklich belagerten, verſuchten die Venetianer dieſen ſo nahe gelegenen Ort zu entſezen, welches auch mit ſolchem Muth geſchah, daß die Sarazenen die Flucht nehmen mußten. Dieſes gefiel dem Kaiſer Michael ſo wol, daß er den damaligen Herzog in Venedig mit dem Titel eines Protoſpatarii beehrte; dieſer aber ſchenkte dem Kaiſer dafür zwölf Glocken von beträchtlicher Gröſſe, welche die erſten waren, die man jemals in Griechenland geſehen hatte. Der Kaiſer ließ ſie alsbald in einen bey der Sophienkirche erbauten Thurm aufhängen, und weil ihr Klang gefiel, wurden nachher in Griechenland viele gegoſſen.

In der abendländiſchen Kirche war der Gebrauch der Glocken ſchon im fünften Jahrhundert im Schwang, in der Abſicht, durch ſie die Gemeine zum Gottesdienſte zu rufen, welches auch aus der älteſten Aufſchrift der Glocken erhellet:

Dum trahor, audite: voco vos, ad Sacra venite!

Nachmalen bediente man sich auch derselben, um das Volk zu gewissen Zeiten an das Gebet zu mahnen. Pabst Johann XXII. verordnete, daß man an jedem Abend die Glocken dreymal anschlagen soll, damit jedermann ein Avemaria andächtig spreche. Nachdem Pabst Kalixtus III. durch einen röthlichen Kometen in Furcht und Schrecken gesezt war, und die Mathematiker aus dieser Erscheinung Pest, Theurung und eine grosse Niederlage weissagten: so befahl er, daß durch alle Städte hindurch um die Mittagszeit den Rechtglaubigen ein Zeichen zum Gebet mit den Glocken gegeben werden sollte, um den Zorn Gottes abzuwenden, und den Sieg der Christen über die Türken hiedurch zu erleichtern.

Nun das war immer noch eine löbliche Bestimmung der Glocken; aber wenn man damit den Teufel und Hexen und Gespenster und Seuchen und Donnerwetter und weiß nicht was, vertreiben will, dann kommt die Galle und die ganze Natur in Bewegung. Das ist ein Angel, welcher bisher nach den Mutterpfenningen der Layen nicht unglück-

glücklich ausgeworfen ward. Besonders müssen die Glocken, die in Loretto gegossen und in der S. Casa geläutet worden sind, von einer ganz besonders guten Wirkung seyn. So heißt es in einem Abrégé, worinnen Loretto beschrieben ist S. 17. On sonne les cloches dans les tempettes, pour étre préservé de la foudre. On en fond meme d'un poids considerable, pour servir à des paroisses, que l'on transporte dans les rayaumes catholiques. Man hat in katholischen Ländern den Gebrauch, und sieht ihn gar für ein kräftiges Mittel an, daß man, wenn eine Donnerwolke im Anzuge ist, ein Lorettoglöckchen ergreift, und mit demselben in den Häusern herum, oder auch, wegen der Nachbarschaft, zum Fenstergucker hinauslautet. Man hat den Glauben, daß, so weit man den Schall solcher Glöckchen höret, kein Bliz treffen könne.

So bald der menschliche Verstand so sehr bankerot machte, daß er auf die Glockentaufe verfiel: war es leicht, den Teufel, diesen Luftfürsten, mit dem Geläute aus der Luft hinauszujagen,

jagen, den man ohnehin zum Schrecken des Pöbels damals allenthalben mit ins Spiel brachte, und welcher Donnerwetter zu machen im Stande seyn mußte. Auch die Hexen, die zu den irregulairen Truppen des Teufels ohnehin gehören, konnten kein bessers Schicksal erwarten, als was ihrem Heerführer widerfuhr; Kurz, durch den Schall getaufter und geweihter Glocken mußte ein allgemeiner Luftstreif bewerkstelliget werden können, daß der Luftfürst mit jenen Luftdamen, sammt allem, was von daher den Menschen schädlich werden konnte, darinnen nimmer Plaz haben konnten, so weit der Schall solcher Glocken die Luft durchstrich. Wie wunderbar? Die Christen lassen läuten, um die bösen Geister aus der Luft zu verjagen; die Türken lassen nicht läuten, weil sie befürchten, daß die in der Luft herumwandernden Seelen dadurch erschröckt werden; und in den römischen Lemuralien klopfte der Inwohner eines Hauses immer an ein Becken, um mit diesem Ton die Lemures oder die Gespenster aus seinem Hause zu vertreiben. Die Christen läuten,

um

um über die Gewitter zu siegen; und die alten Thracier schossen Pfeile gegen die Blize, und hielten sie für ihre Feinde; und eine Parthie gewinnt hiebey so viel, als die andre. Gewisse Völker machen bey einer Mondsfinsterniß mit Becken, Pfannen, Kesseln und andern klingenden Werkzeugen ein Getöse, und wollen damit das wilde Thier verscheichen, wofür sie den Finsternißmachenden Erdschatten ansehen, damit der Mond desto eher siegen könne. Unter den Christen sieht man die Gewitterwolke für so ein Ding an, welches sich durch den Schall der Glocken in einer Höhe, wohin er sich nicht einmal schwingen, noch weniger dahin wirken kann, verscheichen lasse; Einerley Thorheit! zu Velilla in Arragonien soll nach Arnolds Geographie S. 157. eine Glocke hangen, welche von sich selbst läute, so oft jemand aus der königlichen Familie sterbe. Dergleichen vor dem Tode Karls V. Philipp II. auch Sebastians, Königs in Portugall, und leztlich 1700. Karl II. ganzer 9. Stunden mit Entsezen gehört worden. —

Ponto nox incubat atra.

So bald als heilige Oerter zum Dienſte Gottes gewidmet waren: fieng auch das Unweſen an, die Glocken, die daſelbſt zu heiligen Abſichten gewidmet geweſen ſind, zu weihen, und ſo gar zu taufen. Dieſe Handlung gehöret in die mythologiſche Zeiten des Chriſtenthums. Anfänglich war die Glockentaufe nicht allgemein, und ſcheint nur hier und da in den Klöſtern üblich geweſen zu ſeyn, bis endlich nach dem Baronius im Jahr 968. Pabſt Johannes XIII. aus Campanien, wohin er verwieſen war, zurückkam, und eine erſt neuerlich aus Erz gegoſſene groſſe Glocke, ehe ſie in der Lateraniſchen Kirche auf den Stuhl gebracht wurde, auf die feyerlichſte Weiſe weihte, mit geweihetem Waſſer abwuſch, und ihr ſeinen Namen Johannes beylegte. Die Glockentaufe nennen gelehrte Katholicken ſelbſt ein unſinniges Affenſpiel jener dummen Zeit. Es ward anſehnlichen Männern und ganzen Gemeinden die Pathenſtelle angetragen. Sie mußten ſich nebeneinander hinſtellen, und das Seil, an welches die Glocke gebunden war, berühren. Darauf ward auf Rechnung der

Kirche

Kirche ein herrliches Banket, und von dieſen wieder hingegen ein anſehnliches Einbindgeld gegeben. Man ſtellte eigentliche Pathenbriefe aus, und nennte dieſe nichtswürdige Ceremonie ſchlechterdings Pathenſtelle bey der Glockentaufe. Folgendes iſt ein Muſter eines ſolchen Pathenbriefs, welcher in den Noten des ſel. Kanzlers Cotta zum Gerhard Tom. IX. S. 208. 209. ſteht:

„ Denen Ehrſamen, weiſen Burgermeiſtern zu Tenneſtedt, unſern beſonders günſtigen Förderern. Unſere freundliche Dienſte zuvor, Ehrſame, weiſe Herren, wir ſind willens, wills Gott, unſre Glocken auf den Sonntag Exaltationis S. Crucis nächſtkommende, nach Ordnung der heiligen chriſtlichen Kirche zu weihen, und taufen zu laſſen: iſt unſre gütliche Bitte, wollet auf vermeldte Zeit um Gotteswillen bey uns ſamt andern guten Freunden erſcheinen, und Großpathe mit ſeyn. Wollet das Lohn von dem allerhöchſten Gott, und dem patrono S. Sixto und der heiligen Jungfrauen S. Julianen nehmen, ſo wol-

len wirs willig gerne verdienen. Datum Sonntag nach Egidii Anno 1516.

Curt und Clauß Vitzthum
von Eckstett
samt den Altar-Leuten. "

Welche Barbarey! Schon in den Constitutionibus Caroli M. heißt es: Cloccas nemo baptizet, nec iis chartas propter grandinem appendat. Maximilian widerholte dieses Verbot. Die Glockenweihe mag noch eher geschehen seyn, als die Taufe derselben; gleichwol ist es eine übertriebene Ceremonie, welche wol unterbleiben könnte, und ohne Nuzen ist. Eine Glocke, welche geweihet werden soll, wird frey aufgehenkt, also daß man um sie herum gehen, und auch ihre innere Theile berühren kann; alsdenn werden einige Psalmen gesprochen; hierauf Salz geweiht, mit Wasser vermischt, und die Glocke mit dieser Mischung in- und auswendig abgewaschen, mit Leintüchern getrocknet, und wieder einige Psalmen gelesen. Auf dieß macht der Bischoff mit geweihetem Oele ein Kreuzzeichen auf die äussere Seite

der

der Glocke, und nach wiedermaliger Lesung eines Psalmen noch einige andre Kreuze an bestimmten Oertern der innern und äussern Seite der Glocke, und spricht zugleich folgende Einweihungsformel: Es werde diese Glocke geheiliget und geweiht, o Herr! im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes: zur Ehre des heiligen N. Heil dir! Nach diesem wird wolriechender Rauch unter die Glocke gemacht, und die ganze Ceremonie mit Ablesung einer Stelle aus dem Evangelium beschlossen. Bey der Salzweihung, bey dessen Vermischung mit dem Wasser, bey der Salbung der Glocke mit dem Oele, und nachdem der Rauch unter die Glocke gemacht worden ist, werden einige Gebete gesprochen, deren Inhalt dahinaus lauft, daß, wenn der Schall dieser Glocke ertönet, der Glaube und die wahre Andacht in den Gemütern der Glaubigen, welche er zum Gottesdienste rufen soll, rege gemacht; der Feind alles Guten vertrieben, feindliche Kriegsheere erschreckt, Hagel, Blize, Sturmwinde, und alle Gewalt der Luft abgehalten werden mögen. Es heißt in einem

römischen Pontificale unter anderm so: — procul pellantur omnes insidiæ inimici, fragor grandinum, procella turbinum, impetus tempestatum, temperentur infesta tonitrua, ventorum flamina fiant salubriter & moderate suspensa, prosternat aëreas tempestates dextra tuæ virtutis. Nur der Unwissende schreibt den Glocken wegen ihrer Weihe eine solche Kraft zu, dadurch die bösen Geister, Gewitter u. d. abgetrieben werden. Weihen heißt nichts anders, als etwas von dem gemeinen Gebrauch absondern, und zum Dienste Gottes widmen. Ungereimt wäre es nun, wenn man eine Glocke gegen die bösen Geister und Gewitter Gott widmen wollte. Will man der Glockenweihe noch einen guten Schein geben, so muß man sagen: Bey der Weihung der Glocken wird Gott gebeten, Er wolle die Gegend, aus welcher der Schall dieser Glocke die Gläubigen zum Gottesdienste zusammenruft, vor den Gefahren, welche böse Geister, Gewitter u. d. verursachen können, bewahren.

Allein

Allein wozu dienen die mannigfaltige und gehäufte Ceremonien der Kirche! der vernünftige Katholik gibt selbst zu, daß sie zu tausend Alfanzereyen dem Volke Anlaß geben, so lange sie ihm nicht Stück für Stück erkläret werden; woher aber Zeit bekommen, um alle die Ceremonien der Kirche dem Volke zu erklären, da die Lehrer des Volks kaum Zeit und Gelegenheit bekommen können, ihm die Grundwahrheiten der christlichen Religion zu erklären und annehmlich zu machen? Man werfe also lieber allen überflüssigen Plunder der Ceremonien aus der Kirche, und dringe bey dem Volke auf Erleuchtung des Verstandes, und Besserung des Herzens, so wird es selbst einsehen, daß dem Satan durch den geweihten Glockenschall das Gehör nicht betäubt werde, und die Bockreutereyen und Gabelfahrten nicht statt haben können. Man gestehe redlich ein, daß die Gewinnsucht die Lorettoglöckchen erdacht, und die Thorheit sie in Gang gebracht hat. Man rede frisch von der Brust weg, daß Gewitteramulete, geweihte Kerzen, der Rauch des Osterſonnabendholzes

und

und geweihte Palmenzweige nicht vermögend seyen, einen Menschen oder eine Gegend vor dem Strahl zu schüzen, noch daß die sogenannte Wetterge-rechte Geistliche ein Vermögen besizen, den Lauf der Gewitter zu lenken, Bliz und Hagel nach Willkühr abzuhalten, und, mit einem Worte, den Gewittern zu gebieten. Erinnert sich doch der Herr D. Fischer (*) in München eines Falls, daß der Strahl das heilige Gefäß, in welchem das hochwürdige Sakrament aufbewahret wird, eben in dem Augenbicke traf, als mit demselben der Pfarrer dem Volke den Segen ertheilte. Ohnelängst laß ich mit Mißvergnügen in der Erlanger Zeitung (1784. Num. 68.) daß die Gemeinde zu K. an der Donau nach dem Tode ihres Pfarrers die Regierung folgender masen gebeten hat:

„Alldieweilen wir in unserm Dorfe gar zu stark mit Wettern heimgesucht sind: so thut uns ein

(*) S. desselben Beweiß, daß das Glockenläuten bey Gewittern mehr schädlich als nüzlich sey. München 1784. S. 42.

ein wettergerechter Pfarrer ganz noth. Der Herr Xaveri, unser alter Cooperator, ist schon seit mehrern Jahren wettergerecht, und so lange er das Wetter gesegnet hat, ists immer gut abgelaufen. Und nun kommt ein neuer Pfarrer her, der zwar schön gepudert, aber nichts weniger als wettergerecht ist. Die ganze Gemeinde läßt also gehorsamlich bitten, den Herrn Xaveri uns zum Pfarrer zu geben, daß wir durch Wetterschläge keine arme Leute werden. Womit wir uns nochmalen um den Herrn Xaveri bittend unterthänigst empfehlen. — Richter und Gemeinde zu K. —" Die Bauren liessen sich auch nicht eher beruhigen, als bis der neue Pfarrer an einem unschädlich vorbeyziehenden Wetter ihnen zeigte, daß man auch gepudert das Wetter wegsegnen könne. Wenn wird doch das Volk verjährter Kindereyen satt werden?

Obgleich nun mit geweihten Glocken bisher gegen das Gewitter geläutet worden ist: so hat doch dasselbe, seine zerstörende Kraft gezeigt, indem nach der Stuttgardter Zeitung 95. St. allein

in

in dem Sommer 1783. 96. Personen in Teutschland und Frankreich ein Opfer dieses Misbrauchs worden sind.

Man beschönige immer die Beybehaltung dieser Ceremonie des Glockenläutens durch physikalische Erklärung ihres Nuzens: so wird man doch auch da stecken bleiben. Der Klang der Glocken, sagt man, treibe durch seine Ausbreitung in der Luft die Wolken weg, und nöthige die Gewitter eine andere Richtung zu nehmen. Es ist wahr, der Schall ist eine zitternde Bewegung der Luft: ist es aber möglich, in solcher Entfernung, in welcher die Wolken stehen, eine so ungeheure Menge von Dünsten zu bewegen? Man hänge in der Entfernung von 5—600. Schuhe von einer Glocke eine Pflaumfeder an einen seidenen Faden, und schlage an die Glocke: so wird auch bey dem stärksten Klang nie eine Bewegung der Feder wahrzunehmen seyn. Auch wenn es nur schneyet: so wird der Ton der Glocken weniger gehört.

Es ist nicht wahr, wenn man behauptet, daß die Glocken durch das Läuten elektrisch werden.

den. Alle Metalle werden bey Gewittern elektrisch, und geben die gewönliche elektrische Zeichen von sich, wenn sie isolirt sind. Das Rathsamste ist also, das langwürige Läuten bey Gewittern abzustellen, wie es schon in manchen Gegenden Teutschlands und neuerdings in ganz Frankreich abgestellt worden ist, und Blizableiter einzuführen, dazu Hr. Hofrath Böckmann in seiner Abhandlung über die Blizableiter, Herr D. Fischer in der oben angezogenen Schrift, und Herr Prof. Weber zu Dillingen in seinem Unterricht von den Verwahrungsmitteln gegen die Gewitter für den Landmann. 1784. die gründlichste Anweisung gegeben haben.

Zwölftes Stück.

Von den Urſachen des Aberglaubens ſamt dem Schaden, den er anrichtet.

Superſtitio error inſanus eſt, quos colit, violat.

Seneca.

Indem ich in dieſem lezten Stücke die Quellen kürzlich unterſuche, woraus der Aberglaube entſpringt, und den vielfachen Schaden anzeige, den er anrichtet: ſo ſuche ich die Vernunft loszubinden, die ſich in dem Volksglauben verwickelt hat, und die erſchlafte Kraft des Willens wiederherzuſtellen. Nun gibt es mancherley Urſachen des Aberglaubens, die erſte iſt die **Unwiſſenheit.** Wer z. B. in der Religion unwiſſend iſt, der läßt

läßt sich Dinge aufbinden, die weder mit der Vernunft noch mit der heil. Schrift übereinkommen. Er bekennet zwar nur einen Gott, und weicht hierinn von dem Aberglauben der Heiden ab; aber er schreibt diesem einzigen Gott zum theil eben die Fehler und Unvolkommenheiten zu, welche ihm die Heiden zuschrieben. Viele glauben, daß Gott eben den Bedürfnissen, Neigungen, Leidenschaften und Begierden unterworfen sey, welchen wir unterworfen sind. Man kan einem Richter durch den Glanz des Goldes die Augen blenden, und durch güldne Ketten seinen Willen und seine Neigung auf gewisse Art fesseln. Geschenke, sagt einer der alten Dichter, gewinnen Menschen und Götter. Glauben nicht eben dieses diejenigen, welche, wenn sie eine grosse Bitte vom Himmel erfüllt wissen wollen, demselben kostbare Opfer und Geschenke bringen? Brigitte thut alles, was sie kann, und will, wenn Gott ihren einzigen Sohn in den Pocken bey Leben erhält, den Altar und die Kanzel kleiden, und alle hohen Festtäge, sechs Jahre hintereinander, zwey grosse Wachskerzen auf

den Altar ſchenken. Urſula hat ein anders Anliegen, und will in ein Waiſenhaus ein paar Ballen Leinwand ſchenken, wenn Gott ihre Bitte erfüllt. Der Wollüſtling bereichert die Tempel, der Ehrgeizige ſchmücket ſie aus, und der Geizige ſchläft auf der Erde, übernimmt Wallfahrten, hungert und geiſſelt ſich faſt zu tode, um nur die elende Verſicherung in ſich unterhalten zu können, daß er ſich um Gott und ſeine Ehre verdient mache, und alſo berechtiget ſey, von ihm mancherley Gnadenbezeugungen zu erwarten. — Arme kleiden, die Kirchen auszieren, ſind, wenn dieſe Werke aus reinen Abſichten geſchehen, fürtrefliche Handlungen; aber ſie werden verabſcheuungswürdige Werke, wenn man ſie deßwegen thut, um gleichſam den allerheiligſten und erhabenſten Gott zu bewegen, daß Er, ſeinen Eigenſchaften und der von ihm feſtgeſezten Heilsordnung zuwider, uns gewiſſe beſondre Gefälligkeiten erweiſen ſoll. Ehedem ward dieſer Grundſaz aufgeſtellt, und richtig befolgt: Je weniger ein Volk weiß, je leichter und gewiſſer glaubt es, was es glauben ſoll. Ich

muß

muß hier anführen, was der sel. Canzler Mosheim Th. VIII. seiner Sittenlehre S. 50. sagt: „wenn Reuchlin, Erasmus, und fürnemlich der grosse Luther die Möncherey nicht mit so unüberwindlichen Waffen aufs herzhafteste angegriffen hätten, so würde Europa in eine mehr dann heidnische Blindheit, so wie in der Glaubens- also auch in der Lebenslehre, zurückgesunken seyn."

Aus der Unwissenheit in der Naturlehre entspringen ebenfalls Thorheiten genug; daher schreibt man dem Glockenläuten die Kraft zu, Wetter, Gespenster und mancherley Teufeleyen abzutreiben; daher haben auch einige Pflanzen so wunderbare Kräfte erhalten: das Eisenkraut verwahre die Haut dergestalt, daß sie auch kein glüendes Eisen versehren könne; vermittelst der Christwurzel könne man Schlösser aufspringen; die Alchimisten meinen, durch die Eichenmispel Wunder thun zu können; und welches Glück weissagt nicht der Fund eines vielblätterigten Kleeblats? die Irrwische müssen nichts gutes, nichts natürliches seyn, und selbst der Laidige sich mit im Spiel befinden; den feuri-

gen Drachen hält man für eine Erscheinung des Bösen. — Alles dieß aus Mangel der Erkenntniß in den Werken der Natur.

Eine andre Ursache des Aberglaubens ist die Leichtglaubigkeit der Menschen, die etwas nicht lange untersuchen, ob es wahr oder falsch sey, sondern unüberlegt glauben. Dieser Fehler hängt den Menschen von Jugend auf an. Man ist in den ersten Jahren geneigt, alles zu glauben, was man hört. Das unerfahrne Herz weiß von keinem Argwohn, und meinet, die Aufrichtigkeit sey eine allgemeine Tugend, und der ungeübte Verstand, der noch keine Kraft hat, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, hält alles für Wahrheit, was dafür ausgegeben wird. Hiedurch geschieht es, daß man oft in dem ersten Abschnitt seines Lebens eine solche Menge von gedichten und irrigen Meinungen einsammelt, daß man in den übrigen dreyen Arbeit genug findet, sich von diesem Unrath zu befreyen, und nicht selten ein gut Theil davon mit aus der Welt nimmt. Läßt sich vollends der Mensch bey mehrern Jahren von dem

Irrti-

Irrdischen fesseln: so hilft er sich selbst zu boden werfen, und gibt sich dem Aberglauben preiß. Das erfuhr ohnelängst nach dem Nürnbergischen Allerley 1782. S. 603. eine Gesellschaft von Bauren, die sich durch einen Betrüger verführen liessen, den Teufel vermittelst des sogenannten Christophelgebets zu nöthigen, daß er Geld bringe. Der Betrüger erschien nach einer monatlichen Beschwörung unter der Maske des Teufels, und warf einen ganzen Plunder gelber Rechenpfenninge in die vom Mond beleuchtete Stube. Das vermeinte Geld wurde von den Beschwörern hastig aufgelesen, in eine Küste verschlossen, der Schlüssel dem Tausendkünstler ausgeliefert, und ein Viertelsjahrlang in Freuden gelebt. Länger ließ sich der Betrug nicht spielen, der Betrüger entwich, und die leichtglaubigen Bauren machten bankerot.

Die dritte Ursache ist die Neigung der meisten Menschen zum wunderbaren und seltenen. Mit dieser Krankheit ist besonders der Pöbel angesteckt. Es scheint ihm, wenn die Triebfedern nicht sichtbar sind, alles groß und erschröcklich zu

seyn. Die ungekünstelte Natur gefällt ihm nun nicht mehr; denn er ist nur gar zu geneigt zu allem, was selzam, ebentheurlich und wunderbar ist, er entsagt der Vernunft, er verliert in seiner Schwachheit den Gebrauch seiner Sinne, und wird, so zu reden, zu einem Steine, so bald er die Augen auf ein falsches und abgeschmacktes Wunder geworfen hat. Noch in den neusten Zeiten bey der barbarischen Hinrichtung des Johann Calas rief der Pöbel zu Toulouse den jungen Calas an, den man für einen Märtyrer der päbstlichen Religion ausgab, betete auf seinem Grab, verlangte Wunder von ihm, und erzehlte auch wirklich, daß dergleichen geschehen seyen. Zu einem Todten beten, Stücke von seinem Hemde umbinden, Wasser mit Erde von seinem Grabe vermischt einnehmen, schreckliche Convulsionen — sind lauter Umstände, die immer bey einem göttlichen Wunder seyn können, welche beweisen, daß noch Vornehme und Geringe in Absicht der Religion an der Wundersucht, mithin unter der Sclaverey des Aberglaubens, liegen. Bey Oporto in Spanien war

war auf dem Gute des Don Meraldo ein Mensch, der von der Geburt an den Gebrauch seiner Arme nicht gehabt hatte, und deßwegen blos zur Aufsicht über andre Arbeiter gebraucht werden konnte; denselben überfiel am 9. Sept. 1777. in dieser Beschäftigung auf dem Felde ein heftiges Ungewitter, vor welchem er sich, wie man meistens den übeln Gebrauch hat, unter einen Baum flüchtete. Kaum war er da untergetretten, als ihn ein Stral zu boden stürzte. Die Arbeiter liefen ihm zu Hülfe; er kam wieder zu sich, und empfand nicht nur keine Schmerzen, sondern er konnte sich izt auch beym Aufstehen mit seinen Armen und Händen helfen. Das Volk rief: Wunder! Wunder! die Naturkündiger der Gegend finden in diesem Vorfall eine neue Probe von dem Wesen der elektrischen Materie, und ihrer Wirksamkeit in dergleichen Fällen.

Die vierte Ursache liegt in der Schwäche des Körpers oder der Seelenkräfte. Der Unglauben, der Irrglauben und der Aberglauben, die in unsrer Welt so viele klägliche Begebenheiten

verursachen, sind von einer zwiefachen Art. Die eine Art dieser grossen Uebel gehört zu den Krankheiten der Seelen, die aus einer blinden und verderbten Vernunft von einem unartigen Willen entspringen. Die andre Art kann zu den geheimen Krankheiten des Leibes gerechnet werden, die sich für der Scharfsichtigkeit der besten Aerzte verbergen, und den Geist, man weiß nicht wie, irre machen und anstecken. Jene Gattung muß durch Schrift und Vernunft bezwungen und ausgetrieben werden; diese wird oft blos durch Sanftmut, durch Pflege und Gedult zu weichen genöthiget. Titius redet von nichts als Erscheinungen und pflegt, seiner Meinung nach, eine immerwährende Gemeinschaft mit dem Himmel und den Einwohnern desselben. Ein andrer läßt es sich einfallen, daß ihn der Herr gerufen habe, die Welt zu bessern, und ein neues geistliches Reich aufzurichten. Beyde sind dem gemeinen Wesen schädlich. Man meinet, diese Verführer mit Gründen, mit Vernunftschlüssen, mit Stellen der heil. Schrift auf bessere Gedanken zu bringen. Und hat man darauf

auf gemerkt, daß sie gewissen beschwerlichen Zufällen des Leibes unterworfen sind, und vielleicht durch eine undienliche Nahrung sich ein unreines Geblüte zugezogen? Hat man auch darauf acht gehabt, ob sie nicht natürliche Thoren, in deren Bildung die Natur einen Fehler begangen? Der Nervenbau der Kinder und Weibspersonen ist zärter und schwächer. Plato schreibt diesen den Ursprung des Aberglaubens und der Schwärmerey zu, und Hippokrates bemerkt, daß die Geisterserscheinungen mehr Weibs- als Mannspersonen verrückt machen.

Die fünfte Ursache findet man in der **Macht der Vorurteile**, die den Menschen oft bis ins Grab nicht verlassen. Von den Eltern und Ammen werden sie auf die Kinder, und von diesen auf ihre Nachkommen gegen gute Waaren umgesezt. Viele hundert Menschen haben kurz vor ihrem Tode einen Mönchsrock angezogen, oder doch den Ihrigen befohlen, sie nach ihrem Tode in eine Ordenskleidung einzuhüllen, in der Meinung, daß die Gerechtigkeit Gottes ihr Kleid ehren, und eines

Sünders, deſſen Körper in eines Franziſcaners oder Kartheuſers Kappe ſteckt, ſchonen werde. Je ſchmuziger und cyniſcher das Gewand iſt, deſto kräftiger und wirkſamer iſt es vor Gott. In manchen vorheiligen Ländern — wolverſtanden, nicht unter Joſephs Stab — werden die Leichname der Kezer auf den Schindanger verwieſen, eben als ob die Würmer ſo viele feine Lebensart hätten, daß ſie mit einem in geweihetem Boden verſenkten Körper ſäuberlicher verführen als mit den andern, und eben als ob der ein näheres Recht zum Paradiß hätte, bey deſſen Leichbegängniß ſich eine Eskorte von Bettelmönchen findet, elende Singer die Luft durchheulen, und ein Duzend Brüderſchaftsheiligen den Sarg beläſtigen. Die Proteſtantiſche Religion machte die Menſchen von unzähligen abſcheulichen Vorurteilen frey, die ehemalen unter den Menſchen gewütet haben. Man ſchlachtet keinen Unſchuldigen deßwegen ab, weil er nicht blindlings das glauben will, was ſein Landesherr ſich in ſeiner wollüſtigen und weiblichen Unthätigkeit hat bereden laſſen. Man verbrennet keine

Hexen

Hexen mehr; man läßt sich durch die Furcht vor Gespenstern nicht mehr martern; man läßt sich nicht von der Geistlichkeit mit verbundenen Augen führen; man geisselt sich nicht mehr zu tode; man wird selbst gegen die Ungläubigen liebreicher, und erweißt ihnen als Menschen alle gesellschaftliche Pflichten. Dieser Vorzug ist für das ganze menschliche Geschlecht sehr wichtig, und man fängt selbst in den katholischen Staaten an, eine Unmenschlichkeit gegen Unterthanen zu verabscheuen, die nicht einmal das alte heidnische Rom gegen fremde Nationen, die andre Gottheiten verehrten, ausgeübt hat.

In dem gemeinen Leben gibt es noch eine Menge andrer Vorurteile, gelingt es manchen in einer Sache ein paarmal nicht: so steckt weiß nicht was dahinter. Johann Keppler, der grosse Astronom, stirbt unter währendem Drucke eines Buchs, das er geschrieben hat. Jakob Bartsch, sein Schwiegersohn und treuer Nachfolger in den astronomischen Meinungen, stirbt auch darüber; und nun erschrickt Ludwig Keppler, des Urhebers

Sohn,

Sohn, über dieſe Zufälle ſo ſehr, daß man tauſend Mühe gehabt hat, ihn zu vermögen, den Druck des Buches zu befördern. Er hat ſich gefürchtet, das Leben einzubüſſen, wie es ſein Vater und Schwager eingebüßt hatten, bis ſeine Stiefmutter, die mit vielen Kindern bey ihrer Armut überhäuft war, ihn endlich durch viel Bitten und bewegliche Vorſtellungen dazu gebracht hat.

Ganz neuerlich ergieng eine königlich-Preuſſiſche Verordnung, daß, um der Thorheit abhelfliche Maaſe zu geben, als könnte ein von einem tollen Hunde gebiſſenes Vieh vor dem Ausbruche der Wuth geſichert werden, wenn es mit dem Schwerdte eines Scharfrichters blutrünſtig gemacht werde, ſowohl der Eigenthümer eines ſolchen Stücks Vieh, der es zum Scharfrichter in die Cur gebracht, als dieſer auch ſelbſt, wenn er es annimmt, jeder eine Strafe von 5. Thl. erlegen müſſe.

Die ſechste Urſache liegt in den falſchen **Begriffen der Religion**, die von einer verkehrten Auslegung der heil. Schrift entſtehen. Ich habe oben ſchon Beweiſe hievon gegeben. Wer mit den

Juden

Juden glaubt, einige Sprüche der heil. Schrift hätten eine besondre Kraft, wenn man sie an den Hals hänge; weil Salomon sage: Hänge sie an den Hals. Spr. 6, 21. und wer daher aus eben dem Grund den Anfang des Evang. Johannis am Halse trägt, und das Fieber oder andre Krankheiten zu vertreiben, der handelt thöricht; so wie derjenige, welcher also schließt: Weil Christus nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, und die Apostel alles verlassen haben, um Christo leiblicher Weise nachzufolgen: so muß auch der Christ nichts eigenes haben, und wol gar seinen täglichen Unterhalt vor den Thüren sammlen. In dem Bayrischen Zuschauer 1782. S. 481. steht: In die Gegend von T. kam neulich ein Frater Collector aus dem F. Orden und bettelte Butter und Schmalz. Unter andern besuchte er ein Haus, wo zum Unglück alles auf dem Felde, und eben niemand zu Hause war, als die kleine Tochter. Da aber die Bäurin diese geistliche Execution, welche Sonntags vorher gewönlicher massen von der Kanzel herab verkündigt worden ist, schon erwartete: so hinterließ

ließ ſie ihrem Töchterchen ein halb Pfund Butter, mit dem Auftrag, ſie ſollte es dem Frater, wenn er kommen würde, geben. Der Frater kam, und das Mädchen vollzog den Befehl. Mit groſſen Augen und unter Schütteln des Kopfes beſah der Frater das halbe Pfund; wollte Anfangs ſeinen Augen nicht trauen, und ſchwieg lange Zeit. Iſt das alles? ſagte er haſtig; du haſt dich gewiß geirret, gutes Mädchen! deine Mutter gab mir ſonſt mehr. Das Mädchen aber verſicherte, daß ſie ihm mehr nicht geben könnte, und daß die Mutter mehr nicht, als dieſes halbe Pfund zurückgelaſſen habe. Hat denn deine Mutter, fuhr er fort, nicht mehr Butter im Hauſe? und als ihm das Mädchen geſtund, daß ſich in dem zugeſperrten Käſtchen, das ſie ihm wieß, noch welche befände, die ſie aber nothwendig brauchten, um am Abend für ihre Leute, welche von der Feldarbeit zurückkämen, kochen zu können: ſo drang er ſo lange in ſie, bis das Käſtchen geöfnet wurde. Da ſtund der Frater hin, ließ ſich nichts merken, nahm die vierpfündige Butter heraus und zu ſich,

und

und ſtellte das halbe Pfund hinein, und nun — Gratias Deo! Es wurde Abend und die Mutter kam zu Hauſe mit den Arbeitern, und wollte kochen; allein die Arbeiter mußten ſich gefallen laſſen, hungerig zu Bette zu gehen; weil der Frater zur Sättigung derer, die nicht arbeiten, die Butter davon getragen hatte. Wie iſt es möglich, daß, da man die verächtlichen Schwärme von ungeſtimmen Bettlern zu öffentlichen Arbeiten anhält, man ſtarke, geſunde, wohlgenährte Leute in rauhen und unförmlichen Kleidern in den Häuſern der arbeitſamen Gliedern das Brod erbetteln ſieht? Wie iſt es möglich, daß Päbſte und Biſchöffe die freywillige Armut, als eine Zierde, als ein Merkmal der höchſten Tugend in die chriſtliche Kirche haben einführen können: Alle Sittenlehre, die den willkührlich übertriebenen Tugenden einen zu hohen Werth gibt, ſezt die wahre ſimple Tugend in eben dem Grade in unſrer Achtung herunter, und mindert zugleich den Abſcheu vor wirklichen Laſtern. Darüber werden der Phantaſt, der Tartüffe in den Augen des Volks die Heiligen, und

der

der redliche Handwerksmann, der Taglöhner, der in der Furcht Gottes redlich arbeitet und sichs sauer werden läßt, um zur Erhaltung der allgemeinen Wolfart das Seinige beyzutragen, und aus seinen Kindern für die Welt wieder nüzliche Bürger zu machen, muß kriechen. Aus böser Absicht ist nie, auch der unsinnigste Aberglaube erdichtet; der Betrug kommt erst hinten her, wenn der Stolz und der Eigennuz ihren Vorteil dabey sehen und denselben behaupten wollen. Und wenn die Zusäze anfänglich noch so unschuldig sind: so werden sie früh oder spat der Religion doch allemal gefährlich.

Nun auch kürzlich etwas vom Schaden, den der Aberglaube anrichtet. Er verdient alle unsre Aufmerksamkeit. Ein jeder Irrthum ist schon schädlich. Zwar hat man auch in politischen und häußlichen Fällen von dem Aberglauben Nuzen gezogen. Die Historie bietet tausend und aber tausend Beyspiele des Nuzens dar, welchen die Fürsten aus dem Aberglauben der Völker gezogen haben, es sey nun, daß man dieselben anfrischen oder

oder furchtsam machen wollen. Ein Delphisches Orakel, eine Antwort der Auguren, die Erklärung eines Wunders sind bey tausend Gelegenheiten zu den Absichten der regierenden Häupter von grossem Nuzen gewesen. Agesilaus hat seinem Kriegsheer durch Orakelsprüche Muth gemacht, und deßwegen ein Verständniß mit den Priestern gehabt, so daß er seiner Sache schon gewiß gewesen, ehe er noch gefragt hat. Aristander, der Wahrsager, thut dem Alexander mehr Dienste, als einer seiner Feldhauptleute. Der Henker zu Passau schaft zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch seine Kunst eine Menge feiger Memmen zu muthigen Kriegern um. Bey dem Attila war der Aberglaube ebenfalls einer seiner Kunstgriffe. Er beredet seine Soldaten, er habe das Schwerdt des Mars gefunden, womit man stets siege. Alphonsus, der den Grund zur portugiesischen Monarchie gelegt hat, gibt eine Erscheinung vor, und schlägt mit weniger Mannschaft fünf Könige. Mehrere Beyspiele führt Naudé in seinen Considerations sur les Coups d'Etat an. Der abergläubige Dejota,

rus rettete ſein Leben, weil ihm der Flug eines Adlers ſeine Reiſe zu widerrathen ſchien; denn wenn er ſie fortgeſezt hätte: ſo wäre er unter dem Verfalle des für ihn beſtimmten Zimmers zerquetſcht worden. Viele haben durch eine abergläubiſche Furcht den Völkern eine Tugendliebe einzugeben ſich bemühet; etwas von einer Seite gewonnen, und noch einmal ſo viel von der andern verloren. Man vergolde dieſe Pillen, wie man will; ſie werden immer bitter bleiben. Wie viele Länder und Völker hat der Aberglaube in das äuſſerſte Elend geſtürzt? Läßt ſich der Menſch durch einen ungegründeten Glauben von gewiſſen böſen Thaten abhalten: ſo verführt ihn eben dieſer falſche Glaube andre Dinge mit Luſt und Eifer zu verrichten, die oft ihm und andern viel nachtheiliger ſind, als die, welche er unterläßt; und es iſt gewis, daß keine Leute kühner ſind, die heiligſten Pflichten, die ſelbſt die Natur einen jeden Menſchen lehrt, zu übertretten, als die, welche ſich zu einem unvernünftigen Gottesdienſte haben verleiten laſſen. Wie oft iſt das koſtbarſte Blut

eines

eines Regenten, eines Kindes, eines Vaters, eines Bruders, welches selbst der Allerwildeste durch sein eigen Blut gerne erlösen will, ohne alle Bewegung von solchen Leuten vergossen worden? Auch in häußlichen Fällen überwiegt der Schaden den Nuzen ungleich mehr, welches ich in der Folge zeigen werde.

Der Aberglaube schadet der Gesundheit des Menschen. Es ist bekannt, daß eine kindische Angst und Unruhe, besonders bey einem Kranken, die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen kann. Hört ein Kranker die Todtenuhr, oder die Glocke ins Läuten schlagen, oder einen Hund heulen, oder träumt ihm von Lichtern: so grämt er sich das Leben ab. Was ist gewönlicher, als daß man eine Aderläse bis auf ein gutes Zeichen nach dem Plan der Aderlaßtafel verschiebt, ob auch gleich ein hiziges Fieber auf dem Wege ist, oder ein Steckfluß drohet? die Kraft der Arzney kann leicht dadurch verändert werden, wenn man die Furcht sich einnehmen läßt, es sey eine böse Stunde oder übels Zeichen gewesen. Der Gebrauch der Amu-

lete, der Gift- und Schröckſteine, der Krampfringe, der Skapuliere, Ignatiusbleche, und ſonſtiger Angehänge kann eine Krankheit ſo zu Kräften kommen laſſen, daß der blinde Verehrer darüber entweder das Leben einbüßt, oder wenigſtens die üblen Folgen davon bey dem Arzte reichlich verzollen muß. Das iſt auch bey dem kranken Vieh wahr. Wenn daſſelbe z. B. kränkelt, oder eine Viehſeuche ins Dorf kommt: läßt man Meſſe über das kranke Vieh leſen, oder lauft zum Scharfrichter, erkauft ſich von ihm ein Stückchen von einem Strick, woran ein Miſſethäter erwürgt iſt, und ſtreicht das Vieh über den Rücken hinab; oder räuchert den Stall, um der Zauberey Einhalt zu thun; oder malt Trottenfüſſe an, und verſäumt dabey die ſchicklichen Mittel, um die Seuche abzuhalten. Eine Magd ſtieß einſt einem Vieh die Miſtgabel in hintern Fuß, daß ein Zinke brach, und ſtecken blieb. Sie furchte ſich es zu ſagen, gab Zauberey vor, und das Vieh gieng drauf. Ein anders Vieh ward in einen Stall geſtellt, worinn lange Zeit kein Vieh ſtand; es ſtellte ſich ungebärdig,

riß

riß mehrmalen vom Strick ab, und entlief; der blöde Haufe vermuthete Zauberey, bis es dem Pfarrer einfiel, seinen Stall durchsuchen, und ein Brett an dem Ort abreissen zu lassen, wo das Vieh angebunden war; man fand, daß sich hinter demselben schwarze übelriechende Vögel angehäuft hatten. So bald diese weggeschaft wurden, war das Vieh ruhig.

Der Aberglaube, dieses schädliche moralische Gift, hat auch einen nachtheiligen Einfluß in die Glücksumstände, indem die Menschen aus Trieb des Aberglaubens nicht nur Handlungen unterlassen, und damit ihr Glück verscherzen, sondern auch Handlungen fürnehmen, die ihren Glücksumständen schädlich sind. Nicias, der athenienſische Admiral, läßt wegen einer unglückdrohenden Mondsfinsterniß die Segel wieder einziehen, und wird darüber von den Syrakusanern tüchtig geklopft. Die Holländer wollen bey dem günstigen Winde mit dem englischen Admiral Monk nicht schlagen, weil sie den Tag für sich unglücklich hielten, und verlieren zwanzig Schiffe. Der Ackersmann wartet zu seiner

Aussaat auf ein glückliches Zeichen, und seine Erndte mißlingt. Ein gewisses wohlerzogenes und fleissiges Mädchen hat zwar mehrere Freyer nacheinander; so bald man ihnen aber sagte, daß ihre Mutter in der Liste der Hexen lief: wenden sie sich ab, und das Mädchen bleibt lange unverheurathet. Der furchtsame Krispin hört des Nachts ein polterndes Gespenste, und verhüllt sich unter der Decke, des Morgens aber ist sein Wohnzimmer von diebischen Händen rein ausgeleert. In Ardivilliers, einer schönen Herrschaft in der Picardie, ist ein adeliches Schloß öfters voll Feuer und Dampf, und man hört darinnen alle Jahr gegen aller Heiligen ein abscheuliches Geheul. In der Luft über dem Schloß sahen die Bauten noch allerley Teufeleyen. Wer sich ins Schloß zu gehen wagte, kam mit einer reichen Beute von blauen Striemen auf dem Rücken zurück; nur der Pachter gieng leer aus. Muß sehen, sprach der Herr des Hauses, der von dem Kriegsdienste zurückkam, muß sehen, was das Ding ist! Er nimmt noch ein paar beherzte benachbarte Aedelleute mit geladenen Pistolen mit sich.

ſich. Der Geiſt erſcheint izt nur über dem Schlafzimmer des Offiziers. Anfangs ſehen ſie nichts als einen dicken Rauch, welchen einige Flammen, die abwechslungsweiſe aufſtiegen, verdoppelten; endlich etwas — kohlpechſchwarzes — abſcheuliche Bockshörner — hölliſcher Rauch. — Das muß der Böſe ſeyn, ſtammlet voll Angſt einer der Begleiter und bekreuzt ſich. Nein, ſagt der Offizier, der Geiſt verſteht ſein Handwerk nicht recht, daß er uns die Lichter nicht auslöſcht; ſchießt ſeine Piſtole loß und trift. Der Geiſt fällt nicht, weil die Kugel auf eine Büffelhaut gieng, er wendet ſich um und ſtellt ſich — erſchrickt — gibt Ferſegeld — wird ertappt. Der Pachter ſelbſt war der loſe Geiſt, der zwar begnadigt wurde, aber den ſeit fünf Jahren wegen geringeren Pachts erlittenen Schaden erſezen mußte; ſo lange trieb der Pachter ſein abgefeimtes Spiel. S. D. Haubers Magiſche Bibliothek. St. XX. S. 551. Die Eltern des ohnelängſt zu Glaris verhext geſchienenen Mädchens geriethen auch dem Viehdoktor, Jeminger zu Pfaffenhauſen, dem elendeſten Kerl auf Gottes

Erdboden, in die Häude. Er kam im Marktschreyer-Pomp nach Glaris, gab Vomitife, legte Zugpflaſter auf den kontrakten Fuß, ließ Kräuterthee trinken, und trieb allerley Unweſen zum kranklachen. Endlich ſtrich er einige neue Louisd'or in Sack, und zog, woher er gekommen war. Er hatte den Leuten weiß machen wollen, die Stecknadeln ſeyen im Magen angewachſen, und wenn ſeine Kunſt nicht helfe, könne niemand als die Hexe ſelbſt helfen. Wunderbar, daß vernünftige Obrigkeiten ſolchen ausgezeichneten Beutelſchneidern den Paß nicht verlegen!

Ueberdiß zeigt ſich der Schade, den der Aberglaube anrichtet, auch darinnen, daß man darüber in Gefahr des Lebens kommen kann. Ein manches Kind, weil man es für beſchrieen und unheilbar hielt, ſtarb ohne Gebrauch ſchicklicher Arzneyen. Herr Prof. Niemaier in Halle zeigt in ſeiner Abhandlung über den Aberglauben bey Ertrunkenen, daß viele, die auf der Saale ertrinken, noch gerettet werden könnten, wenn nicht die ſchädliche Meinung bey dem Volke herrſchte: am Johannis-

tage

tage dörfe man niemand aus dem Waſſer ziehen, oder man müſſe erſt den Untergang der Sonnen erwarten; denn der Waſſergeiſt, der Nix, wolle ſein Recht haben. Wenn man ihm das nicht laſſe, gehe es einem das ganze Jahr nicht richtig auf dem Waſſer. Man könne ſelbſt bey dem Ausziehen eines Menſchen aus dem Waſſer Unglück haben, jeder aber ſey ſich doch ſelbſt der Nächſte. — Ein andrer gefährlicher Saz der Rockenphiloſophie iſt: wenn man dem Sterbenden das Hauptküſſen entziehe, ſterbe er bald und ſanft. Wiederum: wer einen Menſchen, der ſich ſelbſt erhenkt hat, vom Strick losmache, der werde unehrlich, und könne ſein Handwerk nicht mehr treiben. Ich habe aus dem Munde des Müllers ſelbſt gehört, daß in ſeiner eignen Mühle ein Knecht, den die Ordnung traf, das Eis von den Rädern abzuſtoſſen, ins Waſſer fiel, und unter ein Rad kam, welches bälder in Gang zu kommen anfieng, als er vermuthet hatte. Seine Mitknechte hätten ihn zwar plözlich aus dem Waſſer gezogen, aber ſich geweigert, ihn ferner anzurühren, und in das Bett zu bringen,

unter dem Vorwande, solches müßten die unehrlichen Weinzieher thun. Nach vielen Versprechungen, die er ihnen gethan, sey der Unglückliche an den bestimmten Ort gebracht, und glücklich gerettet worden.

Wie viele zufrüh Begrabenen hätten auf das von ihnen im Grab gemachte Geräusch noch beym Leben erhalten werden können, wenn nicht die Gespensterfurcht den Pöbel stumm und hirnloß machte? Ich sollte ganz nichts von jener traurigen Epoche anführen, worinn mit den Hexen auf mehr als heidnische Weise mitgespielt worden ist; jedoch nur ein Stückchen: Der Zahnarzt Johann Plan hielt einen jungen Menschen, der im Taschenspiel zu einer Fertigkeit gekommen ist. Er bediente sich desselben zu Schwersenz in Polen, um durch seine Kunst die Leute herbeyzuröthigen; inzwischen geht er, der Meister selbst, den Jahrmärkten nach, und suchte sich durch Zahnausreissen die nöthige Nahrung zu verschaffen. Bey seiner Zurückkunft nach Schwersenz sieht er mit Erstaunen seinen jungen Künstler am hellen lichten Galgen hangen, und

zwar

zwar mit seiner Spieltasche um den Hals. Der junge Taschenspieler, der auf öffentlichem Markte Vögel, Eyer u. d. vor aller Menschen Augen schuf, wurde in polnischen Bock gespannt und so lange derb durchgeprügelt, bis er sich als Zauberer bekannte, worauf er nach Ordnung und Recht gehenkt wurde. Der Zahnarzt befürchtete für sich, den Meister, was ärgers, entweicht heimlich und kommt durch Umwege nach Breßlau. Sero sapiunt Phryges. Hauberische Bibliothek. St. XII.

Eine andre gewisse Folge des Aberglaubens ist die **Versündigung**; der Abergläubische versündigt sich gegen Gott, gegen sich selber und gegen die bürgerliche Gesellschaft. Indem er alles von willkührlichen Zeichen und zufälligen Ursachen erwartet: so scheint er den Zusammenhang der Dinge, die Ordnung der Natur, die Weißheit der Vorsehung zu läugnen. Er ist eben so gut, als der Ungläubige ein Atheiste, indem er sich Gott und seine Regierung auf eine unwürdige Weise vorstellt. Und wer beleidigt das höchste Wesen mehr, derjenige, der sein Daseyn ganz läugnet, oder der demselben

unan-

unanständige Handlungen und schlechte Eigenschaften zuschreibt? Lieber will ich, sagt Plutarch hierüber, daß man mein Daseyn gänzlich verkenne, als daß man mich für einen bösen, schlechten und dummen Mann hält. Auch bey den gewöhnlichsten Geschäften und Angelegenheiten wird sich der Aberglaubische etwa aus Mangel der Einsichten oder auch aus Eitelkeit und hoher Selbstsucht bereden, daß der Himmel gar wol um seinetwillen den Lauf der Dinge ändern, und ihm einen übernatürlichen Wink geben könne, wenn es darum zu thun ist, diese oder jene Auswahl zu treffen. Wie unglücklich ist er indessen nicht bey einer solchen abergläubischen Verfassung der Seele? Immer schwebt er zwischen Furcht und Hofnung, und alle Klugheit, aller Verstand, die ihm der Schöpfer gegeben, sind für ihn ohne den geringsten Gebrauch. Jeder lerne nun vernünftig denken und handeln, und erinnere sich an seine verdrüßliche Erfahrung, die er gehabt hat, so oft er etwas blindlings, und ohne Ueberlegung unternommen; er wird bald die eigentliche Ursache des erlittenen Schadens zu seiner Warnung auf die

Zu-

Zukunft mit eignen Augen entdecken. Da wäre dann gewiß nichts natürlichers, als wenn man den Irrenden an einigen Beyspielen begreiflich machte, wie theuer sie für ihre Trägheit büssen müßten, und wie sie am Ende nichts als Schaden und Schimpf davon hätten, daß sie so leichtsinnig und kindisch alle alte Sagen der Spinnstuben noch immer mehr glaubten, und sich davon nicht abbringen lassen wollten. So würden z. B. Diebe und Verführer ihrer Töchter und Mägde sich nicht so häufig zu Werken der Finsterniß entschliessen, wenn sich solche böse Menschen mehr für der Herzhaftigkeit im Dorfe fürchten müßten. So aber verliessen sich solche boshaften Leute auf die gemeine Gespensterfurcht dergestalt, daß sie wol wußten, daß so leicht niemand Entschlossenheit und Muth besässe, wenn er sie gleich im Finstern schleichen oder ein Geräusch machen hörte, auf sie loszugehen, sondern daß vielmehr alle Leute im Hause, und selbst Männer als für einem Gespenste unter die Bettdecke furchtsam verkriechen würden. So würde auch mancher Mann, der von beyderley Eltern unterstüzt,

stützt, einen recht guten Anfang gehabt hätte, nicht zu Grunde gegangen, sondern in blühendem Zustande seyn, wenn er an statt zu Segensprechern, Schazgräbern, Wahrsagern und andern Betrügern seine Zuflucht zu nehmen, nur für allen Dingen in seinem eignen Hause mit seinem Eheweibe eine genaue Untersuchung der nächsten wahren Ursachen des Verfalls angestellt hätte; denn da würde er bald erfahren haben, daß die Schuld an ihnen beyden, und an ihrer nachlässigen Aufsicht über ihr Gesinde läge; daß ihre Kinder darum so siech wären, und nicht wüchsen, weil sie unordentlich und übermässig viel ässen, und also jene alte Frau im Dorfe, auf welche sein Weib als auf eine Hexe einen so unchristlichen Argwohn geworfen hätte, so wenig hieran Schuld wäre, als daran, daß seine Milchkammer im ganzen Dorfe die schlechteste wäre, weil nemlich seine Gefässe am unreinlichsten, seine Kühe und Schafe aber im Füttern, in der Reinigung und Wärme des Stalls am schlechtesten gehalten würden; denn eben deßwegen weil mancher Haußwirt so wenig einen Ueberschlag macht,

daß

daß er im Herbſte weit mehr als er ſollte, zu Geld macht, und auf einen Früling und Graswuchs zuverſichtlich rechnet, muß er ſein Vieh im März und April kümmerlich halten, oder wol gar, wenn er ihm nichts einſtecken kann, daſſelbe verkauffen. Da nun dadurch auch ſeinen Feldern die Nahrung entzogen wird: ſo kann man es ihm kaum verzeihen, daß er das Elend, worein er ſinkt, der Zauberey und andern eben ſo falſchen und läppiſchen, als weit hergeſuchten Urſachen aus einem altvetteliſchen Aberglauben zuſchreibt, da er doch nur die Augen aufthun und ſehen ſollte, wie er mit ſeinem Weibe, und wie hingegen ſeine wolhabende Nachbare ihre Wirtſchaft führten.

Ich wiederhole nochmals, was ich ſchon mehrmalen von der Sorgfalt gegen die Kinder geſagt habe, daß die Eltern ſie beſtändig unter den Augen haben. Es gibt zwar unter den Hausgenoſſen würdige, ehrliche und verſtändige Perſonen; aber man wird mir auch eingeſtehen, daß, überhaupt zu reden, ihr Gemüt ſo niedrig ſey, als ihr Stand. Es ſind gröſtentheils Leute, die ſchlecht erzogen

ſind,

sind, die sehr enge Einsichten haben; niederträchtige Seelen, die, anstatt daß sie für die Kinder eine zärtliche Sorge haben sollten, viehisch handeln, indem sie weder die Natur noch die Vernunft leitet. Sie wollen sich Furcht verschaffen und Gehorsam haben, es koste, was es wolle; darum gebrauchen sie die gehässigsten Listen, sie jagen den Kindern tausenderley Schrecken ein und bereden sie, daß bey dem geringsten Ungehorsam ein grausames Scheusal bereit stehe, sie aufzufressen; oder schmeicheln sie ihnen, und helfen ihnen in ihren Thorheiten durch, und sind wahre Verderber, die oft den Untergang und die äusserste Beschimpfung eines ganzen Geschlechts verursacht haben. Man lasse also seine Kinder nie aus den Augen, und entferne sie von bösen Einblasungen, die unglücklicher Weise die angenehmsten sind, und alle gute Lehren auslöschen.

Jedermann verlasse die unreinen Pfützen des Aberglaubens, und seze sein Vertrauen allein auf den, dessen Blick die Welten durchschauet, und dessen Allmacht Himmel und Erde trägt.

Die

* * *

Die unvermuthete Heyrath.

(Aus den Briefen über die Gespensterfurcht. Halle. 1784.)

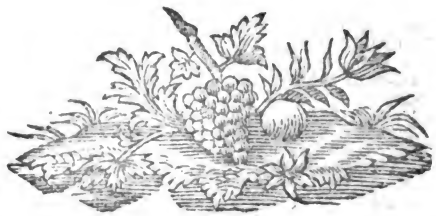
Ein junger Mann in England wollte einen Edelmann, der sein Verwandter war, besuchen. Als er auf seinem Landgute ankam: fand er alle Zimmer des Hauses bereits von Fremden besezt, die sich eingefunden hatten, um dem Hochzeitfeste von einer Tochter des Edelmanns anzuwohnen. Ein einziges Zimmer war noch übrig; allein der Herr des Hauses sagte, daß er ihm nicht zumuthen wollte, es zu beziehen, weil es seit einigen Tagen erschrecklich darinnen umgieng. Der Fremde, der eben nicht furchtsam, aber desto neugieriger war, das Gespenst in der Nähe zu sehen, ließ sich das nicht abschrecken. Er bat sich aus, daß man es ihm einräumen möchte, und nachdem er die nöthigen Maasregeln genommen, und sich insonderheit mit einer brennenden Nachtlampen versehen hatte, legte er sich ruhig zu Bette.

Ungefähr eine Stunde, nachdem sich alles im Hause schlafen gelegt, öfnete sich die Thüre, eine weise Frau trat herein, sezte sich neben das Camin, und wärmte sich an den Kohlen desselben, die noch nicht ganz ausgebrannt waren. Nachdem sie eine Zeitlang so gesessen hatte: näherte sie sich dem Bette, hob die Decke auf und legte sich hinein. Der Fremde, etwas betretten, machte ihr Plaz, und entfernte sich bis an den äussersten Rand des Bettes, um seinen Schlafgesellen ohne Gefahr beobachten zu können. Er fand bald, daß die Erscheinung athmete, daß sie warm und mit ihm von gleichem Fleisch und Bein, kurz, daß es eines von den jungen Frauenzimmern sey, die mit ihren Eltern bey seinem Vetter zum Besuche waren. Indem er sie näher beobachtete: ward er einen Ring an ihrem Finger gewahr, und, um den andern Tag seinen schönen Schlafgesellen desto leichter entdecken zu können, zog er ihr den Ring ab. Nachdem die Erscheinung eine Zeitlang neben ihm geschlafen hatte, stand sie auf, und gieng zur Thür hinaus. Der Fremde

konnte

konnte die Zeit kaum erwarten, da die Gesellschaft sich zum Frühstück versammlete. Gegen elf Uhr hatten sich endlich alle Gäste, die jungen Frauenzimmer nicht ausgenommen, in dem Gesellschaftszimmer eingefunden. Der Fremde wandte sich also, ehe man sich niedergesezt hatte, an die jungen Damen und fragte sie, ob keine unter ihnen ihren Ring vermisset habe? Ich habe den Meinigen, fieng eine an, diesen Morgen eine ganze Stunde vergebens gesucht. Es ist mir unbegreiflich, wo er kann hingekommen seyn, da ich mich sehr wol besinne, daß ich ihn gestern Abends nicht vom Finger genommen habe. Erkennen Sie diesen für den ihrigen? fragte er sie, indem er ihr den Ring überreichte. Sie erkannte ihn, und der Fremde mußte erzehlen, wie er dazu gekommen sey. Man kann leicht denken, mit wie viel Schaam und Bestürzung die junge Dame der Erzehlung zuhörte. Sie konnte die Augen nicht aufheben, und betheurte mit Erröthen, daß ihr von dem allen, was der Herr erzehle, nichts bewußt sey.

Die Entwickelung des Schauspiels machte endlich ihr Vater, indem er sich mit diesen Worten an den Fremden wandte: Meine Tochter hat nun schon eine Nacht an Ihrer Seite zugebracht. Ich habe ihr eine Aussteur von so viel tausend Pfund bestimmt; würden sie sich es gefallen lassen, sie damit fernerhin zu ihrer Bettgesellschaft zu nehmen? Der liebenswürdige Fremde ließ sich das nicht zweymal anbieten, er ergrif ohne Bedenken die Hand der jungen Dame, und die Gespenstergeschichte endigte sich mit einer Heyrath.



Digitized by Google

Entstellende Druckfehler:

S. 7. lin. 16. lies: fragt.

S. 46. lin. 3. lies: aus dem Schooße der Nacht-Dämmerung.

S. 60. lin. 15. lies: indem bisher bey ihnen Philanthropine noch Kontreband gewesen sind.

S. 78. lin. 11. lies: Nichtgelehrte, Menschen.

S. 111. lin. 8. lies: die Sonne tritt,

S. 206. lin. 17. lies: phantastische.

S. 215. lin. 3. fehlt folgendes: Democritus affirmat, has ipsas bestiolas enecari, si mulier, quæ in menstruis est, solutis crinibus & nudo pede unamquamque aream ter circumeat, post hoc enim decidere omnes vermiculos, & ita emori.

S. 376. lin. 8. lies: sechs Tage vor dem ersten Junius.

S. 391. lin. 22. lies: historiam.

S. 425. lin. 21. lies: ac tori.

S. 429. lin. 8. lies: puerosque.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Google

Google

Digitized by Google